BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girod-Chantrans, Justin

Reisen eines Schweizers in verschiedene Kolonien von Amerika während dem letzten Krieg nebst e. kurzen Relation von d. Seetreffen vom 12. April 1782 u. e. Beschreibung von d. Inseln Martinique, Curaçao u. Saint Domingue ... ; aus d. Franz. übers

Leipzig 1786

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 557
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278163-0
VD18 10692460-004

S
557

Augsbg.

Verf. J. Girod-Chantrans

Reisen
eines Schweizers
in verschiedene Kolonien
von
Amerika
während dem lezztern Krieg.

Nebst

einer kurzen Relation von dem Seetreffen vom 12. April 1782.)

und einer

Beschreibung von den Inseln Martinique, Curaçao und Saint Domingue, ihrer Produkten, Regierungsverfassung, Zustand der Sklaven, Handel u. s. w.

und einer meteorologischen Tabelle.

(Aus dem Französischen übersezt.)

Leipzig
verlegts Adam Friedrich Böhme 1786.

Leipzig

verlegts Johann Friedrich Hartknoch 1786.

Nachricht des Herausgebers
statt der Vorrede und des Inhalts.

Das Tagebuch der Schiffarth, so die erste Hälfte dieses Werks ausmacht, hat nichts Widriges als den Titel, es enthält die wahre Schilderung von einem Menschen, der zum erstenmal auf die See kömmt ohne andern Beweggrund als die Neugierde, der aus Neigung beobachtet und seinen Freunden seine Bemerkungen ganz freymüthig mittheilt. Es enthält überdies die Geschichte einiger merkwürdigen Zeitpunkte des letztern Kriegs, eine kurze Beschreibung von Martinique, und eine weitläufigere von der Insel Curaçao, und manche physische und meteorologische Beobachtungen, so unter verschiedenen Parallelkreisen angestellt worden sind.

Die Briefe, so dem Tagebuch angehängt sind, haben vorzüglich folgende Gegenstände.

Die häußliche Verfassung der Kolonie von Saint Domingue, oder allgemein zu reden, die aller Neger-Kolonien.

Verschiedene Aenderungen, die mit Nutzen daselbst vorgenommen werden könnten.

Den Character der Herren, und den ihrer Sklaven.

Die verschiedenen Mittel sein Glück daselbst zu machen.

Die Krankheiten dieses Himmelsstrichs.

Die Kosten und den mittlern Ertrag einer Zuckersiederey.

Die Kosten und den mittlern Ertrag einer Coffee-Plantage.

Die gewöhnliche Pflanz- und Erziehungsart beyder Produkte.
Ihre Mängel und Mittel zu deren Verbesserung.
Die Vertheidigung der Insel.
Ihre Regimentsverfassung.
Den kurzen Begriff eines Tagebuchs meteorologischer Beobachtungen, so auf der Insel während einem Jahr angestellt worden sind.
Einige neue Muthmaßungen über die Entstehung der höchsten Berge des Erdballs.
Die besondere Beschaffenheit der Insel Saint-Domingue, ihre Organisation, ihren Himmelsstrich, ihre Phänomene, natürliche Elektrizität, ihre Thiere und Produkte.
Der Verfasser schließt mit einer Untersuchung der Frage: welchen Einfluß die Entdeckung von Amerika auf das menschliche Geschlecht gehabt hat.

Dies ist der kurze Inhalt des Werks, ich habe ihn so kurz als möglich zusammengefaßt, damit der neugierige Leser mit einem Blick übersehen könne, ob er etwas für sich darinn finde, und gesetzt auch, daß einige Ueberschriften ihm abgedroschen scheinen sollten, so ist dies mein Fehler, und nicht der des Verfassers, der Niemand nachgeschrieben hat.

Erster

Erster Brief.

Bordeaux den 26. Januar 1782.

Seit sechs Monaten daß ich die schönen Gefilde des Pays de Vaud verlassen habe, verfloß mein Leben unter einer Menge anhaltender Geschäffte, Reisen und Vergnügungen, so daß ich nicht eher Zeit finden konnte, Ihnen mit Muße zu schreiben, als gerade in dem Augenblick, wo ich mich auf dem Schiffe auf der offnen See befand, oder vielmehr gerade zu einer Zeit, wo es am wenigsten wahrscheinlich war, daß meine Briefe Ihnen jemals würden zu Gesicht kommen.

Jetzt da mich ein unerwarteter Zufall wieder in einen französischen Seehafen zurückführt, eile ich mein Tagebuch abzuschreiben, und es Ihnen zuzusenden; um dadurch einen Theil meines Versprechens zu erfüllen.

Tagebuch einer Seereise am Bord eines Schiffs, von der Konvoy des Herrn von Guichen, so nach Amerika bestimmt war.

Mit einem Schifspaß vom französischen Hof versehen, kam ich gegen Ende Novembers 1781. zu Brest an, um mich einzuschiffen. Diese Stadt schien dazumal der Sammelplatz des ganzen Königreichs zu seyn, die Rhede und der Hafen, die mit Schiffen bedeckt waren, stellten dem Auge ein bewegliches Land vor, der Platz aber, so

mir darauf bestimmt war, schien mir so klein und ungesund, daß ich nicht eilte ihn einzunehmen, obgleich die häufigen Kouriere von Versailles, und die Geschäftigkeit des Gouvernements uns eine nahe Abreise verkündigten.

Soll ich Ihnen das Vergnügen schildern, so ich in der Stadt genoß, in Erwartung daß wir unter Seegel gehen würden? es wäre unnöthig, Sie wissen so gut wie ich, daß eine veränderliche abwechselnde Lebensart ihr Angenehmes hat. Die Neuheit gefällt und reizt, ein Fremder genießt also doppelt, durch die Zuneigung nemlich die man ihm erzeigt, und durch die so er andern einflößt. Der Zufall lies mich in dem Hause, wo ich wohnte, eine schätzbare angenehme obgleich kleine Familie antreffen, in der ich sehr glücklich war. Indessen kam doch der Punkt der Abreise gerade zur rechten Zeit, und ich genoß alle Annehmlichkeiten einer muntern und sittsamen Gesellschaft, ohne die nagende Reue zu fühlen, die öfters einen solchen Verlust begleitet.

Der Befehl zur Einschiffung kam, und ich begab mich an Bord. Jeder weiß was ein Schiff ist, allein wie verschieden ist nicht der Gesichtspunkt, unter dem man es betrachtet, wenn man es blos flüchtig aus Neugierde besieht, von demjenigen, wenn man es als seine Wohnung für eine unbestimmte Zeit betrachten muß? Alsdenn untersucht man sorgfältig, man macht Bemerkungen über seine Haltbarkeit, Größe, Beweglichkeit, Schnelligkeit, den guten oder schlechten Zustand seiner Behandlungsart, die Qualität seiner Ladung u. s. w. Das unsrige war ein Schiff von sechs = bis siebenhundert Tonnen, und von dem Könige ausgerüstet, seine Ladung bestund hauptsächlich aus metallenen Kanonen und Proviant,

und

und gehörte daher mit zu den größten Entwürfen des Seekriegs.

Den 10. December mit Anbruch des Tages erhob sich ein Nordostwind, und der General gab das Zeichen zum Aufbruch; des Nachmittags um drey Uhr befanden wir uns schon in offner See. Vergeblich würde ich aber suchen den großen Anblick zu beschreiben, den eine zahlreiche und majestätisch seegelnde Flotte darstellt, so etwas läßt sich weder mit der Feder noch mit dem Pinsel ausdrücken. Diejenigen die sich einen wahren Begrif davon machen wollen, müssen sich weder an Erzählungen noch auch an die Wirkungen einer reichen Einbildungskraft halten, sondern sie müssen selbst an dem Ufer stehend mit ansehen, wie die Schiffe von der Gewalt des Windes fortgetrieben werden, und sich nach und nach unter dem abgerundeten Horizont verlieren, und wenn sich ihnen alsdenn nur noch ein verkürztes Bild ihrer Größe, mit Nebel und Wolken verhüllt darstellt, so werden sie nach Hause zurückkehren mit der Ueberzeugung, eine ruhigere Nacht zu genießen.

Die unsrige war eben nicht die ruhigste, denn die Bewegung des Schiffs verursachte so starke und heftige Erschütterungen, daß wir Mühe hatten uns in unsern Betten zu erhalten. Wir hatten an Passagieren sowohl Herren als Diener zusammengerechnet sieben und zwanzig, diese stacken alle miteinander in der Konstabels Kammer, wo man eine verfaulte Luft einathmet, die aus dem Schiffsraum herkommt, wo sie von den Schiffsleuten bereits verdorben wird. Wer irgend nur eine kleine Neigung zur Seekrankheit hat, kann ihr in einer solchen Lage nicht leicht entgehen, auch hatten wir nur drey Passagiere

unter uns, die davon frey blieben, die übrigen alle waren weniger oder mehr damit befallen, allein auch selbst derjenige der es am erträglichsten ist, würde Mitleiden einflößen, wenn man dies auf der See kennte.

Das Schlimmste bey dieser Krankheit besteht darinn, daß man kein Mittel dagegen weiß, *) sie befällt ohne Unterschied beyde Geschlechter, und die stärksten Naturen unterliegen ihr so gut wie die schwächsten, ich, der ich davon frey blieb, will hier eine Beschreibung unsrer Lebensart hersetzen.

Um acht Uhr des Morgens tranken wir Thee, um zehn Uhr wurde gefrühstückt, und um vier Uhr Nachmittag zu Abend gegessen. Das Frühstück und das Abendessen besteht mehrentheils aus Geflügel, Schöpsen-, Schweine-, und geräuchertem Fleisch und Erbsen, Linsen und dergleichen. Der Gebrauch des frühen Abendessens ist auf allen Kauffartheyschiffen allgemein; damit alles Küchenfeuer vor Einbruch der Nacht kann ausgelöscht werden; und es wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch auch auf den Kriegsschiffen beobachtet würde.

Jeden Tag erhielten wir frisches Brod, allein indem ich dieses schrieb wurde es bereits mit Seewasser gebacken, um das süße Wasser zu ersparen **,) dadurch erhält es eine unangenehme Säure, die jedoch seiner Schönheit nichts schadet. Wir hatten zwey Kühe am Bord, die mit

*) Man verspürt indessen doch einige Linderung in der freyen Luft, und durch den Gebrauch saurer Getränke.

**) Das Gepäcke des Kapitains nahm so vielen Raum auf dem Schiffe ein, daß für die nöthige Menge Wassers kein Platz mehr übrig war.

mit großer Sorgfalt gewartet wurden, allein ihre Milch ist blos allein für unsern Staab bestimmt, und selbst die Königlichen Passagiere erhielten nichts davon; ich kehre aber wieder zu unsrer Reise zurück.

Wir befanden uns den 11. bey Anbruch des Tages, mit drey Vierteln der Konvoy unter dem Wind, und dies stärkte unser Vertrauen auf den Gang unsers Schiffs, von dem man sich vorher nichts besonders versprochen hatte; wir seegelten in einer Stunde zwey Seemeilen mit wenig Seegeln, und die ganze Konvoy beobachtete keinen ordentlichen Lauf; in der Nacht wurden auf jedem Schiff Laternen aufgesteckt, welches einen prächtigen Anblick gab.

Den 12. seegelte die Konvoy noch eben so unordentlich wie den Tag vorher, man sah die Kriegsschiffe auf dem Steuerbord *) der Armee in einer einzigen Linie, und unter dem Wind der Transportschiffe; um neun Uhr früh entdeckten wir einige Seegel gegen Nord-Osten zu, nach und nach vermehrte sich ihre Anzahl, und wir wurden bald nachher überzeugt, daß es Feinde waren. Sie erreichten sehr bald den hintern Theil der Konvoy, und fiengen an die Schiffe desselben zu beschießen, ohne daß es den Kaufleuten auf denselben möglich war, einigen Schuß zu finden. Die Bestürzung, so ein auf einen wehrlosen Taubenschlag herunterstürzender Raubvogel verursacht, kann nicht größer seyn als die, in der wir waren; indessen ließen sich unsere Beschützer doch bewegen; der Bretagne, der Royal Louis und alle übrigen majestätischen Kolossen, suchten nach einander vor den Wind zu kommen,

*) auf der rechten Seite.

um dem Feind entgegen zu gehen, allein bevor sie die Entfernung von zwey bis drey Meilen, in der sie von dem Feind waren, zurücklegen konnten, gewann letzterer Zeit, einige von unsern Schiffen zu nehmen und mit seinen Prisen sich auf die Flucht zu begeben. *) So endigte sich diese traurige Begebenheit, die uns für den Augenblick, und auch in der Folge theuer zu stehen kam, weil man aus allzugroßer Sorglosigkeit einen unordentlichen Lauf genommen hatte.

In dem Augenblick als die Kanonade anfieng, gab der Herr von Guichen allen Konvoyschiffen das Signal der Erlaubniß in gegenwärtiger Lage den Weg zu nehmen, den man für den besten halten würde. Unser Kapitain, der vielerley Gepäcke hatte, sah keine weitere Rettung als in der schnellsten Flucht, und erklärte dies Signal so als wenn es hieße: rette sich wer kann. Ohne also weiter zu berathschlagen, ließ er die Segel verdoppeln, lief hinter den Wind, und so entfernten wir uns immer mehr und mehr von dem Feinde und von den unsrigen. Zu gleicher Zeit erhob sich ein dicker Nebel, die See wurde stürmisch, und wir setzten unsern Lauf die ganze Nacht fort.

Den

*) Nachher erfuhr man, daß die Engländer die reiche Konvoy von Saint Domingue suchten, und zu finden glaubten, die drey Tage vor unsrer Abreise zu Brest eingelaufen war. Da sie wußten wie schwach sie bedeckt war, so bedienten sie sich in ihrem Angriff nicht der nöthigen Vorsicht, und überfielen uns in der Geschwindigkeit. Dieser Irrthum war ihnen indessen sehr vortheilhaft, denn sie nahmen uns ein Duzend Schiffe weg, ob sie gleich um die Hälfte schwächer waren, als die Armee so uns beschützte.

Den 13ten mit Anbruch des Tages sahen wir abermals einige Seegel, und unser Kapitain machte verschiedene Wendungen um ihnen zu entgehen, indem er lieber die Gefahr einer einsamen Farth wagen wollte, als einen Irrthum zu begehen, und einen Feind anstatt eines Beschützers zu finden, und so genossen wir nach einem forcirten Lauf von vier Stunden den traurigen Vortheil, uns auf einem unermeßlichen Horizont ganz allein zu befinden.

Den 14ten entdeckten wir in unserm Schiff einen beträchtlichen Leck, den 15ten nahm er zu, Passagiere, sowohl Herren als Bediente, nebst dem Schifsstaab, mußten an der Pumpe von 8 Uhr des Morgens bis 8 Uhr des Abends arbeiten, um das Schifsvolk abzulösen. Wir hielten es für unumgänglich nothwendig, irgendwo anzulanden, allein der Wind veränderte sich und trieb uns von den Spanischen Küsten ab, auf die wir losgiengen. Der Leck beschäftigte unterdessen jeden von uns acht bis neun Minuten lang jede halbe Stunde an der Pumpe, und man befürchtete wegen des schlimmen Wetters, der Ueberladung des Schiffs, und der Art seiner Ladung, daß er sich noch vermehren würde. Dergleichen Gedanken entstehen bey jedem widrigen Wind, und ängstigen die kältesten Temperamente; indessen wurde unser Muth durch die Menge der Passagiere, ihre verschiedenen Humore, und durch Scherze so von Zeit zu Zeit vorfielen, unterhalten, und wir fanden sogar Vergnügen in einer Lebensart, die aus dem Gesichtspunkt der Weichlichkeit betrachtet, fürchterlich scheinen würde.

Den

Den 16ten früh zerriß uns ein Windstoß zwey kleine Seegel, die man nicht Zeit gehabt hatte einzunehmen. Das Meer war noch immer sehr stürmisch, und unsre Masten knakten von der starken Bewegung, und drohten jeden Augenblick zu zerbrechen; man unterstützte sie mit Tauen, und machte sie endlich fest. Jedes Seegel so wir entdeckten, war uns verdächtig und wurde von uns vermieden. Wir hatten weder Sonne noch die Höhe, sondern seegelten immer aufs Ohngefähr, und unsre ganze Farth so aus einer Menge kleinerer bestand, war sehr ungewiß, und machte uns in Ansehung unsrer vermeynten Lage sehr mistrauisch.

Unsre Schifsleute versicherten uns, bevor wir die Rhede von Brest verließen, daß das Schiff in Betracht seiner Weite und seiner Bauart dem Stoß der Wellen hinlänglich widerstehen würde, dennoch aber wurde es so herumgeworfen, daß wir nicht ohne Unbequemlichkeit essen konnten; außerdem mußte man viele Geschicklichkeit anwenden, um von einem Zimmer in das andere zu kommen, und sogar um aufrecht stehn zu bleiben. Zweymal wurden die Tische und Bänke der Berathschlagungskammer von ihren Hacken losgerissen, und von einem Bord so schnell und heftig auf den andern geworfen, daß sich niemand wagen durfte und konnte sie aufzuhalten.

Diese starke und heftige Bewegung rührte vermuthlich von der Schwere unsrer Ladung, von der schlechten Vertheilung derselben, und noch mehr von der Ueberladung desselben her, denn es gieng weit über den Punkt seiner größten Breite im Wasser; es war überdies von Tannenholz gebaut und folglich einem unaufhörlichen Krachen unterworfen. Diese Musik aber genießt man

am besten in der Konstabelskammer, und wird dadurch in den Schlaf gewiegt, es schien fast als wenn bey jeder Bewegung alles auseinander reissen wollte, und in Wahrheit tragen alle Theile das ihrige treulich dazu bey.

Die Nacht vom 16ten auf den 17ten breitete ihre schwarzen Fittige über uns aus; die Liebhaber in der Stadt und auf dem Lande bedienen sich öfters ihrer Dunkelheit, um jene reizenden Zusammenkünfte anzustellen, die einen in vergoldeten Zimmern, die andern unter einfachen ländlichen Hütten, in beyden ist das Vergnügen dasselbe und das Licht des Tages giebt nur gar zu oft das Zeichen der Trennung zu früh. Auf der See hingegen ist nichts trauriger als eine finstere Nacht, weil die Gefahr dadurch vermehrt wird, und wir die wir fürchteten bemerkt zu werden, hatten nirgends Licht als in dem Kompaßbehältniß. Die Passagiere und die Schifsbedienten, die eben nicht im Dienst waren, versammelten sich in solchen Fällen bis zum Schlafengehn in der Berathschlagungskammer, die einen auf Matratzen, die andern auf Bänken sitzend. Auch dienten die Zimmer unsrer Damen, ob sie gleich sehr klein waren, zu Versammlungsörtern, und der größte Theil der Mannspersonen brachte die Zeit damit hin, eines nach dem andern zu besuchen. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich mit zu den letztern gehörte, am besten aber wird man behandelt, wenn man blos eine Dame besucht und sich zu ihr hält, denn auf der See schätzen die Damen die Treue beynah noch höher als auf dem Lande, und lassen sie nicht unbelohnt.

Den 17ten. Ich werde mich nicht aufhalten alle Reden zu erzählen, wozu unser Schifsleck Gelegenheit gab;

gab; jeder Tag, jede Stunde war mit einer neuen Angst bezeichnet. Die beyden Pumpen waren gewöhnlich zwey Drittheile der Zeit etwas mehr oder weniger in Bewegung, je nach der Stärke, mit der man arbeitete, und der Geschwindigkeit unsers Laufs. Aus diesen Ungleichheiten entstunden vielerley beunruhigende Reden; die Trägen behaupteten der Leck sey größer geworden, und die Unglücksvögel versicherten, wir würden unverzüglich sinken. Diese trostlosen Reden, welche laut gesagt wurden, entgiengen den Matrosen nicht, und verbreiteten Schrecken auf ihren Gesichtern, der eine von ihnen ließ sich erst fest anbinden und warf sich nachher in die See, in Hofnung den Leck zu entdecken, allein sein Bemühen war fruchtlos, und sein guter Wille wurde von uns allen belohnt.

Den 18. begab sich jedermann ganz früh auf das Verdeck, um den Anbruch eines schönen Tages zu erwarten; die See war sehr ruhig und unser Schiff schwebte sanft darüber hin, der Wind brachte uns ziemlich von der Stelle ohne jedoch heftig oder kalt zu seyn, und von Zeit zu Zeit ließ sich auch die Sonne blicken. Unsere Schifsleute wollten sie gerne im Mittag sehen, allein sie verschwand um diese Zeit hinter Wolken, und man konnte ihr Bild nur sehr undeutlich erkennen; indessen half dies doch etwas zur Verbesserung unsers Laufs aufs Ohngefähr, welcher von Tag zu Tag unrichtiger geworden war. Den Nachmittag sahen wir ein Schiff von Ostende von ohngefähr drey bis vierhundert Tonnen, und suchten mit ihm zu reden, allein es vermied uns, vermuthlich weil unsere Größe ihm Mistrauen erregte; indessen half uns doch die Schnelligkeit unsers Laufs so

weit

weit daß wir ihm zurufen konnten. Wir fragten es um Nachricht wegen der Konvoy des Herrn von Guichen, es antwortete aber es wüßte nichts davon, wir thaten noch einige andere Fragen, man stellte sich aber, als verstünde man sie nicht; wir verlangten von ihm seine Höhe und Breite, die Unterredung mußte ihm aber zu lange dauern, denn wir erhielten keine Antwort, vielmehr nahm man einen ganz entgegen gesetzten Lauf, um sich gänzlich von uns zu entfernen. Dieser kleine Vorfall belustigte die Passagiere sehr, denn bey einem so einförmigen Leben giebt die geringste Kleinigkeit Ursache zum Vergnügen.

Den 19. hatten wir schönes Wetter; nach und nach gewöhnten wir uns an die Pumpe; wir ermunterten einander wechselsweise zu dieser beschwerlichen Arbeit durch Lieder, wozu wir mit den Hebeln den Takt angaben, und wenn in der Nacht die See leuchtete, so stellte der Ausfluß unsrer Pumpen den Augen einen glühenden Metallstrom dar. Um Mitternacht entstund Lärm, die Matrosen wurden in der Eile theils mit Güte theils mit Gewalt aus ihren Hangmatten geholt, um die Seegel einzunehmen, weil ein starker Windstoß vorhanden war. Dergleichen nächtliche Unruhen sind auf dem Schiffe nichts seltenes, und die Passagiere finden eben so wenig Vergnügen daran als die Schifsleute; allein auf Kaufartheyschiffen kann man sie nicht leicht vermeiden, weil immer zu wenig Matrosen darauf sind, als daß die wenigen so wachen, in dergleichen außerordentlichen Fällen hinreichend seyn könnten. Der Wind veränderte sich nochmals, wir wendeten uns, und richteten den Vordertheil des Schiffs nach Süd-Osten.

Den

Den 21. lebten wir noch in demselben Zustande, und ich machte die Bemerkung, daß man ohnerachtet eines schlechten Schiffs und eines beträchtlichen Lecks, ziemlich lang eine stürmische See aushalten könnte. Dergleichen Betrachtungen stählen den Muth, wir hatten jedoch bereits seit einigen Tagen keine Höhe mehr, die Sonne aber zerstreute endlich die Wolken, und erschien uns um Mittag wie eine wohlthätige Gottheit. Eine allgemeine Freude verbreitete sich unter uns, als wir unsre Breite 46 Grad 40 Minuten fanden; wir hatten ohngefähr 45 G. 10 M. gerechnet; die Längen unsrer Steuerleute waren aber so von einander verschieden, daß der eine uns zwanzig Meilen von den Bordeauxischen Küsten setzte, während der andere uns über hundert davon entfernte. Da diese Küsten sehr niedrig und öfters mit Nebel bedeckt sind, so sondirten wir und seegelten besonders in der Nacht nur sehr schwach.

Den 22. fanden wir keinen Grund, wir seegelten langsam und erblickten kein Land.

Den 23. fanden wir auch sechszig Faden Tiefe, und erblickten den Thurm von Corduan; den 24. früh kam ein Lootse an Bord, allein die See gieng so hohl, daß er es nicht für rathsam hielt, uns hinein zu bringen; wir ankerten eine Meile vor dem Eingang.

Den 25. war die See noch immer stürmisch, das Schiff hatte in der Nacht den Anker geschleift, und wir befanden uns bey Anbruch des Tages so nah an den Klippen, daß der Lootse in aller Eile die Seegel aufziehen, und den Ankertau abhauen ließ, um uns aus der Gefahr zu retten. Gegen Mittag wurde die See ruhiger, und

wir

wir liefen mit der Fluth des Abends glücklich in den Fluß ein, und warfen Royan gegen über Anker. Der Kapitain machte daselbst seine Deklaration, und als er mit abnehmender Fluth wieder an Bord kam, war der Strom so reissend, daß sein Boot mit aller ersinnlichen Arbeit der Ruderknechte das Schiff nur mit großer Mühe erreichen konnte. Wir überließen nun den Schiffsleuten wieder die Arbeit an den Pumpen, weil sonst nichts bey dem Schiff zu thun war.

Den 26. in der vorigen Nacht hatten wir einen so heftigen Windstoß auszustehen, daß unser Schiff von unten bis oben unaufhörlich krachte; und ein Geräusch machte, als wenn viele Orgeln auf einmal gespielt würden *). Den ganzen Tag über hielt uns der widrige Wind auf derselben Stelle fest.

Den 27. kamen wir mit der Fluth zwey Meilen weiter, und den 28. mietheten die mehresten Passagiere Chaluppen, um sich nach Bordeaux übersetzen zu lassen. Man kann sich kaum das Vergnügen vorstellen, das wir empfanden, als wir wieder auf festem Lande waren. Ohnstreitig überwiegen die Gefahren und Mühseeligkeiten, so in der Zeit von wenigen Wochen zusammengehäuft sind, eine gewöhnliche Schiffarth von einigen Monaten. Unsre Freude wurde aber durch die schlimmsten Zufälle gestört; denn eine fürchterliche Krankheit überfiel nach und nach die Passagiere und Officiere unsers Bords; vorzüglich aber diejenigen, so in der Konstabels Kammer geschlafen hatten. Zwey junge starke Leute starben

uns

*) Dies war eben der Windstoß, wodurch die Flotte des Herrn von Guichen so sehr litt.

uns nach einigen Tagen weg, und die übrigen waren in der größten Gefahr; die wahrscheinlichste Ursache dieser Epidemie war die verdorbene Luft, so durch die Anhäufung des Gepäckes und der Menschen entstanden war, so wie auch das mit Seewasser bereitete Brod. Ich hatte das Glück von so vielen Uebeln befreit zu bleiben, indessen schmerzte es mich zu sehen, daß so viele Leute Schlachtopfer von der Habsucht eines Einzigen werden mußten.

Fortsetzung des Tagebuchs am Bord desselben Schiffs.

Nachdem wir einen Monat stille gelegen, unser Schiff erleichtert und der Leck verstopft worden war, und wir im Begriff waren mit einer schönen Konvoy *) nach Brest unter Seegel zu gehen, so begab ich mich nicht ohne einige Abneigung wieder an Bord, und ließ zwey Drittel unsrer Passagiere theils todt, theils krank, oder wenig begierig sich wieder einzuschiffen, am Lande zurück.

Den 5. Februar erhob sich ein Nord-Ostwind, die Fregatte Ceres gab der ganzen Konvoy das Zeichen zum Aufbruch, und wir giengen mit der Fluth bis nach Royan hinunter, wo wir ankerten, hier war der Ort wo wir mit einander abseegeln sollten. Wir hatten aber kaum den Anker geworfen, als der Wind sich nach Westen, nachher nach Nordwesten, mit solcher Gewalt drehte, daß wir gezwungen waren einen zweyten Anker zu werfen, und uns vor dem Anstoßen der übrigen Schiffe zu hüten,

die

*) Die Konvoy des Herrn von Guichen, so den 26. December von einem Windstoß sehr heftig mitgenommen worden, war genöthiget worden wieder in Brest einzulaufen, und wir wollten uns nun wieder mit ihr vereinigen.

die alle herumtrieben. Der Wind blieb den Nachmittag noch eben so heftig, und die Fregatten Ceres, und la Renommée, giengen den Fluß wieder hinauf, um einen sichrern Ankerplatz zu suchen, und alle Schiffe folgten ihrem Beyspiel. Unser Lootse aber, der die Güte unsers Tauwerks kannte, entschloß sich da zu bleiben, wo wir waren, in der Ueberzeugung, daß der Wind sich bald umändern, und eine günstige Wendung für unser Auslaufen nehmen würde.

Den 6. hatte der Wind schon etwas nachgelassen, und den 7. während der Abendfluth, sahen wir die ganze Flotte wieder herunterkommen, und sich um uns herlegen.

Den 8. mit Anbruch des Tages hatten wir Ostwind, schönes Wetter, und das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben. Um 9 Uhr des Morgens, war die ganze Konvoy unter Seegel, und nahm den Strich nach Nord-Ost. Hundert und funfzig Seegel breiteten sich majestätisch auf dem Fluß aus, und gleiteten an den mannigfaltigen Ufern hin; um Mittag befanden wir uns schon in der Gegend der Insel Oleron, fünf Meilen von ihren rauhen und dürren Küsten. Die Ceres gab unserm Schiff besonders das Signal, sich in ihrer Nähe zu halten, verminderte zugleich ihre Seegel, um die langsam seegelnden zu erwarten, und so waren wir bald in der besten Ordnung. Seitdem die Epidemie unser Schiff ein wenig geräumt hatte, erhielt ich eine kleine Zelle, mein Bett war aber so enge, daß ich gerade wie eingefaßt darinn lag, und auch bis zum Augenblick des Aufstehens, ganz unbeweglich darinn liegen bleiben mußte. Glücklich wenn ich mich bey meinem Erwachen noch über dem Wasser befand, denn hier ist ein Bett das wahre Bild

eines Sarges; wie viele raubgierige Fische umzingelten mich nicht, von denen ich nur durch ein Bret getrennt war! der geringste Stoß konnte meine Wohnung öfnen, und mich ihnen zum Raub geben; dergleichen Ideen, ob sie gleich nicht die angenehmsten waren, störten indessen doch meinen Schlaf nicht.

Den 9. Februar. Wenn man auf dem Lande einem Bekannten begegnet, so erkundigt man sich nach seiner Gesundheit, hier aber ist die erste Frage, wenn man sich des Morgens wiedersieht: was für Wind haben wir? sind wir in dieser Nacht weit fortgekommen? und dies ist natürlich, die studirte Höflichkeit der ruhigen Städtebewohner, paßt nicht für irrende Menschen, deren Charakter durch anhaltende Unfälle abgehärtet wird. Die Konvoy hielt noch immer die beste Ordnung, und seegelte in drey Kolonnen, die, so ganz unter dem Wind war, bestund aus den grösten Schiffen, die Ceres seegelte an ihrer Spitze, und die Renomme'e beschloß den Zug, die beyden andern parallelen Kolonnen hielten sich näher an der Küste. Des Morgens früh sahen wir Belleisle, und um Mittag befanden wir uns ihr gegenüber, in gleicher Entfernung von dieser Insel und der Spitze von Guiberou; ihre Ufer sind sehr hoch und steil, und ihr Anblik würde weit angenehmer seyn, wenn man Bäume darauf sehen könnte. Nach Tische lies der Wind etwas nach, das Wetter blieb aber schön, und die See so ruhig, daß alle Passagiere sich auf das Verdeck machten. Da unsre Konvoy zum Theil nach l'Orient bestimmt war, wo wir einige Schiffe nach Brest mitnehmen sollten, so entschloß sich unser Befehlshaber, in dem Kanal von Groa zu ankern, wo wir auf zwölf oder

funfzehn

funfzehn Faden Grund fanden. Da nun dieses Ankern, aus den angeführten Gründen unumgänglich nöthig war, und doch durch kein Signal angezeigt wurde, so fehlte wenig, daß die Schiffe nicht zusammenstießen, wegen der Schnelligkeit, mit der es in der dunkelsten Nacht ausgeführt wurde. Sobald die Konvoy vor Anker lag, so bezeichnete jedes Schiff den Platz wo es lag, durch Aufsteckung der Laternen; und diese Vorsicht ist darum so nöthig, um diejenigen unterscheiden zu können, die von ihren Ankern treiben; zugleich entstund daraus, für uns und die Bewohner der nächsten Küsten, der schönste Anblick.

Den 10. stund ich ganz früh auf, um unsre Ankerstelle zu besichtigen, und fand daß wir in gleicher Entfernung, von der Insel und dem festen Land waren, ohngefähr eine Meile weit von beyden. Die Insel Groa, ist ohngefähr funfzig Fuß über die See erhaben, und scheint gut angebaut zu seyn, auch ist sie von der Seite des Kanals überall zugänglich. Port Louis nahm sich nicht zum besten aus, obgleich seine äußern Vertheidigungswerke sehr weitläufig sind, er schien gleichsam in einem niedrigen Land begraben. Um 9 Uhr des Morgens erhielten wir das Signal, uns seegelfertig zu halten, und wir hielten uns gerade über unserm Anker, in Bereitschaft ihn zu lichten. Diese Art nach der Manier der Alten, von Land zu Land zu seegeln, würde sehr angenehm seyn, wenn man immer schönes Wetter hätte. Wenn aber in dieser Gegend sich starke Westwinde erhüben, und nur einen Tag lang anhielten, so würden so große Schiffe wie das unsrige, sich schwerlich halten können, und unvermeidlich an den Küsten scheitern. Auch

ist jedem bekannt, daß das Seegeln an den Küsten, nur für kleine schnellseegelnde Schiffe angeht, besonders wenn keine Häfen in der Nähe sind; allein wir mußten uns nahe am Lande halten, weil wir befürchteten auf der Höhe den Engländern in die Hände zu gerathen.

Unsre Vermuthungen über die Ursachen unsers Ankerns trafen nun ein, denn einige Schiffe kamen von Port-Louis heraus, und vereinigten sich mit uns, während daß einige von den unsrigen uns verließen, und nach Port-Louis seegelten; nachdem nun dieser Tausch geschehen war, so gieng um Mittag die ganze Flotte wieder unter Seegel. Der Wind war Ost-Süd-Ost, der Himmel zwar nicht sehr hell, aber die Luft gelinder, und da der Wind schwächer war, so war unser Schiff das hinterste bey der Konvoy, denn es gehörte schon ein starker Wind dazu, um diese Maschine in Gang zu bringen; und ein mäßiger Wind half wenig oder gar nichts.

Um acht Uhr des Abends rief uns die Fregatte la Renommée an, daß wir uns näher zu ihr halten sollten, wir stellten ihr vor, daß zufolg des Befehls des Kommandanten, wir mit ihr denselben Strich hielten. Diese Vorstellung wurde übel aufgenommen, und man drohte uns mit den Kanonen. Der furchtsame Kaufmann konnte nichts weiter thun, als den strengen, und zuweilen mit Blitz begleiteten Befehlen der Meeresgötter gehorchen; wir kamen also auf Unkosten unsers Laufs näher, entfernten uns von dem Lande und verfehlten dadurch den richtigen Strich, um zwischen den Klippen durchzukommen. Wir wünschten diesen beschwerlichen Beschützer weit weg, da wir uns ihm aber näherten, so wurden wir aufs neue zur Rede gesetzt, man drohte uns

und gab uns neue Befehle, die unserm Lauf hinderlich, und denen die wir empfangen hatten gerade entgegen waren, überdieß wurden die Worte zum Beweiß, daß es Ernst sey, mit einer Kanonenkugel bekräftigt.

Indessen verstärkte sich der Wind, und die See gieng hohl, und da wir nur funfzehn Meilen von den Klippen waren, so befürchteten wir in der Nacht daran geworfen zu werden; zum Glück zerstreute der folgende Tag unsre Furcht, und wir befanden uns den 11. ganz früh auf der Höhe der Bay von Hodierne, nahe an den Klippen, allein zu wenig unter dem Wind, um die Durchfahrt wagen zu können.

Die Ceres und die Renommée nebst den kleinsten Schiffen der Konvoy paßirten dieselben am Tage, und nur ohngefähr funfzehn große Schiffe blieben zurück, und suchten sich an dem Lande zu halten. Hier würde ein Engländer einen guten Fang gethan haben, denn es wäre unmöglich gewesen ihm zu entwischen. Ohnerachtet aller Hindernisse einer hohlen See und eines stürmischen Windes, zu einer Zeit wo wir gar keinen nöthig hatten, hielten wir uns dennoch die Nacht über gut, und befanden uns den 12. *) bey Anbruch des Tages sehr nah an dem Lande das wir suchten. Wir fiengen also einen durch die ausschweifendsten Thorheiten bezeichneten Tag an; indessen konnte wohl keine Thorheit größer seyn als die, daß ich mich in dieser Lage befand, denn statt aller Vergnügungen der Jahrszeit, die ich mit Ihnen genies-

 sen

*) Den Dienstag vor Aschermittwochen; oder den letzten Tag der Fastnacht, so in ganz Frankreich ein Tag der ausgelassensten Freude ist. A. d. Ueb.

sen konnte, sahe ich mich in einen tannenen Kasten eingepackt, der mit drey großen Queerhölzern versehen ist, die mit einigen Stücken Tuch behangen werden. Diese Maschine wird dem Spiel der Winde überlassen, die ihr oft gerade entgegen sind, und dennoch vertraut man sich einer solchen an, um von einem Welttheil zum andern zu kommen.

Um Mittag war die See ruhig, und wir versuchten mit einem Ostwind durch die Klippen zu kommen, und paßirten sie glücklicherweise. Die Durchfahrt selbst stellt einen so schrecklichen Anblick dar, daß sich die erfahrensten Seeleute davor fürchten; denn ganze Reihen dicht aneinander stehender Klippen mit einem großen schwer zu regierenden und den Strömen leicht nachgebenden Schiff zu paßiren, ist gewiß keine Kleinigkeit.

So wie wir aus den Klippen heraus waren, verschwanden alle Schwierigkeiten, und wir seegelten gerade auf Brest zu, allein wie groß war unser Erstaunen, als wir eine zahlreiche Flotte vor diesem Hafen laviren sahen! Wir erfuhren sogleich, daß es die Konvoy des Herrn von Guichen sey, die zum zweitenmal auslief, wir wurden erkannt, und man fragte uns von Seiten des Generals, ob wir im Stande wären die See zu halten. Der Kapitain antwortete, wir hätten kein Wasser, keine frischen Lebensmittel, und unser Tauwerk wäre äußerst beschädigt. Demohngeachtet erhielten wir Befehl ihm zu folgen, mit dem Bedeuten, daß man in der See allen unsern Bedürfnissen abhelfen würde. Somit war unser Urtheil gesprochen, und die Sprachröhre weggesetzt, und wir mußten folgen; ob wir gleich nicht ein-

einmal die Signale der Flotte hatten, und mit dem General nicht sprechen konnten.

Den 13. hatten wir schon einen starken Windstoß auszustehen, der unsern Schiffswänden vollends noch die wenige Festigkeit raubte, die sie hatten; eben so stürmisch war es den 14. und eine Fregatte, die sich am Ende der Konvoy befand, drohte uns mit ihren Kanonen, wenn wir nicht sogleich alle Seegel aufzögen. Zwey Uhr Nachmittags erkannte man Land, es war das Kap Ortegal, den Tag über sprachen wir mit verschiedenen Kauffahrern. Den 15. des Morgens war die Konvoy sehr auseinander getrieben, man gab das Signal der Vereinigung, in kurzem war alles wieder beysammen, und wir befanden uns damals bey dem Kap Finisterrä wo die See sehr unruhig ist.

Den 16. ganz früh bemerkte ich aus meiner Zelle daß das Wetter sehr schön war, und ich konnte es auch an dem anhaltenden Discours unserer Passagiere, die auf dem Verdeck herumspazierten, merken, denn in den letzten Tagen hatte jeder ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Ueberhaupt scheint es, daß der Mensch das Vergangene leicht vergißt, und sich um die Zukunft wenig bekümmert, das Gegenwärtige allein beschäftigt ihn ganz; ob hieraus mehr Uebel oder Gutes entspringt, möchte sehr unentschieden bleiben. Wir kamen gegen den Abend ziemlich fort, indem wir zwey und eine Viertel Seemeile in einer Stunde seegelten, unterwegs wurden die Schiffswände des großen Masts, so die vorherigen Windstöße locker gemacht hatten, wieder befestigt.

Den 17. bey Anbruch des Tages erblickten wir die Azorischen Inseln, die Seeleute nahmen sie auf, und

wir befanden uns nur noch 14 Meilen von Lissabon; es war freylich sehr unangenehm, mit so vieler Schwierigkeit vor einer der schönsten Städte Europens vorbey zu schiffen, ohne sie besehen zu können, allein ein sehr heftiger und zugleich günstiger Wind trieb uns gegen das Kap Saint Vincent.

Wir hatten bereits verschiedenen Kapitainen unsre Noth vorgestellt, endlich vertröstete uns der Kommandant der Couronne*) und der Division der Inseln vom Wind auf den folgenden Tag, um uns das nöthige zu reichen; wir wurden von dem Augenblick an etwas ruhiger, gerade wie der Kranke, der eben mit seinem Arzt gesprochen hat.

Den 18. hatten wir das schönste Wetter, allein ein Schiff von der Konvoy verhinderte uns durch sein falsches Steuren, uns der Couronne zu nähern. Um Mittag war es sehr heiß, und wir hatten den ganzen übrigen Tag Windstille, so daß die Schiffe nicht konnten regiert werden, dennoch stieß entweder aus Glück oder durch Geschicklichkeit in der ganzen Flotte kein Schiff an das andere. Man machte sich das schöne Wetter zu Nutze, um sich in Booten zu besuchen, und die Windstille hielt noch bis tief in die Nacht an.

Den 19. früh erhob sich ein Süd-Süd-Ostwind, der ziemlich heftig wehete, dennoch war er erträglich, ob er uns gleich zuweilen kleine Regenschauer brachte, die der Equipage sehr beschwerlich fielen. Wir waren schon zwanzig Meilen über das Kap Saint Vincent hinaus, und liefen an den Maderaischen Inseln hin. Der Herr von

*) ein achtzig Kanonenschiff.

von Guichen trennte sich mit seiner Eskadre von der Flotte, um nach Cadix zu gehen, und in Gesellschaft mit den Spaniern das gewöhnliche Kreuzen um Europa wieder anzufangen. Der Wind drehte sich nach Süd-Süd-West, und wehte uns entgegen, doch legte er sich gegen Abend.

Den 20. hatten wir einen schönen Himmel, allein ungünstigen Wind, er war West und ein Viertel nach Südwesten. Es kam eine Schaluppe von der Couronne zu uns an Bord. Der Officier der darinn war, nahm einige dreyßig königliche Matrosen darinn auf, die wir nach Brest hatten bringen sollen; wir erhielten auch die Signale und das Versprechen, daß unsre Forderungen sollten erfüllt werden; so kehrte er wieder an seinen Bord zurück. Gegen Abend hatten wir Windstille, allein um 9 Uhr erhob sich der Wind von Nord-Osten aus. Es ist eine allgemeine und wahre Bemerkung, daß vor den mehresten Windsveränderungen mehr oder weniger langdauernde Windsstillen eintreten, deren Dauer sich ganz nach der Schwäche oder Heftigkeit der vorhergegangenen oder folgenden Winde richtet.

Den 21. hatten wir Nord-Ostwind und gute Fahrt; die Luft war warm und unser Winter war schon vorbey. Wegen des Mangels an frischem Fleisch geriethen wir auf den Gedanken Fischnetze an das Hintertheil des Schiffs anzuhängen.

Den 22. war der Himmel schön und die Luft gemäßigt, unser guter Wind aber schwächer geworden. Ein Cutter brachte uns den Befehl, uns dem Kommandanten zu nähern, damit er uns das Benöthigte ausliefern könnte. Niemals wurde wohl ein Befehl so geschwind

schwind und mit so vielem Vergnügen ausgeführt. Um Mittag kamen wir zu unserm Helfer, der zugleich mit uns beylegte, während die andern Schiffe der Konvoy ihren Lauf fortsetzten. Wir erhielten zehn Tonnen süsses Wasser, Taue und Rollen. Er verlangte die Ursache unsrer frühzeitigen Noth zu wissen, und die Passagiere unterzeichneten aus Furcht, daß man die Ausrüster unnöthigerweise beschuldigen möchte, folgendes Certificat: Daß das Schiff nur wäre mit Lebensmitteln versehen worden, um von Bourdeaux nach Brest zu seegeln, und durch einen höhern Befehl genöthigt worden sey, der Armee zu folgen, als wir sie am Eingang des Hafens antrafen u. s. w.

Unterdessen war unser Mangel an frischem Fleisch desto drückender, da unsre besten Matrosen krank lagen; diese zweyte Epidemie war ohne Zweifel eine Folge der erstern, weil man das Schiff nur sehr wenig ausgeräuchert hatte, bevor es wieder in See gieng. Auf dem Lande sah ich immer, daß man die geräumigsten und luftigsten Zimmer in solchen Fällen stark durchräucherte, wie konnte man also diese Vorsicht auf einem Schiff vernachläßigen, wo die Luft eingesperrt ist, und wo so viele Winkel, Ecken, Tauwerk, Ballen und anderes Gepäcke die verdorbene Luft aufhält? Es gehört wirklich viele Erfahrung und Menschenkenntniß dazu, um sich von dergleichen Nachläßigkeiten zu überzeugen. Der Wind drehte sich nach Westen, und wir suchten ihn so viel möglich zu nutzen, indessen seegelten wir nach Abzug des schiefen Treibens kaum eine Seemeile in einer Stunde fort, übrigens war das Wetter gut, und unser Schiff

wurde

wurde nur mittelmäßig bewegt. Unsere verbesserte Breite betrug um Mittag 35 Gr. 14 Minuten.

Um 10 Uhr des Abends war alles wieder ruhig, der Mond erleuchtete unser Schiff, dessen Seegel alle aufgezogen waren, mit seinem reinen Licht, unsere Nachbarn bereicherten die Scene auf eine sehr mannigfaltige Art, die See war so ruhig und die Luft so angenehm, daß ich mich nicht entschließen konnte, in meine Zelle zurückzukehren. Ich spazierte mit innigem Vergnügen auf dem Verdeck herum, meine Gedanken hafteten an nichts besonders, und ich war vielmehr in eine allgemeine und dunkle Betrachtung über die Unermeßlichkeit des Meers, und über die Kühnheit der Menschen vertieft, indem ich aber plötzlich meine Augen gen Himmel erhob, so verschwand vor meinen Blicken alle diese Größe in ein Nichts. Dergleichen Betrachtungen, die den stolzen Menschen demüthigen, gewähren jedoch dem Bescheidnen ein stilles Vergnügen, und können Unterdrückten zum Trost gereichen. Als ich wieder zu mir selbst kam, bemerkte ich einen für die Gesundheit der Matrosen, sehr schädlichen Umstand, denn alle die, so eben die Wache hatten schliefen jetzt, da der Wind gelind war, auf dem Verdeck, und diese schlimme Gewohnheit, der sie sich bey gutem Wetter überlassen, trägt, die Erkältung ungerechnet, vielleicht eben so viel, als die salzigten Speisen dazu bey, sie skorbutisch zu machen. Der Skorbut so aus einem zu sehr verdickten Blut entsteht, muß durch eine zu lang anhaltende Ruhe befördert werden, und die Erfahrung sowohl als die Vernunft, haben es bestätigt, daß es besser ist, auf dem Schiff nicht viel zu schlafen. Eine selbst heftige Leibesbewegung, ist auf

der

der See zur Gesundheit unentbehrlich, und die Trägsten auf einem Schiff, werden immer zuerst die Opfer ihrer Trägheit. Demohngeachtet wird man in keiner Lage, so sehr zum Schlaf gereitzt als hier, woran die Langeweile und das ewige Schwanken des Schiffs, vielleicht Schuld sind. Nichts destoweniger muß man sich überwinden, und wie in gewissen Krankheiten verfahren, wo man den Kranken unaufhörlich bewegt, um ihn aus einer tödtlichen Betäubung zu retten.

Den 23. mit Anbruch des Tages regnete es ein wenig, und am Morgen bemerkte man, daß unsere Fokmaststengen zerbrochen waren, dies war vermuthlich eine Folge der starken Bewegung, so wir bey Kap Finis Terrä ausgestanden hatten. Dieser Zufall hemmte unsern Lauf, und wir waren sehr bald wieder am Ende der Konvoy, der Kommandant befahl uns durch einen Cutter, schneller zu seegeln, wir bewiesen die Unmöglichkeit davon, erhielten aber dennoch nicht, daß wir boogsirt wurden, und so mußte also die ganze Konvoy langsamer seegeln, bis wir wieder ausgebessert waren. Hieraus erhellt, wie langsam und beschwerlich der Gang einer Konvoy ist, weil er von der ganzen Summe aller einzelnen Zufälle gehemmt wird, welche niemals zu gleicher Zeit eintreffen; überdies kann eine Konvoy nie schneller seegeln als das schlechtste Schiff von der Flotte, weil alle Schiffe sich nach ihm richten müssen, um es nicht zurück zu lassen. Um Mittag erhob sich der Wind etwas, und drehte sich ein wenig gegen Norden, wir seegelten zwey und eine Viertel Seemeile in einer Stunde, jedoch unter der heftigsten Erschütterung, und das Krachen des Schiffs wurde wegen der Schwere seiner Ladung so laut

und

und stark, daß die Masten heftig davon erschüttert wurden, auch waren unsere Schiffswände, ohnerachtet der neuerlichen Verbesserung, in den elendesten Umständen.

Den 24. hatten wir dasselbe Wetter, wie den vorigen Tag, und man arbeitete, um den großen Mast zu unterstützen, der bey jeder neuen Erschütterung, umzustürzen drohte. Um Mittag befanden wir uns in den Maderaischen Gewässern, und seegelten zwey und eine Viertel Seemeile; die Konvoy hielt gut zusammen, die See war immer stürmisch, und wir sahen mit Bedauern unser Takelwerk einzeln herunterfallen. Der Kommandant erkundigte sich, warum unser kleiner Fokmast noch nicht wieder aufgerichtet wäre; man antwortete ihm, daß es bisher die heftige Bewegung nicht zugelassen hätte, und daß man befürchtet hätte, den Besan-Mast zu sehr zu beschweren, der schon wankend geworden wäre. Diese Gründe mußten ihm hinreichend scheinen, weil man nicht weiter in uns drang. Die Fahrt verhielt sich den Abend eben so, wie den Morgen, und blieb dieselbe während der Nacht; dies Zusammentreffen der Umstände, brachte uns ziemlich schnell zu unserm Ziel, denn ohnerachtet unserer schlimmen Zufälle, befanden wir uns am Morgen des 25. mit schönem Wetter, und gutem Wind vor der Konvoy. Der Kommandant gab den langsam seegelnden das Signal, die Seegel zu verstärken, sie zogen ihre kleinern Seegel auf, und holten uns noch vor Mittag ein. Unsre Breite war 30 Gr. 39 M., und wir seegelten zwey und eine halbe Seemeile in einer Stunde, der Wind war noch immer Nord-Ost, und wir befanden uns zwischen den Maderischen und Canarischen Inseln, jedoch näher bey den letztern.

Der

Der Theil der Konvoy so nach Ostindien bestimmt war, verlies uns jetzt, und steuerte gegen Süden.

Den 26. war der Wind noch immer derselbe, und schwankte beständig zwischen Ost und Nord - Ost, als wenn diese seine Gränzen wären, die er nicht überschreiten könnte, wir genossen folglich bereits den Vortheil der dürren Zone, ob wir gleich noch einige Grade davon entfernt waren, allein das Gebiet der Passatwinde ist sehr veränderlich, denn zuweilen erstreckt es sich bis zum dreyßigsten Grad nördlicher Breite, und noch weiter, und zuweilen ist es blos auf den Wendezirkelpunkt eingeschränkt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Winde jenseits der Sonnenwende veränderlich sind, ob sie gleich bis zum 30. Grad mehr von Osten, als von einer andern Seite herwehen. Unsre Breite betrug heute 28 G. 14 M., und wir haben seit gestern Mittag sechszig Meilen zurückgelegt. *) Nunmehr sind wir alle an die Bewegung des Schiffs gewöhnt, und spazieren auf diesem schwankenden Körper eben so sicher herum, als wenn er unbeweglich wäre, und jede Nacht machen die phosphorischen Körper, so von unserm Schiff in Bewegung gesetzt werden, eine leuchtende Straße in der See, die sich weit hinter uns verliert.

Den 27. des Morgens war die Bewegung sehr schwach, und die Schiffsleute waren beschäftigt, den kleinen Fokmast wieder aufzurichten, dies war noch vor Mittag geendigt, und unsre Breite betrug 27 G. 30 M.. Da unsre Noth wegen frischem Fleisch immer höher stieg, so

*) Die Seeleute rechnen die Tage ihrer Fahrt, von einem Mittag zum andern.

so verlangten wir von dem Kapitain eines Schiffs, so den Ausrüstern des unsrigen zugehörte etwas, und er versprach uns welches zu geben so bald die See erlauben würde ein Boot auszusetzen. Während dieser Unterredung die für uns sehr wichtig war, gab der Kommandant ein Signal die Seegel zu vermindern, und wir bemerkten es nicht, eine unsrer Fregatten aber brachte uns durch einige Kanonenkugeln sogleich wieder zu uns selbst, alle vordern Schiffe nahmen sogleich die Seegel ein, und in wenig Stunden war die Konvoy wieder beysammen. Wenn es mir erlaubt wäre, eine Temperatur der Luft zu wählen, um mein ganzes Leben darinn zuzubringen, so würde ich mir keine andere wünschen, als die so wir seit einigen Tagen genießen; allein wie kann man sich in Ansehung des Grades der Wärme oder Kälte, auf die Aussage der Reisenden verlassen? unter denen an unserm Bord waren einige mit Leinwand, andere mit Tuch, und noch andere mit Pelzwerk bekleidet, und die Eindrücke so sie von der Temperatur erhalten, müssen nothwendig sehr verschieden seyn; in solchen Fällen kann also der Thermometer allein richtig entscheiden, und der meinige befand sich in einem Mantelsacke, den ich noch nicht hatte erhalten können. Der Wind war immer günstig obgleich die See etwas stürmisch, aber dies beunruhigte uns nicht, weil wir mit dem Strich der Wellen giengen.

Die vorige Nacht hatte es etwas geregnet, und den 28. war das Wetter eben wieder so schön als die vorherigen Tage, um Mittag betrug unsre Breite 26 G. 10 M.. Ohnerachtet unsrer Unfälle, und dem Mangel an frischem Fleisch, fingen unsre Kranken an sich wieder zu bessern, und verschiedene machten sich sogar wieder an die Arbeit,

dies war vermuthlich eine Folge von der sanften Temperatur der Luft. Der Himmel war immer mit niedrigen Wolken hin und wieder bedeckt, welche nach und nach in kleinen Schauern herabfielen, es folgten immer neue auf die alten, und dies gereichte zu unserm Vortheil, indem sie immer unsern Lauf begünstigten. Gegen die Nacht wurde die See noch unruhiger, und wir wurden sehr herumgeworfen, jedoch war die Erschütterung nicht so heftig als in der Nähe vom Land, wo die Wellen kurz und schnell gebrochen werden, während daß hier die Erschütterung nur langsam vorgeht. Hier schätzte ich die Entfernung der Höhe zweyer aufeinander folgender Wellen, hundert und funfzig Toisen, und rechne dreyßig Schuh auf die Höhe von ihrem Gipfel an bis zu dem niedrigsten Theil des Zwischenraums. Die einförmige Gleichheit der See ist also verschwunden, und wir konnten so wie auf dem Lande Berg und Thäler bemerken; wir stiegen hinunter, klimmten wieder hinan, und befanden uns in Vergleich mit der Lage der übrigen Schiffe, manchmal über ihnen, zuweilen waren sie wieder über uns, und schienen auf einem höhern Meer als wir zu schwimmen, und diese Abänderung stellte eine Gemälde dar, bey dem man stundenlang verweilen konnte.

Am ersten März des Morgens sahen wir eine große Menge Meerschweine, die mit einander mit einer erstaunenswürdigen Behendigkeit, und Fertigkeit spielten, sie schossen zuweilen einige Fuß hoch über das Wasser empor, tauchten wieder unter, und schwammen pfeilschnell auf der Oberfläche dahin, sie sprungen wieder in die Höhe, und zwar so nah bey uns, daß man eine Menge derselben hätte fangen können, wenn das Schiff nicht zu schnell

segelte. Dieses Schauspiel dauerte ohngefähr eine Stunde, worauf die ganze Gesellschaft in Ordnung fortschwamm und denselben Weg wie wir, obgleich mit größerer Geschwindigkeit zu nehmen schien. Um Mittag hatten wir 24 G. 50 M. Breite, und die See gieng oft über das Verdeck, ob wir gleich hohen Bord hatten.

Gemeiniglich glaubt man, daß die See nach dem Winter weit stürmischer wäre als im Sommer, und diese Meinung gründet sich auf die häufigen Winterstürme, welche der Wassermasse eine solche Bewegung mittheilen, die nach der Meinung vieler Seeleute, während einen Monat sechs oder mehr Wochen noch fortdauren kann. Allein ich kann dies nicht annehmen, denn ich sah die See öfters an einem Tage sehr stürmisch, den andern Tag ruhig und so wieder umgekehrt, es kann also unmöglich wahr seyn, daß die einmal erhaltene erschütternde Bewegung einen Monat oder sechs Wochen dauren sollte.

Nach dem Abendessen erschien ein Seeofficier in einen grotesken Aufzug mit zwey oder drey Schiffsjungen, die eben so verkleidet waren, und verkündigte auf dem ganzen Schiff, daß er der König des Wendezirkels sey, und daß die Taufe den andern Tag vor sich gehen sollte.

Der 2te März als der Tag der Ceremonie fieng mit einem schlimmen Zufall an, denn die Seegelstange des großen Fokmastes riß sich plötzlich los, fiel auf das Verdeck herunter, verwundete aber zum Glücke nur einen Mann. Man brachte sie wieder an ihre Stelle, und die Schiffsleute machten die Vorbereitungen zur Taufe; dies ist allezeit ein Fest für sie, und sie erhalten doppelte Ration. Der Wind veränderte sich beynah nicht mehr

und wir seegelten 2 Seemeilen in einer Stunde; der Himmel war mit Wolken bedeckt, die uns zuweilen kleine Windstöße zuschickten, die aber immer unserm Lauf vortheilhaft waren. Um Mittag befanden wir uns in einer Breite von 23 G. 40 Min. folglich mußten wir wenn wir so fortseegelten, gegen 3 Uhr den Wendezirkel passiren.

Der Thermometer *) in freyer Luft im Schatten aufgehangen, gab 16 und einen halben Gr. über Null an, in der heissesten Zeit des Tages. Die fliegenden Fische spielten um uns her, allein ihr Flug gieng nicht weit, und kaum mochten sie 50 Toisen fliegen, so giengen sie wieder unter Wasser. Selten erheben sie sich mehr als vier bis fünf Schuh über die Oberfläche des Wassers, sie sind ohngefähr von der Dicke eines Heerings, und desto dicker je weiter sie vom Lande entfernt sind. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und die Goldfische verfolgen sie sehr hitzig, sie retten sich durch das Fliegen, da sie aber genöthigt sind ihre Flügel zu befeuchten, um sich einen neuen Schwung zu geben, so erhascht ihr Feind sie gemeiniglich im Augenblick ihres Untertauchens.

Nun gieng die Taufe an, die Schiffsleute machten einen großen Lärm, und man versammelte alle Kandidaten oder die so den Wendezirkel noch nicht paßirt sind; alle Passagiere von einem gewissen Stande wurden nur leicht getauft **), allein nicht so ergieng es den angehenden Matrosen und Schiffsjungen, indessen würde eine größere

*) Von Merkur, und nach der Eintheilung Reaumurs.

**) Sie müssen nach Gewohnheit versprechen, niemals die Frau eines Seemanns zu verführen.

größere Menge Wassers nicht hinreichen, um den Unrath abzuwaschen, der ihnen beständig anklebt. Der Tag wurde mit Tänzen und andern Lustbarkeiten am Bord beschlossen.

Den 3. des Morgens erhielt die ganze Flotte das Signal beyzulegen, um die langsam seegelnden zu erwarten. Wir empfanden in dieser Lage eine so heftige Erschütterung, daß unsre alten Fokstangen gänzlich zerbrachen. Um 9 Uhr war die ganze Konvoy wieder beysammen, und wir setzten unsern Lauf mit dem Wind im Rücken wieder fort, welches für das Schiff weit weniger unbequem ist. Nunmehr besserten wir unser Tauwerk wieder aus, wie wir die ganze Zeit seitdem wir in See waren, gethan haben *). Unsre Breite betrug um

*) Seitdem wir die Parallele von 30 Graden erreicht hatten, blieb der Himmel, die See, und der Wind beständig derselbe, und nur wenig Tage giengen ohne einige Windstöße vorüber. Die Wolken so sie verursachen, entwickeln für den Augenblick einen Wind der von ihnen herzurühren scheint, unserm Lauf aber immer günstig ist, und ihn eher befördert als hemmt. Ueberhaupt scheint sich hier der Wind mit Sonnen-Aufgang zu erheben, und sich ohngefähr bis Nachmittag ein Uhr zu verstärken, den andern Tag geht es eben wieder so. Derjenige Wind so uns ununterbrochen, von dem 30 G. der Breite an begleitet hat, könnte, wenn er etwas stärker wäre, mit Recht ein Sturm genannt werden. Die See gieng beständig hohl, und widerlegte die Schilderung, so man mir von dem Meer in der Gegend der Passatwinde, gemacht hatte. Ich wundere mich auch nicht über die Größe der Wellen, auf seiner Oberfläche. Denn warum sollte sie der Wind hier nicht eben sowohl, als in der nördlichen Zone in die Höhe treiben können? Seit der Ausfahrt von den Canarischen Inseln, bis hieher war unsre Fahrt beständig West ein Viertel Südwest 5. Gr. Süd.

Mittag 22 G. 46 M. die fliegenden Fische stiegen in Menge vor unserm Schiffsschnabel auf, gleich den Lerchen vor dem kommenden Jäger. Die Temperatur der Luft veränderte sich von Morgen bis zum Abend beynah gar nicht, und hielt sich immer zwischen 16 und 17 Graden; diese kleine Differenz rührte vermuthlich vom Wind her, der mit der Sonne steigt, woraus ein leicht einzusehendes Verhältniß entsteht.

Wir sprachen mit einem Kapitain, der Truppen an Bord hatte; er hatte eine Menge Kranken, und seit dem Auslaufen schon zwey und zwanzig Mann in die See geworfen. So kann der Französische Hof, der zehntausend Mann in Amerika nöthig hat, und sie abschickt, einige Monate nach der Abreise, kaum noch auf zwey drittel davon rechnen. Sollte es nicht möglich seyn, die üble Würkung der Schiffarth, auf die Gesundheit der Truppen, durch schickliche Mittel zu vermindern? Ich sollte es denken, und zwar auf folgende Art.

Erstlich sollte man sie nicht so zusammen häufen, und einem jeden einen größern Raum anweisen, als den der ihm gewöhnlich angewiesen wird, freylich würde dadurch eine größere Anzahl Transportschiffe entstehen, allein alle übrigen Gründe beyseite gesetzt, erfordert dies schon die Menschlichkeit. Die französische Nation ist die einzige, die ihre Leute auf den Schiffen so zusammenhäuft, daher es denn kömmt, daß auf französischen Schiffen, die Krankheiten stärker wüthen als auf fremden. Wenn man doch nur diejenigen Mittel, mit Verstand anwenden wollte, die der König dazu hergiebt, so aber befinden sich öfters unter den Konvoyen, große vom König ausgerüstete Schiffe, deren Räume ganz leer sind, und auf

die

die man keine Truppen einschifft, während daß andere damit überladen werden.

Zweytens ist man in der Wahl der Nahrungsmittel nicht sorgfältig genug, und doch sollte mit der grösten Strenge darauf gesehen werden, daß man nur guten und ganz trocknen Zwieback einschifft, statt altem, feuchtem und wurmigtem, wie ihn manchmal das Schiffsvolk erhält. *) Sauerkraut und Bierextrakt würde, wenn man ihn zweymal die Woche austheilte, sehr nützlich seyn; und die Alkalisirung des Bluts verhindern, so aus der Menge gesalzner Speisen entstehen muß.

Drittens ist für die Gesundheit des Menschen überhaupt, und für die des Landsoldaten, der am Bord sehr wenig zu thun hat, insbesondere nichts schädlicher, als die Unthätigkeit, der man sich auf den Schiffen so gerne überläßt. Man erfinde also Mittel, sie gleichsam wider ihren Willen in Bewegung zu setzen, und dies würde ihnen vortheilhaft seyn, zu diesem Ende könnte man in Ermanglung nützlicher Geschäfte, Spiele und andere Lustbarkeiten anordnen. Hält man diese Bemerkungen für unbedeutend so ist es desto schlimmer, es sey denn daß man sich entschlösse, nur den Auswurf des Königreichs nach Amerika zu senden, anstatt jener braven Leute, deren Leben man auf die grausamste und unrühmlichste Art, durch Nachlässigkeiten verschwendet, die man entweder vermeiden oder bestrafen sollte.

*) Die schreckliche Epidemie, so im Jahr 1778 in der ganzen Armee des Grafen von Orvilliers herrschte, rührte nach der allgemeinen Sage, von der schlechten Beschaffenheit der Lebensmittel her, auch betraf sie nur diejenigen, so auf Rationen stunden.

Einige Zeit nach dem Untergang der Sonne schien die Straße unsers Schiffs der Bahn eines großen schnell bewegten Körpers, auf einem Meer von glühendem Metall ähnlich zu seyn. Dies ist das Licht so man unter allen Parallelen antrift, und das wir hier alle Nächte sehen, bis jetzt ist es aber so wenig untersucht worden, daß man die Art und Eigenschaft dieser phosphorischen Körper wodurch es entsteht, wenig oder gar nicht kennt. So viel ist indessen gewiß, daß hier sowohl als unter andern Parallelen die ich bereißt habe, die Bewegung nothwendig zu dessen Erscheinung erfordert wird, weil man es auf keiner von beyden Seiten, sondern nur in den an das Schiff und gegen einander schlagenden Wellen bemerkt; auch habe ich bemerkt, daß die phosphorischen Körper des heissen Erdgürtels weit größer sind, als die der temperirten. Dem Ansehn nach sind sie noch einmal so groß, und dieser Unterschied ist also zu merklich um zweifelhaft zu seyn, indessen verschwinden doch beyde bey einer Hitze von 34 Graden, über Null des Reaumurschen Thermometers. Ich habe in einem Seehafen von Europa während dem Sommer dieses Experiment gemacht, und wiederholte es hier, verschwinden nenne ich hier, wenn sie aufhören zu leuchten; wahrscheinlich scheint es mir daß es Thierchen sind, aber keine Polypen wie Herr Rigaud vermuthet, wenigstens ist mir keine Beobachtung von Polypen bekannt, wo man bemerkt hätte daß sie leuchten.

Der Wind war noch immer günstig, und wir seegelten zwey Seemeilen in einer Stunde.

Den vierten fiel bis Mittag nichts neues vor, da man die Höhe nahm; unsre Breite war 21 Gr. 40 M., and die Wärme der Luft von Mittag bis zum Abend,

stund

stund zwischen 16 und 17 Grad. Der Himmel war wolkigter als in den letztern Tagen, und die Sonne brach nur zuweilen durch, auch waren die Windstöße häufiger. Wenn wir die Vorsicht gebraucht hätten den Regen aufzusammeln, der zuweilen auf das Verdeck fiel, seitdem wir in See sind, so hätten wir schon verschiedene Fässer mit anfüllen können. So scheint die Natur noch immer für die Erhaltung der Menschen zu sorgen, selbst wenn sie sich am weitsten von den Gränzen entfernen, die sie ihnen vorgeschrieben hat. Gegen Abend wurde der Himmel heiter, der Wind blieb immer gut, das Meer hohl, und wir seegelten wie gewöhnlich; unsre Bahn war weniger leuchtend als gestern, und die phosphorischen Körperchen waren in geringerer Menge.

Den fünften hatten wir denselben Wind, dieselbe See, und einen um den ganzen Horizont stürmischen Himmel; gegen 7 Uhr des Morgens stund der Thermometer auf 17 Grad; der Himmel heiterte sich auf ohne einen Tropfen Regen, und die fliegenden Fische erhoben sich um uns herum, und stießen öfters an unsern Bord, seine große Erhöhung über die Oberfläche der See entzog uns das Vergnügen, einige auf das Schiff fallen, zu sehn und zu fangen, wie auf kleinen Schiffen geschieht.

Wir fanden bereits eine Art Varech, gemeiniglich Wendezirkelsbeeren genannt, der in den europäischen Meeren unbekannt ist, und in Menge auf den unter Wasser stehenden Felsen der Inseln, und des festen Landes von Amerika wächst. Ein Windstoß oder auch die Bewegung der Wellen ist hinreichend, um eine Menge dieser Pflanzen von ihrer Basis loszureissen, und sie auf die Oberfläche der See zu treiben; zuweilen häufen sie sich

mitten im Wasser so sehr zusammen, daß man sie für kleine, mit der Wassersfläche gleiche Inseln halten möchte, auch werden verschiedene Schiffe angeführt, die bey Anbruch des Tages und ruhiger See von diesen Pflanzen umringt waren, und glaubten auf einer Sandbank gescheitert zu seyn, so lange bis das Senkbley ihnen den Irrthum zeigte.

Um Mittag hatten wir 20 G. 52 Minuten Breite, der Wind war beständig günstig und der Himmel sehr schön, öfters aber kamen Platzregen, so jedoch von keiner Dauer und so fein waren, daß sie einem Nebel glichen, den man nicht vorausseyen kann, weil man keine Wolken unterscheidet die ihn verursachen. *) Gegen Abend trübte sich der Himmel, drohte, aber alles zerstreute sich wie gewöhnlich, mit einem kleinen Regen, und einem verstärkten günstigen Wind. Die Bahn unsers Schiffs wurde in der Nacht wieder leuchtend, und der Wind schwächer.

Den 6. um 7 Uhr des Morgens konnten wir mit allen Seegeln nur eine und ein Viertel Seemeile fortseegeln, zugleich stund der Thermometer auf 17 und einen halben Grad,

*) Dies erkläre ich mir folgendermaßen: die beständige Würkung der Sonne auf die Meere des heissen Erdgürtels, zieht eine Menge Dünste in die Atmosphäre auf, ist diese einmal damit gesättigt, so läßt sie das Ueberflüssige in Gestalt des Nebels fahren, wenn nemlich die untern Lagen nicht dicht genug sind, um sie in die mittlere Region aufzunehmen, und Wolken daraus zu bilden, welches letztere noch ein anders Mittel ist so die Natur anwendet, um die Atmosphäre von Dünsten zu reinigen, die sie nicht in Auflösung erhalten kann.

Grad, und unsre Breite betrug um Mittag 20 G. 7 M., kurze Zeit nachher erhob sich der Wind wieder, und brachte uns einen derben Regen. Des Nachmittags stieg der Thermometer auf 19 Grad, der Wind wurde bald stärker, bald schwächer, und der Himmel war bald heiter, bald trübe, und unserm Lauf immer günstig.

Drey Officiere vom Staab des Schiffs, verkleideten sich Nachmittags in Frauenzimmer, und stiegen sehr behend bis auf den kleinen Fokmast, sie verfolgten sich nachher im Scherz auf allen Tauen und Leitern; dies brachte uns die benachbarten Schiffe näher, und bald waren wir ringsum mit Zuschauern umgeben; einige bedienten sich des Sprachrohrs, um ihr Erstaunen zu bezeugen, und unsere Damen über ihre Geschicklichkeit zu bekomplimentiren; wir ließen sie in dem Wahn, welches uns nachher Stoff zu angenehmen Unterhaltungen gab.

Den 7. hatten wir dasselbe Wetter; am Bord veränderte sich nun die Scene, das Verdeck verwandelte sich in eine Schiffswerft, und die ganze Mannschaft war beschäftigt, die einen richteten eine Bramstenge auf den Besaan-Mast auf, andere bereiteten die nöthigen Taue zur Ausbesserung der Schiffswände, hier unterstützten einige die Schaluppe, dort andere das Boot; die Zimmerleute verfertigten die Breter, so ihnen zur Verkleidung fehlten, und der Schiffstheer wurde zum Kalfatern bereitet. Der Seegelmeister fieng an, auf dem Hinter-Kasteel des Schiffs ein Zelt aufzuschlagen, um uns vor der Sonnenhitze zu schützen, und diese Menge zu einem Zweck beschäftigter Menschen, gab einen angenehmen jedoch für den müßigen Zuschauer demüthigenden Anblick. Ich sah hier im kleinen, was in den mehresten Regierungen,

im Großen vorzugehen pflegt, wo das Volk ohne Unterlaß für den Reichen arbeitet, während daß dieser ganz gelassen und bequem zusieht.

Viele Wolken zeigten sich wie gewöhnlich in Nord-Osten, und lößten sich indem sie den Wind verstärkten in Regen auf, gleich nach ihrem Herabfallen wurde der Himmel sehr heiter, unsre Breite betrug um Mittag 19 G. 30 M., und der Thermometer schwankte von Abend bis zum Morgen zwischen 18 und 19 und ein Drittel Grad. Unsre Schiffswerft war belebt, so lange die Sonne schien, allein die Ausbesserungen schienen sich zu vermehren, je stärker man daran arbeitete, und glichen der Würkung der Arzneymittel auf einen geschwächten Körper.

Die Nacht erleuchtete unsre Bahn aufs neue; diese unzählbare Menge leuchtender Insekten, womit das Meer unter allen Breiten und zu allen Jahrszeiten angefüllt ist, erweckt in mir den Begrif von einer beynah unendlichen Existenz, worinn sich meine Einbildungskraft verliert, und die nur mit jener andern Menge sichtbarer oder unsichtbarer Insekten verglichen werden kann, die auf der Oberfläche der Erde, oder in deren Vertiefungen wohnen.

Den 8. war der Himmel vollkommen rein, die Arbeiten wurden fortgesetzt, und viele unsrer Leute erblickten Goldfische, ohne daß jemand einen hätte erhaschen können. Unsre Breite betrug um Mittag 18 G. 55 M., und wir seegelten nur 1 und ein Viertel Seemeile. Der Thermometer stieg bey der grösten Hitze des Tages auf 20 Grad. Die ganze Flotte erhielt das Signal schneller zu seegeln, die langsamen aber blieben, ohnerachtet sie alle Seegel beysetzten, dennoch zurücke. Gegen Abend

wurde

wurde der Wind nach und nach schwächer, und gegen Untergang der Sonne seegelten wir kaum eine Seemeile. Der Himmel war in der Gegend des Winds sehr feurig, und die See wie gewöhnlich leuchtend. Gleich einem Spiegel war sie eben und ohne alle Bewegung, und nur ihre Unermeßlichkeit unterschied sie von dem Anblick eines Teichs, und diese große Stille misfiel uns sehr, weil wir gerne fortwollten. Ueberhaupt gehören auf der See wenig Widerwärtigkeiten dazu, um die Geduld der Schiffenden zu zerreissen, und obgleich die Menschen von einem so launigten Element nicht viel erwarten sollten, so sind sie doch schwer zu befriedigen, dies rührt vermuthlich von der üblen Lage her, in der sie sich befinden.

Der Morgen des 9. war stille, und warm gleich der vorhergegangenen Nacht, und wir haben von einem Mittag zum andern, kaum 17 Seemeilen geseegelt. Unsre Breite betrug 18 G. 47 M., und die Hitze war sehr drückend, obgleich der Thermometer nicht höher als 21 und einen halben Grad stund. Unsre Arbeiten wurden fortgesetzt, und die Schaluppe und das Boot war beynahe zu Stande gebracht. Die See war für Leute die gerne ankommen möchten, gewissermaßen zu schön, wie sollte man sich aber auch der Ungeduld erwehren? Unabhängig von allen andern Unbequemlichkeiten mußten wir täglich Bohnen, Erbsen und Sauerkraut essen, und gewiß konnte in keiner katholischen Stadt der Welt, die Fasten so strenge gehalten werden; und dennoch giebt es gewiß keine Lage des Lebens, wo man eine gute Nahrung nöthiger hat, als die, worinn wir uns befanden. An gesalzenen Speisen hatten wir zwar keinen Mangel, allein diese Speisen sollten nur in Ermanglung anderer

gebraucht

gebraucht werden, denn der Scorbut ist mit ihrem Gebrauch zu nahe verwandt. *)

Den 10. hatten wir guten Wind, und man setzte die große Bramstenge wieder auf, unsre Flotte war in der besten Ordnung beysammen, und gab uns viele angenehme Aussichten, allein dies heißt sie theuer erkaufen, wenn man sie auf einem schlecht beschaffenen, und übel verproviantirten Schiff, unter der Breite von 18 G. 18 M. suchen muß, in der wir uns um Mittag befanden. Der Thermometer überstieg heute den 19. Grad nicht; die See war schön, und wir empfanden nur gerade so viel Bewegung als nöthig war, um uns zu erinnern, daß wir auf einem Schiff wären, wann es möglich war es jemals zu vergessen. Gegen Abend sahen wir einige Vögel und seegelten 1 und drey Viertel Seemeilen, unsre Bahn schien nach Untergang der Sonne zu funkeln.

Den 11. betrug unsre Breite 17 G. 6 M., wir seegelten 1 und ein Achtel Seemeile, und der Thermometer stieg auf 19 Grad. **) Der Wind wurde gegen Abend schwächer, nachher wieder etwas stärker, und die See leuchtete abermals.

Den

*) Die Hühner so man gewöhnlich in Menge mitnimmt, halten nicht lange auf der See aus, werden äußerst mager und gehn zu Grunde. Welsche Hühner halten sich ziemlich; Enten und Gänse mästen sich wie auf dem Lande; das Rind und der Schöps zehren sich ab, und ihr Fleisch wird sehr bald fadicht und unschmackhaft. Das Schwein erhält sich vollkommen, und sein Fleisch bleibt immer schmackhaft.

**) In Ermanglung einer besondern Anzeige, ist hier immer die heisseste Zeit des Tages zu verstehen, übrigens betrug die ganze Zeit über die Differenz nur einen Grad auf den Tag mehr oder weniger.

Den 12. hatten wir stürmischen Himmel, und günstigen Wind, so zuweilen durch kleine Windstöße verstärkt, und wodurch die Sonnenhitze etwas erträglicher gemacht wurde. Wir hatten keine Höhe aber einen starken Regen, die Breite wurde auf 16 G. 16 M. geschätzt, und der Thermometer stieg auf 19 G. Der Kommandant rief verschiedene Schiffe von der Flotte durch besondere Befehle zu sich, sie näherten sich ihm nacheinander, ohne daß wir die Ursache erfahren können. Einige Zeit nachher änderte die Konvoy ihren Lauf, und wir richteten den Vordertheil des Schiffs nach West- Süd- West. Als ich mich zum erstenmal einschiffte, so bestund die Hälfte unsrer Mannschaft aus jungen Leuten, die nie die See gesehen hatten, und ihre Ungeschicklichkeit erregte Mitleiden. Jetzt aber sind sie alle im Stande, bis zur Bramstenge hinaufzusteigen. Denn die Kaze*) des Kapitains ist ein scharfer, aber meines Erachtens nothwendiger Lehrmeister, die Furcht vor der augenblicklichen Strafe betäubt den Lehrling über die Gefahr, und treibt ihn in einem Augenblick überall hin, wo seine Arme und Hände nöthig sind.

Den 13. wurde ich mit Anbruch des Tages durch einen schrecklichen Lärm aufgeweckt. Der wachthabende Officier verlangte Aexte, und lies die ganze Mannschaft auf das Verdeck kommen. Ich kroch aus meiner Zelle um zu sehen was vorgieng, und sah den großen Fokmast gänzlich zerbrochen, und nur noch von einigen Tauen unterstützt, und so drohte er in seinem Fall die Schiffswände zu zerschmettern. Man hielt den zerbrochenen

Mast

*) eine Art Geissel, die man zur Bestrafung der Matrosen gebraucht.

Mast mit starken Stricken fest um seinen Fall zu regieren, und brachte ihn endlich nach einer vierstündigen Arbeit, auf das Verdeck nieder. Man untersuchte nun die übrigen Beschädigungen so dadurch entstanden waren, und fand, daß die Hälfte der großen Fockstenge mit verschiedenem Tauwerk mit fortgenommen worden, daß die Fok-Bramstenge gänzlich zersplittert, und das übrige Tauwerk im einzelnen viel gelitten hatte. Die auf dem Verdeck hin und wieder zerstreuten Ruinen gaben einen traurigen Anblick, zum Glück war Niemand verwundet worden. Der Steuermann hatte, ohnerachtet der Drohung des Officiers, verschiedenemal das Ruder verlassen, weil er befürchtete er möchte von dem Mast erschlagen werden; indessen konnte dieser Ungehorsam wegen der starken Bewegung in der wir waren, uns noch weit schlimmere Folgen zuziehen. Da wir uns nun am Ende der Konvoy befanden, und es unmöglich war unsern gewöhnlichen Lauf in der Ordnung zu halten, so gaben wir das Signal, daß wir uns in Noth befänden, es wurde bald bemerkt und die Fregatte la Gloire schug uns das Boogsiren vor, allein unser Kapitain schlug es aus, weil er hofte obgleich hinkend mit der Flotte fortzukommen. Dem Anschein nach wollte er blos den augenblicklichen Aufenthalt entschuldigen, denn die Kaufleute fürchten sich so sehr vor dem Boogsien der Kriegsschiffe, daß sie es nur in der äußersten Noth annehmen. Denn diese Hülfleistung zieht ihnen viele Vorwürfe von dem Boogsirer zu, der befürchtet angestoßen zu werden, oder ärgerlich darüber ist, daß er in seinem Lauf aufgehalten wird; auch wird das boogsirte Schiff selbst bey einer etwas ungestümen See sehr herumgestoßen.

Heute hatte die Mannschaft doppelte Arbeit, und wie billig auch doppelte Ration, und wenn alle Menschen nach diesem Grundsatz der Billigkeit behandelt würden, wie viele reiche und verschwenderische Leute würden Hungers sterben, oder ihre Lebensart verändern müssen!

Wir wurden von einem Seehund verfolgt, der sich vielleicht auf einen von den Matrosen Rechnung machte die an den Schiffswänden arbeiteten, er gab uns Anlaß nach unsern Fischnetzen zu sehen, und wir fanden darinn einen Fisch, den wir uns zu Mittag wohlschmecken ließen. Um Mittag wurden die Oktanten mitten unter unsern Ruinen aufgerichtet. Die Breite betrug 16 G., und der Thermometer stieg auf 20. Auf dem ganzen Schiff herrschte die gröste Thätigkeit, allein es war so viel zu thun, daß der fertige Theil beynahe nicht bemerkt wurde.

Als wir unser Schiff untersuchten, so fanden wir es von oben bis unten, ohnerachtet einer glücklichen Fahrt auseinander getrieben, und den ganzen Kasten halb verfault; sollte man wohl glauben daß man es dem König verkauft und sogar versichert hat, und daß er es dreymal so viel versichern ließ als es den Armateurs gekostet hatte, und nun mit Artillerie als der beschwerlichsten Ladung beladen wurde? Vergebens mag man die Uebereilung der Ausrüstung anführen, um die Nachlässigkeit der Unter-Administratoren zu rechtfertigen, dies ist ein allgemeiner Vorwand, wodurch viele Misbräuche versteckt werden. Ich will hievon noch ein Beyspiel anführen, so unter meinen Augen geschehen ist. Als ich mich zu Brest einschiffen wollte, sah ich ein Konvoyschiff, so nach Indien bestimmt von dem König gemiethet, und in dem Hafen sollte ausgebessert werden. Man machte einige Verklei-

dungen los, da man aber fand daß das Gerippe zu sehr verfault war, um neue Kniee halten zu können, so wurden die weggenommenen Verkleidungen oder Bretter wieder angenagelt, man kalfaterte das Schiff, belud es und figurirte mit den andern auf der Rheede. Kaum aber war es einige Tage in See so mußte man unaufhörlich daran pumpen, der kleinste Windstoß konnte es öfnen, und ich weis nicht was daraus geworden ist.

Während dieser Erzählung hat sich die Konvoy von uns entfernt, und scheint uns mit dem Tag zu verlassen; das hinterste Schiff steckte seine Laterne auf, und war unser Führer während der Nacht.

Den 14. näherten wir uns der Konvoy wieder auf eine Meile ohngefähr von den langsamsten; die Breite um Mittag betrug 15 G. 54 M., und wir haben seit dem gestrigen Mittag, ohnerachtet unsers Unglücks, vierzig Meilen geseegelt. Der Wind war immer günstig, und wir seegelten 1 und drey Viertel Secmeile; der Thermometer stieg auf 22 Grad. Am Abend sahen wir verschiedene Vögel, der schwimmende Varech wurde häufiger, und die See leuchtete die Nacht über beständig.

Den 15. näherten wir uns der Konvoy noch mehr, und erreichten sie, ob sie gleich die Seegel nicht vermindert. Unsre heutige Breite ist eben so wie gestern, allein in der Länge haben wir vierzig Meilen zurückgelegt. Gegen zwey Uhr des Nachmittags machte ein heftiger Regen in Zeit von einer Viertelstunde, die im Dienst stehenden Matrosen so naß, als wenn sie aus der See wären gezogen worden. Der Thermometer so vor diesem Regen auf 21 Grad stund, ist einen Augenblick nachher auf 19 und einen halben Gr. gefallen.

Unsre

Unsre Seeleute bemerkten beständig, daß bey gleichem Wind das Schiff des Nachts geschwinder seegelte als am Tage; vermuthlich rührt dies von dem Regen her, der die Seegel durchnäßt, und sie verhindert so vielen Wind durchzulassen, als bey Tage geschieht. Die Korsaren pflegen daher, wenn sie einen forcirten Marsch vorhaben, ihre Seegel erst zu benetzen. Wir kamen nun der Konvoy immer näher, und seegelten ein und zwey Drittel Seemeilen gegen Anfang der Nacht.

Den 16. befanden wir uns mit Anbruch des Tages, mitten unter der Flotte; unsre Breite hat sich seit gestern nicht verändert, allein in der Länge haben wir 35 Meilen zurückgelegt. Wir wünschten mit jedem Tag, mit jeder Stunde das Ziel unsrer Reise zu erreichen, weil unser Schiff sich in der See so merklich verzehrte, wie ein angezündetes Wachslicht; glücklicher Weise hatten wir das schönste Wetter, der Thermometer überstieg heute nicht 19 und einen halben Grad. Gegen Abend gab man das Signal daß ein Mensch ins Wasser gefallen sey, und wir sahen ihn auch mit den Wellen kämpfen, man warf ihm von unserm Bord, Bänke, Tische, Hünerkörbe und jeden leichten Körper zu, der bey der Hand war; aber er faßte von allem nichts. Man rief ihm zu und machte ihm Muth, allein nach einigen Minuten sahen wir ihn ohne Bewegung auf dem Rücken schwimmen, und nachher gänzlich verschwinden. Obgleich dies nur ein einziger Mann von einer Flotte war, wovon wahrscheinlich der vierte Theil von Menschen umkommen wird, und obgleich der Matrose im allgemeinen ein ziemlich hartes Herz hat, so machte der Zufall dieses Unglücklichen unter unsrer Mannschaft doch tiefen Eindruck,

und man klagte über ihn weit stärker, als ich mir es vorgestellt hatte. Vermuthlich setzte sich jeder Matrose, der demselben Schicksal ausgesetzt ist, an seine Stelle.

Noch nie sah ich eine so große Menge von fliegenden Fischen als den 17ten, sie stiegen in ganzen Schwärmen an dem Vordertheil des Schiffs in die Höhe, und flogen wieder an den Seiten weg. Der Varech wurde auch häufiger, und man sahe schon Kräuter auf dem Wasser schwimmen. Die Vögel kamen uns entgegen, gleich als wenn sie uns auskundschaften wollten, und alles verkündigte uns Land. Unsre Breite betrug um Mittag 15 G. 48 M., und wir hatten seit gestern Mittag sechs und dreißig Meilen zurückgelegt; wir seegelten 1 und drey Viertel Seemeilen, der Himmel war an der Windseite sehr umwölkt, und der Thermometer stieg auf 21 Grad.

Unser Schiff zog nun nicht mehr so viel Wasser als im Anfang der Reise, obgleich die heftigen Erschütterungen den Pumpen immer mehr Arbeit zuzubereiten schienen; vermuthlich kam dies von der Hitze wodurch das harzigte Holz auseinander getrieben, und folglich die Fugen unsers Schiffs geschlossen wurden, während daß bey Schiffen von Eichenholz durch die Hitze die entgegengesetzte Würkung entsteht; auch bemerkt man, daß die letztern bey ihrer Ankunft an den Inseln weit mehr Wasser ziehen, als sie in Europa thaten.

Den Abend hatten wir einen kleinen Regen, immer guten Wind und erleuchtete Bahn, einige Zeit vor Mitternacht wurde das Signal von Land, von Feinden, und beyzulegen gegeben. *)

Den

*) Der Admiral Rodney war von unsrer Ankunft benachrichtigt und kam uns entgegen, die Windstille aber hielt

Den 18. May erkannte man die Insel Saint Domingue mit Anbruch des Tages, wir ließen sie gegen Westen liegen, und der Kommandant steuerte, um zwischen ihr und Martinique durchzukommen, die ganze Konvoy folgte seinem Beyspiel.

Die Insel Saint Domingue gleicht einem ungeheuren Berg der aus der See empor steigt, wir waren aber zu weit davon entfernt, um ihre Figur genau zu erkennen, wir unterschieden nur die stärksten Abtheilungen, und einige Rauchwolken, so aus den Zuckersiedereyen aufstiegen.

Um Mittag entdeckten wir die Insel Martinique, allein es wird eine große Uebung der Seeleute dazu erfordert, um so entferntes Land nicht mit den Wolken zu verwechseln. Da wir nun unsrer Lage gewiß waren, nahmen wir keine Höhe mehr, und das Resultat aller derer an Bord genommenen, fand sich noch um funfzig Meilen zu schwach, obgleich die Seeleute gewohnt sind ihre Schätzung zu erhöhen, um sich frühzeitig genug vor dem Land zu hüten. Dieser Irrthum auf einer Reise, wo wir nur wenig schiefe Wege genommen hatten, schien mir sehr merkwürdig, und beweißt wenigstens, daß die Schiffahrer nicht früh genug auf ihrer Hut seyn können.

Nunmehr waren wir mit schwimmenden Kräutern, und einer Menge kleiner fliegenden Fische umringt, dies sind solche, die noch zu schwach sind, um in die ofne See zu gehen, und ihre Kräfte in der Nähe des Landes an den Küsten üben, wo sie entstanden ist.

ihn unter Martinique zurück, außerdem versicherte man uns, daß Herr von Grasse von seinem Vorhaben wußte, und bereit war, uns zu Hülfe zu kommen.

Der Thermometer stieg auf 21 Grad vor der Ergießung eines starken aber kurzen Regens; gegen Abend kamen wir um die östliche Spitze von Saint Domingue herum, und befanden uns gegen 10 Uhr eine Meile von der westlichen Spitze von Martinique entfernt. Die Windstille war so groß, daß die Schiffe nicht mehr steuerten und häufig an einander stießen, ein Bordeauxisches Schiff von 4 bis 500 Tonnen, kam mit seinen Bramstengen in unsre Schiffswände, wir kamen aber unter einem großen Lärm beyderseits ohne Schaden von einander, Dank sey es der Stille des Meers.

Den 19. Die Windstille dauerte die ganze Nacht fort, einige kleine Lüftchen ausgenommen, die uns auf die Höhe von Saint Pierre brachten, wo wir uns gegen acht Uhr des Morgens befanden. Die Windstille hielt den ganzen Tag an, und wir hatten eine erstickende Hitze auszuhalten, obgleich der Thermometer nicht über 23 Grad stieg.

Der Himmel war oberhalb Martinique sehr stürmisch, während daß der sie umgebende sehr heiter war; unsre Seeleute verwunderten sich nicht hierüber, sie sind gewohnt dies an den Inseln zu sehen, und man kann es blos der Anziehungskraft dieser hohen Lande zuschreiben, die so stark auf die Dünste der Atmosphäre würkt.

Um 6 Uhr des Abends waren wir beynahe an derselben Stelle, jedoch der Stadt Saint Pierre etwas näher, die wir mit vieler Neugierde betrachteten.

Mit lachenden Ufern umgeben, zeigte die untergehende Sonne die sie erleuchtet, dem nach Amerika versetzten Europäer gleichsam ein bezaubertes Gemälde; im

Hinter-

Hintergrund, und an dem Rand einer sehr weiten Bay, stellt sich diese Stadt in Form eines Halbzirkels, und einer halbstündigen Ausdehnung dem Auge dar. Die Schiffe so da überwintern, sind an dem Ufer festgemacht, und liegen zugleich vor Anker, denn das Ueberwintern ist wegen der Fluth und der Windstöße so gefährlich, daß es den Seefahrern verboten ist sich während dieser Jahrszeit hier aufzuhalten, sie begeben sich daher nach Fort Royal dessen Rheede sehr sicher ist.

Der Thermometer stund auf 22 Grad; am Anfange der Nacht erhob sich ein kleiner Wind, und brachte uns ein wenig weiter.

Den 20. März befanden wir uns bey Anbruch des Tages so nah am Lande, daß wir mit bloßen Augen die kleinsten Gegenstände erkennen konnten. Dies ist ein allgemeiner Vortheil aller Küsten der Antillischen Inseln, daß man sich ihnen ohne Gefahr, mit den grösten Schiffen bis auf die Länge eines Schiffstaues nähern kann.

Um Mittag befanden wir uns nebst der ganzen Konvoy vor der Bay von Fort Royal, und obgleich der Passatwind uns den Eingang verwehrte, so kamen wir doch mit Hülfe des Lavirens hinein. Dies thaten viele Schiffe auf einmal, so daß die ganze Konvoy gegen 5 Uhr des Abends, nahe bey der Armee des Grafen von Grasse vor Anker gieng.

Den 21. stieg ich ans Land, und die Begierde mit der ich alles was mich umgab untersuchte, war eher einer Raserey als einer vernünftigen Neugierde ähnlich. In einigen Tagen werde ich besser unterrichtet und ruhiger seyn, alsdenn will ich Ihnen meine Bemerkungen

mittheilen. Die Amerikanischen Schnacken stören zwar meine Zufriedenheit durch ihre unaufhörlichen Stiche, allein diese lästigen Insekten verschonen keinen Menschen, selbst nicht die Schwarzen.

Allgemeine Bemerkungen über die Insel Martinique.

Man stelle sich einen Berg von fünf und vierzig Meilen im Umfange vor, der sich mitten aus der See erhebt, und dessen Mittelpunkt als der höchste Theil mit vier Spitzen gekrönt ist, die eine Art von Trichter formiren. *)

Diese Höhe ist mit Holz bedeckt und sehr unzugangbar, auch selten zu sehen; sie scheint der wahre Attraktionspunkt zu seyn, und sammelt alle wässrige Dünste der Atmosphäre zusammen, woraus nachher die gewöhnlichen Regen und selbst die Sturmwinde entstehen. Die Flüsse so die Seiten der Insel beströmen sind im Sommer ziemlich schwach, allein im Winter schwellen sie an, und verursachen fürchterliche Verwüstungen; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man die ungeheuren Felsenstücke bemerkt, die jetzt den Lauf derselben hemmen, und die sie zu allen Zeiten mit sich fortgeführt haben.

Der

*) Wenn ich ihre perpendikulaire Höhe über der Meeresfläche angeben sollte, so würde ich sie wenigstens auf 600 Toisen schätzen.

Der Abhang der Insel von den obersten Spitzen angerechnet, wo die Holzungen aufhören, bis an das Ufer des Meeres ist sehr unregelmäßig, aber im allgemeinen beträchtlich und äusserst mannigfaltig verändert; an manchen Stellen sieht man Felsenstücke in den sonderbarsten Lagen, die wahrscheinlich von dem obern Theil abgerissen, nachher von irgend einem Hinderniß aufgehalten wurden, und nun auf die untern Theile herabzustürzen drohen. Die verschiedenen Amphitheater so die Insel vorstellt, werden durch die Etablissements der Europäer noch verschönert, wovon einige Zuckerröhre, andere Caffee, und noch andere Indigo pflanzen, jeder nach seinem Vermögen, und der Art des Landes so er besitzt.

Das härteste Holz wächst natürlicher Weise in den höchsten und folglich dürresten Gegenden der Insel; die Ebenen hingegen bringen vielerley Arten von Bäumen von weichem Holz hervor, das zum Bauen untauglich ist. Der gewöhnlichste Baum ist die Akazia, mit der gelben riechenden Blume; das Fühlkraut (Sensitive) das unter den Pflanzen einen so vorzüglichen Rang behauptet, wächst hier überall auf allen unbebauten Feldern. Die vegetabilische Erde schien mir überall, wo ich sie frisch zu sehen bekommen konnte von schwarzer Farbe, und hält ohngefähr 15 bis 18 Zoll in der Dicke; unter dieser ersten Lage findet man gewöhnlich einen zusammengebackenen Sand, der koncentrisch zusammen haltenden Kieseln ähnelt, von einer glänzenden halb durchsichtigen Masse, die gleich dem Kiesel mit dem Stahl Feuer giebt. Alle diese Fossilien sind hin und wieder ohne einige merkliche Ordnung zerstreut, und an einigen Orten hängen die Sandtheilchen nicht zusammen; der Kalkstein ist hier

sehr selten, und noch seltner findet man Petrefakten; zur Bereitung des nöthigen Kalkes bedienen sich die Einwohner der Polypen, so man häufig an den Ufern findet.

Der merkwürdigste unter allen Vögeln dieses Landes der zugleich auch der gemeinste ist, ist der Kolibri; das ganze Feld ist damit bedeckt; während daß man aber seine Schönheit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit des Flugs bewundert, muß man sich vor den gefährlichen Schlangen in Acht nehmen, die zwischen dem Gras liegen, oder in den Büschen versteckt sind, aus denen sie hernach auf die Menschen zufahren. Es giebt derselben vielerley Arten hier die alle giftig sind, zwar werden viele von den großen Schlangen getödtet, allein ihre Vermehrung ist so stark, daß sie diese Ausrottung weit übersteigt, und man kann mit Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß sie sich dereinst der ganzen Insel bemeistern werden.

Wild ist hier ziemlich selten, man findet hier einige Ringeltauben und sehr wenig wilde Schweine; die Flüsse geben wenig Fische, und die Fische der Küste kommen den europäischen nicht gleich. Sie kennen die mehresten amerikanischen Früchte dem Namen und der Beschreibung nach, ich aber, der ich sie bereits versucht habe, kann Ihnen versichern, daß, die Ananas ausgenommen, die besten von allen, nicht den mittelmäßigsten von Frankreich vorzuziehen sind; selbst die Pomeranzen, zwey Sorten ausgenommen die ziemlich selten sind, verdienen vor denen der Provence keinen Vorzug, sie enthalten ein bloßes Zuckerwasser, das noch dazu sehr unschmackhaft ist, und dies ist der Charakter der mehrsten Früchte auf den Antillischen Inseln; die übrigen sind unausstehlich sauer.

Zu der Beschreibung der Stadt Saint Pierre kann ich zu dem schon gesagten nichts weiter hinzufügen, weil ich sie blos vom Schiff aus gesehn habe. Die Stadt Fort Royal wo ich angelandet bin, ist, obgleich der Hauptort der Kolonie, doch weniger beträchtlich; der Gouverneur und der Intendant residiren daselbst, während daß Handlung und Ueberfluß Saint Pierre bewohnen; hier sind die Häuser alle von Holz und nur einen Stock hoch gebaut, und der Boden ist, ohnerachtet aller vorgenommenen Austrocknungen, noch immer morastig und feucht.

Die Straßen sind ziemlich lang aber sehr eng, schlecht gebaut, unreinlich und stinkend, der Fluß so hinter der Stadt läuft und sich in die Rheede ergießt, trocknet nie aus. An dem andern Ende von Fort Royal befindet sich eine gemauerte Wasserleitung, wodurch das süße Wasser so die Schiffe nöthig haben in einen Kanal geleitet, und wo es nachher in Schaluppen geladen wird. Mit großem Erstaunen fand ich bey Besichtigung der See-Magazine, keinerley Art von Vorrath. Jetzt da die Rheede mit Schiffen bedeckt ist, wimmelt in der Stadt alles von Menschen, und das Gedränge ist so groß, daß man Mühe hat auf den Straßen einander zu verstehen. Die öffentlichen Spaziergänge sind nicht geräumig, die sogenannte Esplanade zwischen der Stadt und dem alten Vorwerk ist der beträchtlichste; dies alte Vorwerk so ehmals Fort Royal hies, und wovon die Stadt den Namen erhalten hat, kann noch immer vertheidigt werden, seitdem man auf der Höhe die es bestreicht, das Fort-Bourbon angelegt hat; dies letztere ist von neuerer Bauart, und ohngefähr zweyhundert Fuß

über

über der Stadt erhaben, es ist geräumig, und an einer gut gewählten Lage. *)

Der Thermometer hat sich seit meiner Ankunft zwischen 19 und 23 Grad gehalten, und wir hatten einige kleine heftige Regen ohne Donner.

Der Admiral Rodney schickte täglich einige Fregatten ab, die sich bis an den Eingang der Rheede wagten, um uns zu beobachten. Die Armee des Herrn von Grasse nahm alle Truppen, die sich hier befanden, mit sich fort, zweytausend Mann ausgenommen, die zur Vertheidigung der Insel hier blieben, und da ich die Erlaubniß erhielt, mich an Bord eines Kriegsschiffs begeben zu dürfen, so hoffte ich in so guter Gesellschaft bald nach Saint Domingue zu kommen.

Den 7. April begab ich mich auf meinen neuen Posten und fand alles sehr schön; die französische Armee so aus 34 Schiffen bestund, hatte bereits die Munition der letzten Konvoy von Europa unter sich getheilt, dennoch aber fehlte es ihr an einigen sehr wesentlichen Stücken, namentlich an Pulver und Mastholz, um sich auszubessern. Die Kauffarthey Konvoy so nach Saint Domingue bestimmt war, gieng mit Anbruch des Tages unter der Eskorte von zwey funfzig Kanonenschiffen unter Seegel; hierauf zog die Armee des Herrn von Grasse auch die ihrigen auf, und so befanden wir uns des Nach-

mittags

*) Das einzige was man daran mit Recht tadeln könnte würde nur Nebensachen betreffen, und man muß gestehen, daß dieses neue militairische Etablissement, unter allen französischen Kolonien in Amerika allein den Namen einer Vestung verdient.

mittags alle wieder in See. Die Konvoy war unter dem Wind der Armee.

Den 9. erblickten wir mit Anbruch des Tages die Engländer, und zählten 49 Seegel, wir waren damals eben in einer solchen Unordnung, daß die Kauffartheyschiffe sich mitten unter den Kriegsschiffen zerstreut befanden, und man befürchtete der Feind möchte uns in dieser Unordnung angreifen; allein alles fand sich so schnell und gut aus einander, daß wir gegen 9 Uhr des Morgens eine vollkommene Linie formirten, während daß die Konvoy nach Guadeloupe seegelte. Diese veränderte Scene machte uns wieder Muth, und hielt die Engländer im Zaum. Indessen hatten sie den Wind gut gefaßt, und näherten sich uns immer mehr, nunmehr trat aber eine Windstille ein und trennte ihre Arriere-Garde, nebst der Hälfte des Treffens von der übrigen Armee. Der Herr von Grasse gab den seinigen sogleich das Signal heranzukommen, und wir beschossen den Theil ihrer Armee, der von dem übrigen nicht konnte unterstützt werden, dies Treffen dauerte ohngefähr drey Stunden und entschied nichts, allein unsre Konvoy erhielt Zeit nach Guadeloupe zu seegeln. Endlich sammelte der Admiral Rodney mit Hülfe eines kleinen Windstoßes seine Schiffe wieder zusammen, drehte uns den Rücken, und verschwand allmählig vor unsern Augen.

Diese Aktion fiel bey der Isle des Saintes zwischen Saint Domingue und Guadeloupe vor; der Herr von Grasse behielt den Vortheil des Windes, verfolgte aber die Engländer nicht, sondern begnügte sich in dem Kanal von Saint Domingue zu laviren, und schickte eine Fregatte ab, die wie wir vermutheten der Konvoy

Ordre brachte, die folgende Nacht unter Seegel zu gehen; und dies schien uns um so wahrscheinlicher, da sie während daß wir sie bedeckten, ohne Gefahr nach Saint Domingue kommen konnte.

Den 10. des Morgens sahen wir die Engländer wieder, sie schienen gleichsam des Tages der Fluth und des Nachts der Ebbe zu folgen, und wir lavirten immer mit dem Vortheil des Windes in dem Kanal von Saint Domingue herum.

Den 11. verhielt sich von beyden Seiten alles noch eben so; der Zweck des Herrn von Grasse bey diesem hin und her laviren schien zu seyn, die Engländer so lange im Zaum zu halten, bis die Konvoy Saint Domingue erreicht hätte. Bey diesem unaufhörlichen hin und herschweben zwischen Saint Domingue und Saintes, wo wir das Land deutlich genug sehen konnten, untersuchte ich es soviel es möglich war mit den Augen, allein die Nachrichten so man auf diesem Wege erhält; sind so gering, daß sie eher dem Maler als dem Beobachter nutzen können. Die Spitzen so sich von dem Mittelpunkt aller dieser Inseln erheben, sind mit Holz bedeckt und beynahe unzugangbar, der Fuß des Menschen hat diese Wildnisse nie betreten, und sie scheinen nur eine dünne vegetabilische Erdlage zu haben, die leicht erschöpft werden kann, und deren hohe und entfernte Lage ihre Kommunikation mit der See sehr erschwert; zum Ersatz dessen sind alle die untern Gegenden einer zerstörenden Cultur ausgesetzt.

Saint Domingue ist in den untern Gegenden sehr ungesund, Marie Galante ist klein und unfruchtbar, und selbst das Wasser ist darauf so selten, daß die Bewohner

wohner es wo anders herholen und in Vorrathshäusern aufbewahren müssen; die Saintes taugen eben nicht viel mehr, und sind daher auch wenig bewohnt.

Guadeloupe ist in verschiedenen Kantonen sehr ergiebig; der Schwefelberg fällt vor allen andern in die Augen, ich sah ihn in seinem gewöhnlichen Zustand, nehmlich rauchend; seinen Namen erhielt er von dem reinen Schwefel den er enthält, und der auch auf seinen Abhängen in Menge gefunden wird. Diese brennbare und sehr hohe Masse kann vielleicht mit der Zeit zu einem furchtbaren Vulkan werden.

Alle diese Inseln haben sowohl alle inn- als ausländische Produkte mit einander gemein, und dies ist nichts sonderbares, denn da sie in dem heissen Erdgürtel und sehr nah aneinander liegen, so haben sie ohngefähr einerley Himmelsstrich. Man hat hier keinen andern als den Passatwind, und die See ist in der Bay die von diesen Inseln gebildet wird, gewöhnlich ruhiger als ausserhalb derselben; ich sah sie jede Nacht leuchtend, und die größte Hitze die ich bis jetzt bemerkt hatte, war 23 Grad, die geringste aber 19 Grad.

Es ist in diesen Gewässern nichts seltenes, daß man ein Schiff stille liegen sieht, während daß ein nicht weit davon entferntes mit gutem Wind seegelt, dies kömmt immer von einem Windzug von geringer Ausdehnung her, der von einer einzelnen Wolke herrührt; und diese kleinen Windstriche, gegen die der geschickteste General nichts auszurichten vermag, geben öfters den Ausschlag bey einem Treffen. Als z. B. vor einigen Tagen die Engländer getrennt wurden, ohne sich wieder vereinigen zu können, und die ganze französische Armee guten Wind

hatte,

hatte, so war dies für den Herrn von Grasse die schönste Gelegenheit, vermuthlich hatte er starke Beweggründe, um einen so mächtigen Vortheil, den ihm das Glück anbot, zu versäumen.

Obgleich das Treffen vom 9ten sehr unbeträchtlich war, so war es doch hinreichend, um mir einen Begrif von einem Seetreffen zu geben; jeder weiß seinen angewiesenen Posten vorher, ein Theil der Equipage bleibt wegen dem Manoeuvre auf dem Verdeck, der andere aber ist in den Batterien angestellt, und die Schiffsjungen müssen zu jedem Stück die nöthigen Patronen herbeybringen, alsdann schießt der so zuerst fertig ist. Man kann nicht sagen, daß alsdenn auf dem Schiffe eine vollkommene Ordnung herrscht. Der Donner der Kanonen, das Geschrey der Schiffsjungen, der Kanoniere und der Dampf müssen nothwendig auf einem so kleinen Raum eine Verwirrung hervorbringen, indessen ist sie doch nie so arg, daß nicht jeder seine Verrichtung erfüllen könnte, vielmehr ist es ein allgemeiner Lärm, der den Muth anfeuert und die Kräfte eines jeden stärker reizt.

Die Engländer scheinen die Gewohnheit zu haben, mehr nach den Masten und Seegeln zu schießen, wir hingegen mehr auf den ganzen Körper; ihre Methode ist indessen der unsrigen darinn vorzuziehen, daß die kämpfenden Schiffe dadurch eher ausser Stand gesetzt werden, zu fechten. Die unsrige ist mörderischer, zerstört die Batterien besser, und bringt öfters die Schiffe zum sinken. Ueberhaupt ist der Umfang der englischen Schiffe klei-

kleiner als der der unsrigen, und dies ist vielleicht der wahre Grund unsrer verschiednen Art des Laufs. *)

Dem sey wie ihm wolle, wenn anders die Entwürfe dieses Feldzuges sich realisiren, so werden die Franzosen mehr als einmal Gelegenheit haben, sich mit ihren Feinden sowohl zu Lande als zur See zu messen.

Sieben tausend Mann regulirter Truppen, so aus den Inseln des Windes zusammengezogen, und auf die Kriegs- und Konvoyschiffe vertheilt waren, vereinigten sich mit viertausend andern Franzosen, und zehentausend Spaniern und vierzehen Schiffen derselben Nation, die sich auf dem Kap befanden. Man glaubt allgemein, daß man Kingston belagern würde, um nachher den Engländern Jamaica abzunehmen. Große Zurüstungen! Große Entwürfe! Sollten sie wohl ausgeführet werden?

Den 12. April fing der Tag kaum an zu grauen, als wir schon unsre Feinde in guter Ordnung beysammen erblickten, die majestätisch auf uns zukamen. Der Zelé, eines von den Kriegsschiffen des Herrn von Grasse, das durch das Aneinanderstoßen mit einem andern sehr beschädigt worden war, bat um die Erlaubniß, irgendwo einlaufen zu dürfen, und erhielt sie und seegelte auf Guadeloupe zu. **) Die Engländer machten sogleich Miene

*) Wir, Unsre u. s. w. Seitdem ich mit in das Glück der Franzosen verwickelt bin, habe ich mich an diese Ausdrücke so sehr gewöhnt, daß sie mir gleichsam unbemerkt entwischen.

**) Den Tag vorher hatte uns der Kato aus gleichen Ursachen verlassen.

ne es abzuschneiden, und der Herr von Grasse, der es in Gefahr glaubte, wollte ihm zu Hülfe eilen und gab seiner ganzen Flotte das Signal sich zum Treffen zu rüsten und auf den Feind loszugehen. *) Damals waren unsere Schiffe so sehr zerstreut, und seegelten so ungleich, daß mit dem Admiralsschiff nur neun Schiffe in der Linie waren, dies geschah um halb 8 Uhr des Morgens, wo wir uns eben nahe genug bey dem Feind befanden, um das Treffen anfangen zu können.

Das Feuer war von beyden Seiten sehr lebhaft, und man war einander so nah, daß die kleinern Stücke Eisen unsre zweyte Batterie durchschossen. Die englischen Dreydecker boten unsern kleinern Schiffen gefälligst ihre Seiten, um sie nachher desto schneller zu vernichten.

Beynahe drey Stunden lang hatten die neun französischen Schiffe der ganzen englischen Armee widerstanden, als der Glorieux, ein 74 Kanonenschiff, ganz allein mitten auf dem Schlachtfelde erschien, und auf die feindliche Linie zutrieb, eine unsrer Fregatten eilte ihn zu boogsiren und ihn wieder unter den Wind zu bringen, damit man ihm beystehen könnte, allein ihre sehr lobenswürdigen Bemühungen fruchteten nichts, und der Kapitain des Glorieux lies endlich selbst die Boogsier-Taue abhauen, um nicht eine unsrer besten Fregatten in Gefahr zu setzen. Hierauf pflanzte er die französische Flagge auf den Rumpf seines großen Masts, der ihm allein noch übrig war, und so sah man ihn mitten unter den Engländern mit dem entschloßensten Muth, immer von beyden Seiten feuern, und ihre Ladungen erhalten.

Wäh-

*) Viele Seeleute behaupteten, daß der Zele' in gar keiner Gefahr war.

Während dieser ganzen Zeit kamen unsre übrigen Schiffe nach und nach einzeln heran, und gaben so wie sie nahe kamen ihre Ladungen, so daß jedes einzelne gegen mehrere feindliche zu kämpfen hatte. Diese Ungleichheit herrschte schon beym Anfang der Aktion, und obgleich der Hr. von Grasse immer das Signal zur Vereinigung gab, so wurde es doch nicht befolgt. Gegen Mittag verloren wir den Vortheil des Windes, und einige unsrer Schiffe, die sehr mitgenommen waren, wurden genöthigt dem Lande zuzueilen, die übrigen konnten aus derselben Ursache den Wind so wenig benutzen, daß ihre Gegenwart ganz unnütz wurde; da nun endlich um drey Uhr Nachmittags der Glorieux nicht unterstützt wurde, und sich mitten unter den Engländern befand, so sah er sich gezwungen sich nach einem fürchterlichen Feuer zu ergeben, kurz darauf thaten der Ardent, der Hektor und der Cäsar dasselbe. Nun war nichts mehr in der Nähe der Engländer als die Ville de Paris und einige wenige von den unsrigen, die Ville de Paris wurde ohnerachtet ihres dreyfachen Feuers sehr bald umzingelt, und versetzte uns mit Recht in die gröste Unruhe. Die Nacht fieng an diese traurige Scene des Schreckens und Mordens mit ihrem Schleyer zu bedecken, und der gestirnte Himmel schien die ganze Natur zur Ruhe einzuladen, allein unsre Höllenrachen spieen noch immer Feuer und Tod; *) endlich wurde gegen halb acht Uhr alles ziemlich ruhig,

*) Die heftige Erschütterung so die Artillerie in der Luft verursachte, machte, daß der schwache Wind der am Anfange des Tages wehete, sich in eine Windstille verwandelte. Man kann sicher 100000 Kanonenschüsse rechnen, die in diesem Treffen von beyden Seiten gethan wurden, das Feuer der Steinstücke ungerechnet.

und jeder an Bord muthmaste, ohne es jedoch herauszusagen zu wagen, daß unser General selbst sich ergeben hätte.

Bis dahin hatten wir den Wind eine Meile weit von den Engländern gehalten, als wir aber die Division des Admiral Hood unsre zerstreuten Schiffe verfolgen sahen, so nahmen wir den Wind in Rücken, und die Dunkelheit begünstigte unsern Rückzug.

Man sagte mir nachher, daß wenn der Admiral Hood die Erlaubniß uns zu verfolgen, um die er den Admiral Rodney bat, früher erhalten hätte, so würde er ohne Zweifel in der Verwirrung, in der Unordnung, und den elenden Umständen, in denen wir uns befanden, wenig Widerstand gefunden, und mehrere unsrer Schiffe geentert haben, während daß sie nun Zeit erhielten zu entwischen, indem er zu spät kam. Ich muß aber auch gestehen, daß wir nicht einen Augenblick lang in vollkommner Linie gefochten haben, sondern wir stritten einzeln mit den immer vereinigten Engländern, die unsre einzelnen Schiffe durch die Menge der ihrigen zu Grunde richteten, und dieser Sieg wurde ihnen so leicht, daß wenn es einige Stunden länger Tag geblieben wäre, nur wenige von uns, ihnen entwischt seyn würden. Eine fürchterliche Lehre für einen General, der das Ganze vernachlässigt, von dem doch alles abhängt! Wenn man übrigens die Art bedenkt, wie sich das Treffen anfieng, so muß man das Glück des englischen Admirals bewundern, und zugleich darüber erstaunen, daß er es sich so wenig zu Nutze machte. Gegen 9 Uhr des Abends befand sich unser Schiff ganz von der übrigen französischen Armee getrennt Der Kapitain der es kommandirte hielt es für gut, einen falschen

Weg zu nehmen, und nach Südwesten zu steuren, um dem Feind nicht in die Hände zu gerathen.

Kaum hatten wir drey Meilen in dieser Richtung fortgeseegelt, als uns ein Schiff anrief, es befand sich in unsrem Fahrwasser, und wir erkannten es für eines der unsrigen, und seegelten miteinander fort. Die Zündruthen blieben aus Furcht vor einem Ueberfall die ganze Nacht brennend, und jeder behielt seinen Posten, allein auswendig wurden, um nicht erkannt zu werden, keine Lichter aufgesteckt.

Gegen 11 Uhr des Abends sahen wir 3 oder 4 Meilen unter dem Wind das traurige Schauspiel eines brennenden Schiffs; das Feuer ergrif sehr bald die Pulverkammer, und bald darauf verschwand die ganze brennende Masse vor unsern Augen; es war der Cäsar. *)

Den 13. suchten wir uns so viel es in der See möglich war wieder auszubessern, und dies war sehr nöthig, denn nach dem Treffen waren unsre Tauen und Seegel ganz in Stücken, und es blieb uns nicht einmal ein Tau übrig, um unsere Besaan-Seegel festzumachen. In dem Körper des Schiffs stacken über achtzig Kugeln, worunter achte zum Sinken getroffen hatten, überdies waren von fünfhundert Mann Equipage hundert theils getödtet, theils blessirt.

Jetzt da uns eine ruhigere Schiffarth Zeit ließ uns mit einander zu unterhalten, fragte ich: warum die Franzosen den Krieg immer nach den Antillen zu spielen suchen,

*) Das Feuer kam im Raum aus, durch einen betrunkenen englischen Matrosen, der sich mit einer ofnen Laterne, einem Faß Taffia zu sehr genähert hatte.

statt die Engländer in dem festen Lande von Amerika anzugreifen. Was in Frankreich diese Eroberungssucht bey den Inseln des Windes und unter dem Wind bedeuten sollte, da doch dergleichen Eroberungen mehrentheils Zurüstungen erfordern, die ihren Werth übersteigen, und Garnisonen, wodurch wesentlichere Besitzungen entblöst werden, und die sehr bald das Opfer eines zerstörenden Himmelsstrichs werden; ferner Kriegs und Mundprovisionen, die man durch kostbare und beschwerliche Konvoyen aus Europa muß kommen lassen; viele Vertheidigung, ohne daß ihr Besitz einen großen Nutzen gewährt, und endlich Gelegenheit zu einem ewigen Streit geben, der öfters alle Theile der Welt ins Feuer setzt?

Hierauf erhielt ich zur Antwort, daß Leute, die mehr Kühnheit als Ueberlegung, mehr Ehrgeitz als Patriotismus besäßen, öfters scheinbare Projeckte vorbringen die angenommen werden. Alsdenn schalten und walten sie ohne allen Nutzen, auf einzelnen Plätzen mit einer Seemacht, die anderswo sehr wichtige Dienste leisten könnte; eben so verfahren sie ganz ohne Frucht mit einer großen Anzahl Regimenter, die die Unabhängigkeit sehr bald erhalten würden, wenn man sie in die Gegenden brächte wo sie am nöthigsten sind. Sie verschwenden endlich einen großen Theil unsrer Macht, ohne etwas auszurichten, statt daß wenn sie an den streitigen Orten vereinigt gewesen wäre, die Engländer mit weit weniger Zeit und Unkosten würden gezwungen worden seyn, ihre Ansprüche gänzlich aufzugeben. Dieser letztere Kriegsplan war um so vernünftiger, da eine beträchtliche Armee sich in Neu England, von den in dieser Gegend überflüssigen Lebensmitteln hätte erhalten können.

Wollte man hierauf einwenden, daß die Engländer sich der französischen Besitzungen würden bemächtigt haben, so kann man darauf antworten, daß ohne die Menschen daselbst anzuhäufen die gewöhnlichen Garnisonen, einen Feind schon würden im Zaum haben halten können, der selbst an dem empfindlichsten, und entscheidendsten Theil des Kriegs angegriffen war.

Ich komme nun wieder zu meinem Tagebuch.

Den 13. Nachmittags vereinigten wir uns mit zwey andern Kriegsschiffen, und beredeten uns miteinander nach Curaçao zu seegeln, weil wir vermutheten, daselbst das Nöthige zu unsrer Ausbesserung vorzufinden, und dadurch die Vorrathshäuser des Cap Francois zu schonen.

Den 14. war unser Tauwerk wieder ausgebessert, der Wind gut, die See schön, und das Fahrwasser in der Nacht leuchtend; der Thermometer stieg in der heissesten Zeit des Tages auf 22 Grad.

Der 15. war in allem dem vorigen Tage gleich.

Den 16. Eben so, und die Equipage erhielt wieder Erlaubniß in ihren Hangbetten zu schlafen; mit Anbruch des Tages sahen wir Land, und schätzten uns auf der Höhe der Inseln d'Aves. Der Kommandant unserer Eskadre gab dem kleinsten der vier Schiffe ein Signal daß es ein Boot aussetzen sollte, um das Land zu untersuchen. Ein Officier bestieg es, und wir legten einstweilen bey, während er ans Land gieng; erst nach fünf Stunden erhielten wir einige Nachricht, das Boot kam mit zwey Lootsen zurück, allein der Officier war als Geissel am Land geblieben, und das Land war die Insel Curaçao.

Ein so starker Irrthum in unserer Schätzung konnte nur von den Strömen herrühren, die hier dem Passatwind folgen, und auf die wir nicht gerechnet hatten, ob sie gleich vom April an bis November, eine tägliche Geschwindigkeit von drey bis vier Stunden haben, und den Ueberrest des Jahrs doppelt so viel. Von den zwey angekommenen Lootsen gieng der eine an Bord des Kommandanten, und der andere an den unsrigen. Der übrige Tag und die folgende Nacht wurden angewandt um den Wind zu gewinnen, damit wir den folgenden Tag einlaufen könnten; bevor wir aber unser Boot ausgesandt hatten, und während daß wir ganz ruhig vor der Insel herumlavirten, war alles daselbst in der grösten Unruhe. Die Einwohner befürchteten nemlich einen Angriff von dem Admiral Rodney, wegen der reichen Konvoy die in ihrem Hafen lag,*) und hielten unsre Schiffe für feindliche; die reichsten Einwohner des Orts, schaften in der grösten Eile ihre Schätze tiefer in das Land hinein; man verstärkte die Wache an den Küsten, und alles war zu einem Angriff auf der Insel gefaßt, als unser kleines Boot ankam, und Frieden verkündigte.

Den 17. um Mittag stießen wir auf einen Felsen beym Eingang des Hafens, der würklich so sehr enge ist, daß eine Kriegsschiffslänge sie ganz ausfüllen könnte; der Lootse aber, der an solche Zufälle gewöhnt war, hätte uns vielleicht sehr gut geführt, wenn man ihn hätte verstehen können; glücklicherweise war die See ruhig, denn das Schiff saß auf einem sehr harten Kalkfelsen, der vermuthlich ein Werk der Polypen war. Endlich kamen wir

*) Man schätzte ihren Werth auf 80 Millionen franz. livres.

wir mit Hülfe von Tauen, die an dem Ufer festgemacht waren, in Zeit von einer Stunde ohne Schaden weg, und liefen in dem Hafen ein; derselbe ist tiefer als für Kriegsschiffe nöthig ist, und es können acht dergleichen daselbst liegen, und sich am Ufer festmachen; freylich würden sie wegen der Enge vielleicht zusammenstoßen, und ein Feuer würde für alle sehr gefährlich werden.

Obgleich der Hafen von Curaçao für die Kriegsschiffe sehr enge ist, so ist dagegen der für die Kauffartheyschiffe, der auf den erstern folgt, so groß und geht so tief ins Land hinein, daß er die ansehnlichsten Flotten enthalten könnte. Wir fanden auch eine beträchtliche Anzahl Schiffe daselbst, die unter der Eskorte von zwey Kriegsschiffen, einer Fregatte und einer Korvette so neben uns lagen, nach Holland seegeln sollten.

Der Herkules von 74 Kanonen, der keinen Lootsen am Bord hatte, verfehlte den Paß und blieb unter den Mauern des Forts sitzen; in dieser Lage blieb er ohnerachtet aller Mühe die man anwendete, vier Stunden lang, da man ihn aber erleichterte, so wurde er wieder flott, und kam ohne beträchtlichen Schaden in den Hafen.

Der Pluto von 74 Kanonen stieß gleichfalls an, blieb aber nicht sitzen.

Der Marseillois von 74 Kanonen, der zuletzt kam, und auch keinen Lootsen hatte, war der einzige so glücklich durchkam.

Wir hatten kaum Anker geworfen, als die Officiere der französischen Marine sämtlich dem Gouverneur der Insel und dem Kommandanten des holländischen Seewesens ihre Aufwartung machten. Sie baten aber ver-

geblich um Materialien zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und sahen sich gezwungen, von einem Privatmann das allernothwendigste Holzwerk um einen ganz unerhörten Preiß zu kaufen.

Da nun diese Geschäfte mich gar nichts angiengen, so spazierte ich unterdessen auf der Insel umher, und suchte sie mir bekannt zu machen, und um dem Kriegshandwerk, zu dem ich von ohngefähr eingeweiht worden bin, welches ich mir zur größten Ehre rechne, den Vorzug zu lassen, will ich zuerst dasjenige ganz kurz berühren, was hierauf Bezug hat.

Man stelle sich einige niedrige von Mauerwerk aufgeführte Batterien vor, die am Eingang des Hafens angebracht sind, um die feindlichen Schiffe abzuhalten; an dasselbe stößt ein schlechtes kleines Schloß, so den Namen **Fort Amsterdam** führt, an der rechten Seite des Hafens liegt, und von den nächsten Anhöhen bestrichen wird, die Stadt so an das Schloß stößt, ist mit einer schwachen Mauer umgeben, in der an verschiedenen Stellen noch einige Batterien angebracht sind; hierinne besteht die ganze Bevestigung des Hauptorts.

Alle diese elenden Festungswerke zusammen genommen, würden indessen hinreichen, um dem Feind den Eingang in den Hafen zu verwehren, in Rücksicht der Gefährlichkeit des Passes. Wollte man aber in einiger Entfernung von der Stadt landen, und alsdenn auf die Vorstadt losgehen und die Höhe besetzen, die sie bestreicht, und sich auf beyden Seiten der beyden Arme des Hafens hin erstreckt, so würde die Stadt und das Fort verloren, und die Insel erobert seyn. Vergebens würde

man zur Vertheidigung seine Hofnung auf die Batterien setzen, die hin und wieder auf der Höhe zerstreut sind, denn ob sie gleich an den besten Landungsplätzen liegen, so würden sie dieselbe doch nicht verhindern können, weil sie zu niedrig und von Mauerwerk aufgeführt sind.

Statt einer solchen Menge von Batterien die zur Vertheidigung der Insel unnütz sind, statt dieses schlechten Schlosses, hätte man sollen die Höhen, so die Stadt und den Hafen bestreichen, mit zwey vierwinklichten Forts befestigen; sie sind zwar durch einen Kanal getrennt, allein wegen ihrer Nähe könnten sie einander leicht unterstützen, da ihre Entfernung höchstens 250 Toisen beträgt. Diese koncentrirten Vertheidigungsanstalten würden für die Insel vollkommen hinreichend seyn; im Fall eines Angrifs hätte man alsdenn einen Ort, um die Reichthümer der Einwohner in Sicherheit zu bringen, der um desto sicherer wäre, weil, von welcher Seite der Feind auch kommen möchte, er durch die beyden Forts würde aufgehalten werden, so die Stadt, die Vorstadt, die beyden Seiten des Hafens und die umliegenden Gegenden bestreichen. Genug hiervon, ich komme auf eine andere Untersuchung.

Die Insel Curaçao hat keine hohen Berge wie die Antillen, und der höchste davon ist wohl nicht über 150. Toisen über die Oberfläche der See erhaben; der Erdboden ist ungleich, mager und unfruchtbar, und kaum findet man sieben bis acht Zoll Erde. Unter derselben findet man eine Art Kalkfelsen, so aus versteinerten Seekörpern besteht, unter welchen ich mehrere sehr schöne Madreporen fand; dieser Felsen ist nicht hart, und seine

Theile

Theile hängen so wenig zusammen, daß man selten Stücke eines Kubikschuhes in der Dicke erhalten kann.

Vor ohngefähr 60 Jahren waren noch verschiedene Waldungen auf der Insel, damals regnete es noch häufiger, und ohnerachtet der geringen Dicke der vegetabilischen Erde, pflanzte man vielen Indigo und Cacao daselbst. Jetzt da kaum noch einige wenige Hecken übrig sind, und es selten regnet, ist der Ertrag des Landes auf die Erndte von kleinem Hirsen und Mais eingeschränkt, den man im September pflanzt und im Januar abschneidet. In dieser Zwischenzeit pflegt es zu regnen, und nur alsdenn kann etwas in dem Boden fortkommen; zum Ackerbau bedient man sich des Pflugs; und man gebraucht dazu ohne Unterschied Ochsen und Pferde. Diese letztern sind sehr klein, von schlechtem Ansehn, obgleich von Spanischer Race, aber sehr stark und muthig; die Ochsen geben unsern größten europäischen in der Dicke nichts nach, sie sind aber weniger lebhaft, ihr Fleisch hingegen wohlschmeckend. Man hält auch auf der Insel verschiedene Heerden Schaafe, die sehr gut fortkommen, und diese verschiedenen Gegenstände zusammen genommen, machen den Reichthum des Landmannes aus.

Auf der ganzen Insel zählt man dreyßigtausend Sclaven, die übrige Bevölkerung der Insel, so ohngefähr vier bis fünftausend Menschen beträgt, besteht aus Weissen oder Vermischten, die theils eigne Ländereyen besitzen, theils als Kaufleute in der kleinen aber sehr reinlichen und wohl gebauten Stadt wohnen. Die Juden haben daselbst eine schöne Synagoge, und der stärkste Handel ist in ihren Händen; sie stammen von verschiedenen europäischen Nationen her, der Stamm Juda ist der ansehn-

sehnlichste, sind größtentheils sehr wohlhabend, und ehrlicher als ihre Brüder in der alten Welt, und hierinn zeigen sie das Widerspiel von den andern Sekten, die in der neuen gemeiniglich an Tugend verlieren. Woher diese Verschiedenheit kommen mag, glaube ich einzusehen. Die Juden können zwar hier keine Stellen bey der Regierung erhalten, dafür aber werden sie auch nicht so gedrückt wie in Europa, sie besitzen eigne Ländereyen unter eben den Bedingungen wie die Holländer, werden eben so geschützt und beynah eben so geachtet. Die Europäer von andern Religionen hingegen, die sich in den Kolonien niederlassen, verlassen öfters in ihrem Vaterlande einen ehrenvollen bürgerlichen Zustand, um sich hier mit den geringschätzigsten Menschen zu vermischen, und bey diesem erniedrigenden Tausch muß ihre Seele nothwendiger weise verlieren, während daß die des Juden aus dem entgegen gesetzten Grund sich erhebt.

Die holländischen Familien so sich mit andern farbigten Menschen unvermischt erhalten, können allein Theil an der Regierung erlangen, es sind deren sehr wenige; die übrigen freyen Einwohner, die aus Franzosen und Spaniern bestehn, sind beynah alle vermischt, und bekennen sich zur katholischen Religion, die auch diejenige der Sklaven ist, weil die Protestanten so wie die Juden keinen Sklaven zu der ihrigen zulassen.

Die Holländisch-Westindische Kompagnie erhält die Einkünfte von der Insel, und regiert sie durch einen Gouverneur, dem zwey Kollegien zugegeben sind, in denen er präsidirt; sie vergiebt auch alle Stellen, jedoch mit der Bestätigung der Generalstaaten; der oberste Gerichtshof

kann

kann nur in Sachen, die den Werth von 600 Piastern nicht übersteigen endlich entscheiden. *)

Die fixen Auflagen der Insel können die Unkosten der Administration nicht bestreiten, allein wir werden bald eine für die Kompagnie weit ergiebigere Quelle von Reichthümern entdecken, vorher aber muß ich noch etwas von der Einrichtung des Landes anführen.

Da man keine Erdbeben hier je empfunden hat, so hat man die Häuser von Mauerwerk und zwey Stock hoch aufgeführt, die Dächer sind sehr flach und mit europäischen Ziegeln belegt. In dem innern Theil der Häuser herrscht die größte Reinlichkeit, und man hat sie auf kleine Erhöhungen gebaut um mehr Kühlung zu erhalten. Die Dürre der Hügel auf denen sie stehen, erlaubt nicht Baum- oder Fruchtgärten in der Nähe anzulegen, und man mußte in der Nähe tieferes und tauglicheres Land dazu wählen, dennoch geben wegen der großen Dürre die besten und wohl verpflegtesten kaum etwas Gemüße; blos allein die fruchttragenden Bäume kommen ziemlich fort, als der Cocos und der Tamarindenbaum.

Die Einkünfte der Eigenthümer bestehen in Hirsen, Mais, Ochsen, Kälber, Schaafe, Geflügel, Milch und andern Früchten; alles dies wird in der Stadt verkauft, zum Theil an die Einwohner derselben, zu ihrem eignen Unterhalt, und dem der Sklaven, zum Theil auch an die Seefahrer. Die Pflanzungen der reichsten tragen gegen funfzigtausend Livres jährlich ein, allein der-

*) 3300 franz. Livres, weil der Piaster ohngefähr 5 Livres 10 Sols hält.

dergleichen giebt es wenige, die mehrsten übrigen haben ein mittelmäßiges Einkommen. Die Schwarzen werden hier besser behandelt als in den französischen und englischen Kolonien, auch erhalten sie bessere Nahrung und Kleidung; vielleicht verdanken sie diese Vorzüge der Furcht, in der man ist, daß sie entlaufen möchten, denn eine einzige Pirogue ist hinreichend, um das feste Land damit zu erreichen.

Man behauptet hier für gewiß, daß vor der Ausrottung der Waldungen die Luft auf der Insel sehr ungesund war, jetzt aber ist sie so gesund, daß man nur an den gewöhnlichen Gebrechen des Alters stirbt. Man kennt hier auch keine giftigen Thiere, selbst nicht einmal die amerikanischen Schnaken, oder andere fliegende Insekten, deren Biß empfindlich ist.

Die sogenannten Leguanas oder stachlichten Eidexen finden sich hier in ziemlicher Menge; die Küste ist fischreich, und liefert viele vortrefliche Schildkröten, ich sah deren einige so vier Centner wogen; unter den Vögeln findet man den Kolibri, den Ortolan und die langgeschwänzte Drossel am häufigsten, auch sieht man kleine und große Papageyen, jedoch in geringer Anzahl.

Unter allen Pflanzen so hier wild wachsen, ist eine gewisse Art Aloe die vorzüglichste und gemeinste, die sich zu einer Höhe von funfzehn bis achtzehn Schuhen erhebt. Man findet sie überall besonders in dürren Orten, ohnerachtet ihrer furchtbaren Stacheln ist sie aber doch nicht die gefährlichste unter den hiesigen Pflanzen; denn die Ufer des einzigen Flusses so die Insel bewässert, nähren den Manzenilien Baum, der ohnstreitig der giftigste in

der

der Welt ist. Ein Franzose lernte ihn vor einigen Tagen zu seinem Unglück auf der Jagd kennen, und es fehlte wenig daß er nicht seine Unwissenheit mit dem Tod bezahlen mußte. Er gieng nemlich vor einem dieser Bäume vorüber, und riß aus Zerstreuung ein Blatt davon ab, und brachte es in den Mund, sogleich fühlte er eine Entzündung in dem Gaumen, und er spie das Blatt wieder aus, da aber der Schmerz immer zunahm, so kam er auf die Gedanken, daß das Blatt könnte vergiftet seyn, und lief in die nächstgelegene Wohnung; man gab ihm Olivenöhl zu trinken, worauf er einige Linderung verspürte; als er Abends wieder an Bord kam, so schrieb ihm der Schiffschirurgus Milch zu seiner ganzen Nahrung vor. Den andern Tag war sein Gaumen ganz weiß und mit Geschwüren bedeckt, der Hals war inflammirt und der Kopf eingenommen, dennoch genaß er mit Hülfe seiner Jugend, und seiner guten Konstitution nach einigen Tagen wieder, allein er würde vermuthlich verloren gewesen seyn, wenn er seinen ersten Speichel hintergeschlucket hätte.

Dieser Zufall erregte meine Neugierde den gefährlichen Baum zu sehen, den ich noch nicht kannte: er trug damals Früchte so den kleinen Aepfeln ähnlich sahen, und indem ich mich alles dessen erinnerte, was ich ehemals von dem schädlichen Einfluß seiner bloßen Atmosphäre gelesen hatte, so fürchtete ich anfänglich mich ihm zu nähern; endlich aber besiegte die Neugierde meine Furcht, und ich untersuchte ihn mit Muße. Ich werde aber keine Beschreibung davon hieher setzen, weil er hinlänglich und deutlich in der Encyclopädie beschrieben worden ist, bloß dieses will ich hier noch anmerken, daß, indem ich

die

die Zweige bog, ein weißlicher der Wolfsmilch ähnlicher Saft, in ziemlicher Menge herausspritzte, und vielleicht haben sich die Indianer desselben bedient, um ihre Pfeile zu vergiften.

Nachdem ich nun den Baum eine gute Stunde lang untersucht, Blätter abgerissen, die Zweige gebogen, die Früchte abgepflückt und geöfnet hatte, ohne weitere Vorsicht als ein paar Handschuh, die ich nachher dort liegen ließ, so fühlte ich nicht die geringste Unbequemlichkeit davon, und schloß hieraus, daß die Atmosphäre des Manzenilien Baums bey weitem nicht so gefährlich sey als man vorgiebt, obgleich die Stärke des Gifts, so er enthält, dadurch nichts verliert, denn er zerfrißt äußerlich das härteste Fleisch, und die damit gemachten Wunden sind sehr schwer zu heilen. Ohnerachtet der Schönheit und Unverderblichkeit seines Holzes, wodurch es zu den feinsten eingelegten Arbeiten kann gebraucht werden, so ist er dennoch den Eingebohrnen so furchtbar, daß man ihn lieber in den mehresten Amerikanischen Kolonien ausrottet, und zwar mit Recht; die wenigen so man noch in den französischen Kolonien antrift, finden sich blos an unbewohnten und unbebauten Oertern. Ehemals und zwar bis zu dem vorigen Kriege, sah man noch viele um Fort Royal herum auf Martinique, und zwey alte Kolonisten haben mir erzählt, daß als im Jahr 1758 die Engländer sich der Insel bemeisterten, viele Soldaten, die erst aus Europa gekommen waren, die Früchte dieses Baums für gewöhnliche Aepfel hielten, auf diese Bäume zuliefen, und von den Früchten aßen, ohne daß man sie durch Vorstellungen davon abhalten konnte. Sie hielten alles was man ihnen von dem Gift sagte für eine

Fabel, die dazu ersonnen wäre um die Früchte zu erhalten, und so entgieng keiner den Würkungen des Gifts; dies Unglück hat nachher vielleicht vieles zur Ausrottung dieser Bäume beygetragen. Die Einwohner von Curaçao sollten billig sich diese Lehre zu Nutze machen, und die wenigen so noch übrig sind vollends ausrotten, ohnerachtet ihres Mangels an Holz, der sie nöthigt, dasjenige was sie täglich brauchen, auf den Isles d'Aves fällen und herbeyschaffen zu lassen. Die Schwarzen so zu dieser Arbeit gebraucht werden, sammeln auf diesen unbewohnten Inseln eine unzählige Menge Vogeleyer, die sehr gut zu essen sind, kochen welche auf der Stelle, und verkaufen sie bey ihrer Rückkunft.

Auf Curaçao kennt man nur eine einzige Quelle, und diese ist im Hintergrund des Kauffartheyhafens, wo die Einwohner das Wasser einzeln kaufen. Die Bewohner des Landes haben Brunnen, deren sie sich bedienen, ob sie gleich von schlechter Art sind. Diese Seltenheit des süßen Wassers auf der Insel, scheint mir durch die Ausrottung der Wälder nicht hinlänglich erklärt zu seyn, denn man mag auch behaupten, daß es nicht mehr so häufig regnet als ehmals, so regnet es doch noch immer genug, um eine gute Anzahl Quellen zu unterhalten, wenn sonst nur das Innere der Insel, so bis unter die Meeresfläche aus lockern Steinen besteht, den Verlust des Wassers verursachte. Die Ursachen beyseite gesetzt, ist die Würkung nur allzumerklich, und man kann sie als eines der grösten Hindernisse betrachten, so sich der Vergrößerung der Kolonie entgegensetzt, wenn anders nicht die holländische Kompagnie eine künstliche Quelle, nach

der

der Anweisung des Bernard Paliſſy *) anlegen läßt. Dies Unternehmen würde eines fleiſſigen Volks ſehr würdig ſeyn, ſo von jeher gewohnt iſt die Natur zu bekämpfen, und es würde dadurch hier die Dürre bezwingen, ſo wie es in Europa das Waſſer bezwungen hat.

Ich komme nun auf den Hauptgegenſtand der Kolonie, nämlich auf den Vortheil ſo die Hauptſtadt davon zieht. Sie liegt zehn Meilen von dem Meerbuſen Venezuala entfernt, der ſich tief in das ſpaniſche Amerika hinein erſtrekt, und dieſe Lage iſt die allergünſtigſte, um den Handel mit einem an Lebensmitteln und koſtbaren Metallen reichen Land zu befördern, das aber weder Tuch noch Leinwand hat, welche Artikel es von Spanien aus nicht erhalten kann. Dieſe zwey Artikel nebſt den Galanteriewaren machen die holländiſchen Ladungen aus, ſo daſelbſt abgeſetzt werden, wogegen ſie gemünztes oder in Stangen gebrachtes Gold und Silber, Ochſen, Pferde, Schaafe und Häute erhalten.

Spanien iſt es nicht unbekannt, daß Curaçao blos allein durch den Handel beſteht, indeſſen wird es troß den Küſtenbewahrern den Schiffen dieſer eiferſüchtigen Nation noch ferner beſtehen, weil kein Mittel vorhanden iſt es zu hindern. Spanien müßte nicht allein ſeine Marine außerordentlich vergrößern, ſondern ſich auch von der Treue der Befehlshaber verſichern; nun aber wird dieſes zum Wohl ſeiner Amerikaniſchen Unterthanen nie geſchehn können. Iſt es nicht eine elende Politik eines Staats, alle Fremden aus ſeinen Häfen zu entfernen, während daß man ſie mit ſeinen eignen Schiffen nicht beſetzen kann?

*) Ein berühmter Töpfer, der wegen eines zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzten Werks bekannt iſt.

Man findet auf Curaçao die Sitten der verschiedenen Nationen so daselbst wohnen, vermischt mit jenem allgemeinen Ausschweifungsgeist, der den Amerikanischen Kolonien eigen ist. In den Häusern sieht man viel Porcelain und Silbergeschirr, einen andern Luxus kennen die Einwohner nicht; ihre Kleidung ist ganz einfach; die Weiber auf dem Lande tragen ein bloßes Schnupftuch um den Kopf gebunden, und werfen keinen Puder in die Haare. Das Frauenzimmer in den Städten hingegen kleidet sich durchaus französisch, aber auf eine sehr groteske Art; alle sind so wie ihre Männer, gefällig, einfach in ihrem Betragen und nicht sehr gefühlvoll, jedoch weit mehr als die Kreolen auf Martinique, denn Fleiß und Liebe zur Arbeit, so den Charakter der Holländer vorzüglich bezeichnen, sind hier von dem Einfluß des Himmelsstrichs noch nicht gänzlich erstickt worden.

Selten bleibt ein Weisser hier unverehlicht, und die Fruchtbarkeit des andern Geschlechts ist hier weit größer als in dem übrigen Amerika, man sieht gewöhnlich, besonders bey den Juden Familien von neun bis zehn Kindern. Die jungen Leute beydes Geschlechts leben in der grösten Freyheit miteinander, und die Zuneigung so sie frühzeitig für einander fühlen ist keinesweges ein Hinderniß, sondern vielmehr eine Vorbedeutung zu einer glücklichen Heurath, und man sieht die Ehemänner mit ihrer Familie und Kindern in der grösten Eintracht leben. Die Hauptursache warum die weissen Familien auf Curaçao so sehr miteinander vereinigt leben, mag wohl vorzüglich daher rühren, daß sie sich mit lauter Sklaven umgeben sehen, die von Natur ihre Feinde sind, und denen sie nicht

würden

würden widerstehen können, wenn sie nicht so genau zusammenhielten.

Die Stadt hat übrigens nicht reizendes, und bietet dem Auge keine von den öffentlichen Vergnügungen dar, die man in den französischen Kolonien findet, vielmehr ist sie von dem Land nur darinn unterschieden, daß sie eine größere Menge Menschen auf einem Raum versammelt enthält, jeder Einwohner von Curaçao muß also sein Glück in dem Schoos seiner Familie suchen. Endlich sind die Besitzer der Ländereyen gewohnt, die Insel als ihr Vaterland zu betrachten; und setzen also ihren ganzen Ehrgeiz darein, das Vermögen so sie besitzen zu erhalten und zu vermehren. Diese Art die Dinge zu betrachten, geht von den Vätern auf die Kinder über, und bringt in letztern eine gewisse Mäßigung des Charakters hervor, die allen Familien-Zwistigkeiten, so durch Eigennutz und Habsucht nur gar zu oft entstehen, vorbeugt. Die Kinder kennen kein anderes Vergnügen als dasjenige, in ihrem väterlichen Hause ruhig zu leben, auf diesen einzigen Punkt vereinigen sich alle ihre Ideen, und weiter hinaus sehen sie nichts. Sie sind zwar durch die Umstände in Ansehung des moralischen Genusses sehr eingeschränkt, allein sie entschädigen sich dafür auf Seiten des Physischen, und dies wird man aus ihrer Lebensart ersehen, die ich hieher setzen will.

Sie stehen sehr früh auf, um die frische Luft zu genießen, die Familie versammelt sich in der Gallerie, wo das Frühstück aufgetragen wird, so gewöhnlich in Koffee mit Milch besteht.

Nach dem Frühstück geht jedes seinen Geschäften nach und trinkt zuweilen ein Glas Punsch, Bier, Wein

oder Wasser bis zum Mittagsessen. Bey Tische wird viel Fleisch und Geflügel von aller Art gegessen, denn Gemüse ist hier sehr selten. Unmittelbar nach dem Essen wird Thee, nachher Kaffee getrunken, und nachher geschlafen. Beym Erwachen fängt man sogleich wieder an zu trinken, so wie am Morgen bis zum Abendessen. Diese letztere Mahlzeit ist ziemlich frugal und besteht mehrentheils aus Salat und einigen Früchten des Landes. Der kalte Punsch ist das gewöhnliche Getränke vieler Einwohner, und sie trinken ihn auch während der Mahlzeit.

Seit dem 17ten April als dem Tag meiner Ankunft bis heute den 1 May ist der Thermometer nicht über 24 Grad gestiegen, und nicht unter 21 gefallen. Unsere nöthigsten Ausbesserungen waren vollendet, unsre Verwundeten wurden wieder an Bord gebracht, und wir giengen den 2. May früh um 6 Uhr wieder unter Seegel. Die Holländer hätten gerne unsre Eskorte benutzt, um mit ihrer zahlreichen Konvoy nach Saint Domingue zu kommen, denn dies war für sie ein großer Vorsprung nach Europa; allein der Kommandant unsrer kleinen Eskadre kannte die große Abweichung ihrer Schiffe, und nahm daher den Vorschlag nicht an, weil er auch nicht Gefahr laufen wollte, den Kanal von Porto Rico zu verfehlen, und mit ihnen unter den Wind von Saint Domingue getrieben zu werden; und so ließen wir sie in ihrem Hafen zurück.

Den 3 May hatten wir uns hinlänglich zu dem Wind erhoben, und hielten unsern Strich, um in den Kanal von Portorico zu kommen; indem wir auf den Lauf der Ströme drey Meilen in vier und zwanzig Stun-

den

den rechneten, der Wind war Süd-Ost, und wir seegelten nicht ganz eine Meile in einer Stunde, aber doch mit gutem Wind.

Den 4. blieb das Wetter eben so schön, und es ereignete sich nichts merkwürdiges. Den 5. war das Wetter noch schöner als gestern, unsre Fahrt betrug 1 und eine achtel Seemeile in einer Stunde, seit dem Anbruch des Tages hatten wir eine große Menge Vögel um uns her, und die See führte vielen Varech, theils einzeln theils rund zusammengehäuft mit sich, wodurch schwimmende Inseln von 2 bis 300 Toisen im Durchschnit entstunden, sobald aber der Wind sich verstärkte, nahmen diese Inseln die Form langer und sehr schmaler Bänder an, die sich einander parallel sehr weit hin und immer mit der Richtung des Windes perpendikulair erstreckten; diese Seepflanzen vermehrten sich, jemehr wir uns dem Lande näherten.

Das Wasser der See so wir eben durchschifften, schien von sehr brauner Farbe; ich lies daher einen Kübel voll Wasser herausschöpfen, und sah darinn eine Menge runder und brauner Thierchen, von drey Linien im Durchschnitt und einer Linie in der Dicke, die an Form, Durchsichtigkeit und Klebrigkeit ihres Fleisches den irrenden Meernesseln nicht unähnlich waren. In dem Wasser gaben sie, so lange man sie darinne ließ, keine Lebenszeichen von sich, sobald sie aber an die Luft kamen, zappelten sie einige Minuten, und schienen zu sterben. Sie nahmen eine so große Strecke in dem Wasser ein, daß ich deren Ende nicht ersehen konnte, giengen übrigens mit den Strömen, und schienen keine eigne Bewegung zu haben. Die Bahn unsers Schiffs hatte sie getrennt,

allein sie vereinigten sich sogleich wieder, nachdem wir vorüber waren.

Den 6. hatten wir dasselbe Wetter wie gestern, gegen Abend wurde Land erblickt, und wir seegelten die ganze Nacht darauf zu, weil der Wind schwach war.

Den 7. mit Anbruch des Tages hatten wir zwey Inseln zu unserer rechten und eine zur linken Seite des Schiffs sehr nah an einem großen Lande, und erkannten hieran den Kanal von Portorico, und schätzten uns zwischen den Inseln Monique und Saint Domingue. Da wir nun gewiß wußten, wo wir waren, so untersuchten wir unserer Richtung im Lauf zufolge die Geschwindigkeit der Ströme zu bestimmen, und fanden, daß wir auf vier und zwanzig Stunden drey und eine halbe Meile hätten rechnen sollen.

Den 8. ganz früh kamen wir das Vorgebürge del Enganno vorbey, und seegelten mit frischem und guten Wind ohngefähr sechs Meilen weit von der Küste von Saint Domingue. Die See war noch mit Varech bedecket.

Seit unserer Abreise von Curaçao stieg der Thermometer nicht über 22 und einen halben Grad, und fiel nicht unter 21 Grad. Zu Curaçao war er nicht über 24 Gr. gestiegen, und doch hatten wir daselbst die drückendste Hitze, während daß sich hier niemand darüber beklagte. Ich sollte nicht glauben, daß ein Unterschied von anderthalb Graden in der Temperatur der Luft eine so merkliche Veränderung in unsern Empfindungen hervorbringen könnte, vermuthlich läßt sich dies Phänomen aus andern Ursachen erklären. Das Land von Curaçao

nämlich

nämlich schützte uns vor dem Wind, hier hingegen sind wir ihm ganz ausgesetzt; indem ich mich nun des Versuchs erinnere, wie man die Flüßigkeiten durch Ausdünstung erkalten läßt, wie auch das Sinken des Queckfilbers in dem Thermometer, dessen Kugel man naß macht, und ihn nachher der Luft aussetzt, so wundre ich mich nicht mehr, daß der menschliche Körper ähnliche Eindrücke erhält: ja er würde vielleicht eher 30 Grad Hitze bey einem heftigen Wind, als 24 Grad in einer stillen Atmosphäre aushalten können.

Den 9. hatten wir noch immer gute Fahrt und guten Wind; den Nachmittag sahen wir ein Kriegsschiff, wir machten die Signale, und erkannten es für eine unsrer Fregatten; diese hatte man von Cap François ausgeschickt, um Nachricht von uns einzuziehen, nunmehr war ihr Auftrag erfüllt, und sie kehrte mit uns zurücke. Der Officier der sie kommandirte, bestätigte die Gefangennehmung des Herrn von Grasse, die wir bisher nur vermutheten, und brachte uns die Nachricht, daß die Schiffe, Caton, Jason, nebst den Fregatten l'Aimable und la petite Ceres seitdem der Division des Admiral Hoods unter dem Kanal von Portorico in die Hände gerathen sind.

Den 10. erkannten wir la Grange, *) in der Nacht erhob sich ein plötzlicher Windstoß, der uns nöthigte, sogleich alle Seegel einzunehmen, um nicht unter den Wind des Kaps zu gerathen.

*) Ein kleiner Berg von Saint Domingue funfzehn Meilen Ostwärts vom Kap, der seine Benennung von seiner Gestalt erhalten hat; er dient den Schiffenden zum Signal.

Den 11. befanden wir uns vor der Rheede und lösten eine Kanone, worauf sogleich ein Lootse erschien, der uns Nachmittags hineinbrachte. Kaum hatten wir Anker geworfen, als eine Menge Land- und Seeofficiere zu uns an Bord kam; die Neugierde trieb sie zu uns, und wir vertauschten sehr bald unsre Neuigkeiten miteinander.

Den 12. stieg ich ans Land.

Zweyter Brief.

Kap Francois den 25. May 1782.

Da ich als Fremdling, ohne allen Beruf, ohne Verwandte, ohne Freunde dieses Land betrat, und nur mit Mühe durch den Tumult bis zu den Administratoren durchdringen konnte, so waren mir die Empfehlungsschreiben so ich an sie mitgebracht hatte, eben von keinem Nutzen. Allein dies wunderte mich nicht, denn es lagen so viele französische und spanische Truppen, so viele Seeleute von allen Klassen hier, daß man sich unmöglich herausfinden kann; die Menge der Menschen ist so groß, daß die Straßen von Gehenden und Kommenden wimmeln, ohnerachtet der heftigen Hitze die jetzt perpendikular auf die Köpfe brennt. Um Athem zu schöpfen bleibe ich wenig in der Stadt, und suche Stille und Schatten bey den einsamen Hügeln, an die sie angebaut ist, auf diesen Spaziergängen finde ich die Stille so ich liebe, eine heilsame Bewegung des Körpers, und das Vergnügen ein für mich ganz neues Land untersuchen zu können. Ich erwarte nun mit Ungeduld den Augenblick, wo ich mich aufs Land begeben kann, von da ich Ihnen mit mehr Vergnügen schreiben werde.

Drit-

Dritter Brief.

Saint Domingue den 12. Junius 1782.

Endlich habe ich diese brennende Stadt verlassen, deren unaufhörlich in gerader Linie erhitzte Atmosphäre, durch die daran stoßenden Hügel, so die Strahlen zurückwerfen, noch heisser gemacht wird, und in der man große Tropfen schwitzt, und trinkt ohne seinen Durst löschen zu können. Jetzt bewohne ich eine fruchtbare Ebene die gut angebaut ist, und wo ich wieder frey athmen kann. Mit welchem Interesse werde ich nicht alle Gegenstände untersuchen, die sich mir darbieten! Die Landesproduckte und ihre Kultur beyseite gesetzt, wird die Regierung der Schwarzen gleich einer sonderbaren immer gespannten Maschine, sich unaufhörlich meinen Sinnen darstellen; der wahre Charakter ihrer Herren soll mir nicht entwischen, und der Himmelsstrich, dessen Elemente ich täglich beobachte, wird mir noch mehr Stoff zu meinen Betrachtungen geben. Dies wird den Innhalt meiner Briefe ausmachen; ich werde in den Materien keine andere Ordnung beobachten, als die Zeit meiner Beobachtungen; erhalten Sie aber ohnerachtet meines guten Willens, meiner Untersuchungen und meiner Arbeit doch nur etwas Unvollkommnes, so bitte ich um Nachsicht. Bedenken Sie, daß der Geist unter einem heissen Himmelsstrich eben so viel Schwierigkeit findet, seine Verrichtungen zu thun als der Körper, denn beyde leiden eine Erschlaffung, die unter einem gemäßigten Himmel nicht statt findet, ob nun aber gleich dieser Grund an sich selbst gültig wäre, so soll er doch nie meiner Nachlässigkeit zum Vorwand dienen.

Da

Da ich bis jetzt noch nichts weiter kenne als das Haus (Case*) so ich bewohne, so kann ich Sie für jetzt auch von nichts anders unterhalten. Stellen sie sich also ein Haus ohne Stockwerk von vierzig Schritt in der Länge von O. nach W., und dreyßig in der Tiefe von S. nach N. vor. Zwey Gallerien mit einem Vordach bedeckt und von Pfeilern unterstützt, so an das Haus anstoßen, sind auf beyden Seiten des Hauses der ganzen Länge nach angebracht, eine nach N. die andere nach S., und dienen zum Spaziergange, und zur Erhohlung in der frischen Luft. Die ganze Wohnung, so zwischen diesen beyden Gallerien enthalten ist, besteht aus einem großen Saal in der Mitte so zwey aufeinander stoßende Thüren hat, die beständig offen sind, und auf die Mitte der Gallerien stoßen. Auf der Nordseite ist der Saal mit zwey kleinen Zimmern, einem zur rechten und das andere zur linken versehen, worinnen die Lieblingssklaven wohnen; auf der Südseite sind zwey Gänge, wovon jeder zu einem Herrnzimmer führet, wovon der Eigenthümer das eine bewohnt, und mir das andere eingeräumt hat.

Außerhalb der hier beschriebenen Wohnung, hat man an den vier Ecken der beyden Gallerien vier Vorrathshäuser angebracht, wovon das eine für die Lebensmittel der neu angekommenen oder kranken Sklaven der Pflanzung, das andere aber zur Apothecke bestimmt ist; die beyden übrigen sind für Weisse von geringerm Stande bestimmt, die zuweilen um die Gastfreyheit bitten.

Der

*) Case, mit diesem Wort werden alle Landhäuser zu Saint Domingue benennt, von den elenden Negerhütten an, bis zu den Wohnungen der reichsten Eigenthümer, die man jedoch vorzugsweise die großen nennt.

Der Boden des Hauses ist 3 bis 4 Schuh hoch über dem Erdboden erhaben, um die Feuchtigkeit in den Zimmern zu vermeiden, die aber ohnerachtet dieser weisen Vorsicht sich dennoch sehr oft spüren läßt. Zwey steinerne Treppen, eine in der Mitte der Gallerie nach Norden, die andere in der nach Süden, sind die beyden einzigen Zugänge des Hauses von aussen. Die Erhöhung des Hauses vom Erdboden ist von Mauerwerk, und dient der Wohnung zum Fundament, deren Wände blos von Dielen von Palmholz versertigt, die gleich Schaalen übereinander genagelt, und an Pfeiler von einem sehr harten Holz befestigt sind, die bis ins Dach hinaufreichen. Aus dieser Art von Verkleidung entsteht ein in diesem Lande sehr großer Vortheil, dieser nemlich, daß die äußere Luft in den Zwischenräumen der Wände, sehr viele Oefnungen zum Durchstreichen behält.

Die besten Zimmer sind hier diejenigen, die auf einmal die mehrste Luft erhalten *), und worinn sie sich am öftersten erneuern kann; unsre Thüren und Fensterladen sind daher den ganzen Tag offen, die Zimmer sind 17 Schuh hoch und die Tapeten von bloßer und sehr klarer Leinwand.

Von dem Innern des Hauses komme ich nun zu dem Aeußern. Stellt man sich an den Eingang der Treppe nach Süden, so erblickt man einen Theil der

Savane,

*) Die Thorheit Frankreich in allen Stücken, sogar in denjenigen so dem Himmelsstrich von Saint Domingue nicht angemessen sind, nachzuahmen, macht, daß die Einwohner so heut zu Tage bauen, sich sehr weit von den Maximen ihrer Vorfahren entfernen, die jedoch weit vernünftiger wa-

Savane, *) in deren Mitte das Haus gelegen ist, und die sich auf allen Seiten über 150 Toisen weit erstreckt, auf dieser Seite wird sie durch eine lebendige Hecke von Campecheholz und Citronbäumen begränzt, über welchen man Pomeranzenbäume erblickt, die der Reihe nach an einem Queerweg stehen. Jenseits dieses Wegs sieht man eine sehr weite und große Ebene, so mit Wohnungen bedeckt ist, woran sich das Auge verweilt, und deren Bewohner die Zuckerrohrfelder bestellen, die sie umgeben. Endlich sieht man an dem Ende dieser Ebene, die nicht weniger als vier Meilen breit ist, sehr hohe Hügel, hinter welchen noch andere hervorragen, die blos ihre dunkeln Spitzen zeigen, alle sind auf den Gipfeln mit Holzung bedeckt, allein die Abhänge sind bebaut und mit Kaffeeplantagen bedeckt, wovon viele Einwohner ihren Unterhalt erhalten.

Wenden Sie nun Ihren Blick von dem Aeußern des Gemäldes auf das Innere der Savane, um deren Theile einzeln zu betrachten. Zur Linken einige Schritte von dem Hause sieht man ein ziemlich geräumiges Gebäude,

ren. Heut zu Tage wird alles von Mauerwerk aufgeführt, die Eintheilung ist auch verändert, man will kleine Zimmer und Kabineter die wohl meublirt sind, und erstickt darinn. Vor zwanzig Jahren gieng man in den besten Häusern der Kolonie im bloßen Kamisol herum, heut zu Tage verlangt der Wohlstand, daß man in der Stadt nicht anders als im Kleid erscheine, und dies fängt an sich auch auf dem Lande auszubreiten. Dieser willkührliche Zwang, den sich die Einwohner auferlegt haben, ist vorzüglich den Hofleuten zuzuschreiben, die seit einiger Zeit Reisen in dies Land angestellt haben; und bald wird man aus lauter Wohlstand keine frische Luft mehr schöpfen dürfen.

*) ein Wort des Landes so Wiese bedeutet.

bäude, so zur Remise und dem Aufenthalt des Geflügels bestimmt ist. Ein wenig weiter findet man zur Rechten und zur Linken zwey viereckigte Häuser, so zu Taubenschlägen dienen, neben dem zur Rechten ist eine Niederlage für den Zucker, der hinein gebracht wird, sobald er in Fässer gepackt ist; an der Seite dieser Niederlage ist ein ziemlich großer Teich, der dem Vieh zum tränken dient. Hundert Schritte von dem Eingang der Treppe gegen Osten sieht man verschiedne Niederlagen, so mit Hecken umgeben sind, wo man die Zuckerrohre aufbewahrt, die bereits auf der Mühle gewesen sind, und die nachher unter dem Namen Vagastes zum Feuern in den Zuckersiedereyen gebraucht werden.

Die kleinen mit Stroh gedeckten Hütten deren sechzig um die Niederlagen herum zerstreut liegen, sind die Wohnungen der Sklaven und Sklavinnen der Pflanzung; die andern Gebäude so über die übrigen hervorragen, sind die Zuckersiedereyen, die beyden Mühlen und die Werkstatt, wo die Fässer gemacht werden.

Versetzen Sie sich nun auf die Treppe nach Norden, so sehen sie in den Baumgarten, und die nahstehenden Pomeranzenbäume neigen ihre geruchreichen Zweige bis in die Gallerie herein; der übrige Platz ist mit Seifenbäumen, Kürbis-, Acajoubäumen und einigen andern besetzt. Auch findet man daselbst Cassienbäume und wilde Akazien, die man aber nicht benutzt.

Rechts von dem Baumgarten, zwanzig Schritte von der Hauptwohnung ist ein Gebäude von Mauerwerk, das theils zur Aufbewahrung der Instrumente der Neger, theils auch zum Aufenthalt der Sklavinnen dient, so

nieder

so niederkommen wollen; links und diesem gerade gegen über ist ein anderes Gebäude, so dem Eigenthümer zur Küche dient.

Gegen Norden, am Ende des Baumgartens ist eine erquickende Quelle, die niemals versiegt. Von dieser Quelle an erstreckt sich die Savane noch eine viertel Meile weiter, und steigt allmählig bis zum Fuß der Berge in die Höhe, die den Horizont plötzlich begränzen; auf den letzten Abhängen derselben bauen die Sklaven der Pflanzung die Lebensmittel, von denen sie sich nähren. Von dieser Bergkette die der Hauptwohnung gerade gegenüber stehen, ragen zwey mit Waldung bedeckte Bergspitzen hervor, die eine drittel Meile von einander entfernt sind, und diese begränzen sowohl die Aussicht, als auch das Gebiet des Eigenthümers.

Vierter Brief.

Saint Domingue 1782.

Von meinen Freunden getrennt in deren Umgang ich immer mein Glück setzte, beschäftige ich mich jetzund mit allem dem, was mich in der sogenannten neuen Welt umgiebt, die wenigstens neu für mich ist, und kaum können Sie sich einen Begriff von dem Eifer machen, mit dem ich alles betrachte, was mir vorkömmt. Ich will Ihnen ein Beyspiel davon geben, wodurch Sie zugleich einige besondere Nachrichten, so das Land betreffen, erhalten können.

Vor einigen Tagen führte mich mein Weg gegen die steilen Berge, an deren Fuß unsre Pflanzung liegt, mein Vorsatz war bis in das Gehölz durchzudringen, das ihren

Gipfel

Gipfel bedeckt, und mit diesen Gedanken stieg ich immer höher ohne es sehr zu bemerken; da ich aber auf einer gewissen Höhe keinen Fußsteig mehr fand, vielmehr sehr hohe und dichte Gebüsche, und undurchdringliche Ranken und Hecken, so war ich genöthigt mit dem Verdruß, meinen Zweck nicht erreicht zu haben, umzukehren. *)

Einige Tage nach diesem vergeblichen Versuch bemerkte ich einen sehr dichten Wald auf dem Gipfel einer der Bergspitzen der größern Berge, da diese niedriger als die andern war, so wählte ich sie zum Gegenstand meiner Neugierde. Als ich nun an den Fuß des Hügels kam, so stieg ich ohne auszuruhen gerade hinauf, arbeitete mich durch die Hecken durch, riß die dichtsten Sträuche und Kräuter aus, und kam endlich mit vieler Mühe vor den Eingang des Holzes selbst. Hier überfiel mich nun eine Art von Schauder, so daß ich mußte Halt machen um mich zu erholen; als ich wieder zu mir selbst kam, so warf ich einen Blick auf diesen dunkeln majestätischen Ort, und nachdem ich die Zweige, die sich mir entgegensetzten zurückgebogen hatte, wagte ich mich ganz hinein.

Anfänglich blieb ich wie versteinert stehen, betrachtete staunend alles was mich umgab, und konnte, weil ich alles auf einmal sehen wollte, nichts unterscheiden. Nachdem ich mich von der ersten Betäubung erholt hatte, wurden

*) Ich erfuhr nachher, daß man in solchen Fällen zwey Neger vorangehen läßt, die den Weg reinigen und alles niederhauen; dies ist zwar ein langwieriges aber das einzige Mittel, denn diese Wälder sind keinesweges so gangbar, wie die Europäischen.

wurden meine Augen heller, und mein Urtheil richtiger. Dies, sagte ich zu mir selbst, ist also ein Amerikanischer Wald, einer der unzugangbaren und unfruchtbaren Oerter, wo die europäische Habsucht die Natur noch nicht verkehrt hat! ich will also an den Bäumen woraus er besteht die Früchte aufsuchen, mit denen er seine alten Bewohner ernähren konnte.

Ich suchte und fand nur einige Beeren von einer unausstehlichen Säure und Bitterkeit, die vornehmsten Pflanzen, so ich in dieser Einöde fand, waren der wilde Feigenbaum, der Gummibaum, Zuckerrohr und verschiedene Arten Acajou, lauter Bäume und Sträucher, so zur Erhaltung des Menschen untauglich sind. Die wilden Ranken und mancherley Pflanzen, so um die Bäume herumgeschlungen, nachher auf die Erde herunterfielen und herumlagen, und andere so an alten Stämmen festgewachsen waren, und sich mehrere Toisen in die Ferne erstreckten, und welche alle überhaupt sehr dicke und stark waren, füllten diesen fruchtbaren Boden so sehr an, daß ich große Mühe hatte durchzukommen. In diesem dem Nachdenken und der Melancholie geweihten Ort ließen sich auch Vögel hören, allein ihr Gesang war nicht angenehm, und unsre Nachtigallen und Grasmücken, würden hier keine Nebenbuhler finden.

Ich erstaunte über die Menge großer und kleiner Pflanzen, die in diesem Wald in so großer Menge wuchsen, und den Strahlen der Sonne den Durchgang verwehrten, weit mehr erstaunte ich aber, als ich die Natur des Erdbodens, worauf sie wachsen untersuchte, und ihn blos als eine unförmliche Masse von Kalksteinen befand, die äußerlich mit Moos bedeckt waren, nebst ei-

nigen verfaulten Pflanzen, so ich in den Ritzen die sie von einander absondern erblickte. In diesen Ritzen, deren sehr viele und von verschiedener Tiefe daselbst sind, schlagen die Bäume vorzüglich Wurzel und erhalten daher ihren Saft, indessen ist dies nicht allgemein, denn ich habe verschiedene gefunden, die auf dem bloßen Fels stunden.

Schon die Untersuchung dieses Waldes allein überzeugte mich, daß der Himmelsstrich von Saint Domingue der Vegetation so günstig sey, daß eine große Menge einheimischer Pflanzen, ohnerachtet der großen Dürre, nur wenige Sorfalt erforderte, um gut fortzukommen. Da es auch heut zu Tage bewiesen ist, daß die Pflanzen sich eben sowohl durch ihre Blätter als durch ihre Wurzeln erhalten, so folgt natürlicher Weise, daß in einem Lande, wo die Bäume ihre Blätter nie abfallen lassen, sie weniger nährende Erde nöthig haben, als in dem Ihrigen, wo der Baum sechs Monate lang völlig entblößt ist, und nur durch die Wurzel Nahrung erhält. Eben so natürlich ist es zu glauben, daß eine sehr heisse aber immer feuchte Atmosphäre wie die von Saint Domingue, eine Pflanze weit besser durch die Blätter ernähren kann, als eine beständig trockne und kühle wie die der Schweiz.

Mit diesen Gedanken so wie ich sie hier schreibe beschäftigt, dachte ich wenig an die Zeit, und die beständige Dunkelheit des Orts verhinderte mich auch das Gewitter zu sehn, das über mir schwebte; auf einmal weckte mich ein Donnerschlag aus meiner Träumerey; und große Regengüsse fielen ohnerachtet der Dichtigkeit der Blätter auf mich nieder, so daß ich mit der grösten Geschwindigkeit der Hauptwohnung zueilte.

Fünfter Brief.

Saint Domingue 1782.

Da man auf dieser Insel beständig fortfährt die Berge urbar zu machen, so sieht man leicht ein, daß die Ebenen alle angebaut sind, dennoch werden die Ländereyen hier ohnerachtet ihrer Fruchtbarkeit nicht so theuer verkauft als in der Schweiz, und dem größten Theil von Europa, und der Grund hiervon liegt vorzüglich in der Verschiedenheit des Anbaus.

In der Schweiz ist die Urbarmachung der Felder nicht sehr kostbar, weil sie mit dem Pflug geschieht; zu Saint Domingue aber, wo alles mit den Händen, und zwar mit sehr theuren Händen urbar gemacht wird, die man oft wieder ersetzen muß, ist der Besitz von Ländereyen, gegen die ungeheuren Kosten ihrer Urbarmachung fast für gar nichts zu rechnen. Ueberdies hat die Sorgfalt und Einsicht des Eigenthümers, einen solchen Einfluß auf den guten Fortgang der Pflanzung, auf die Arbeiten und den Nutzen, so man daraus zieht, daß man hier in Wahrheit sagen kann, so viel der Mann gilt, so viel gilt auch das Land, während daß in der Schweiz bey der großen Bevölkerung, die Menge der Akersleute für ein jedes kleine Feld eine Art von fester Taxe bestimmt, und also den Erbtheilen einen gewissen Werth beylegt, und sie auch für Leute von geringen Einsichten sehr kostbar macht.

Obgleich aber das Land selbst hier sehr wenig Werth hat, so ist dessen Ertrag um desto größer, sobald es in guten Händen ist. Jeder Eigenthümer so hier auf seiner

Pflan-

Pflanzung lebt, kann als ein kleiner Sultan betrachtet werden, der Oekonom des Hauses, der Zuckersieder, der Schreiber, alles weisse Leute, sind gleichsam seine Beziere. Die Aufseher die das Zutrauen des Herrn besitzen, und die man unter den Creolen auswählt, um unter den Befehlen der Weissen die Arbeiten zu dirigiren, sind eine Art von Cadi's, mit diesen endigen sich die Würden; der Ueberrest besteht blos aus gemeinem Pöbel, Sklaven oder Sklavinnen, die ohne Unterschied zu den härtsten Arbeiten und grausamsten Strafen für die geringsten Verbrechen bestimmt sind.

In einer ansehnlichen und wohlgeordneten Zuckersiederey giebt es beständig Arbeit; bald müssen die reifen Rohre abgeschnitten werden, bald ein abgeschnittenes Feld wieder bepflanzt, oder andere ausgejätet werden, damit die jungen Pflanzen nicht von dem Unkraut erstickt werden. Die Arbeit der Sklaven fängt sogleich mit dem Tag an, um 8 Uhr frühstücken sie, und gehn nachher wieder bis zu Mittag an die Arbeit *); um 2 Uhr fahren sie wieder fort bis in die Nacht, öfters sogar bis 10 oder 11 Uhr.

Die zwey Stunden so man ihnen täglich nebst den Sonn- und Festtagen erlaubt, sind zum Anbau der Lebensmittel bestimmt, von denen sie sich nähren; jeder Sklave erhält daher ein kleines Stück Land, worauf er pflanzen kann was er will, am liebsten bauen sie zu ihrer Erhaltung, Manioc, Kartoffeln, Ignamen, Kürbisse, Bananas, Cocosnüsse und Ananas.

*) Die Mütter bringen unterdessen ihre Säuglinge auf den Platz.

Ein Neger der sein kleines Land fleißig baut, erhält manchmal mehr Lebensmittel, als er zu seinem Unterhalt nöthig hat; alsdenn fängt er mit Erlaubniß seines Herrn einen kleinen Handel in der Stadt oder dem nächsten Dorf damit an, und tauscht dagegen gesalzene Speisen, Rauchtabak, Taffia oder Kleidungsstücken dafür ein.

Diese auf dem Lande überflüßigen Lebensmittel dienen zum Unterhalt der häuslichen Sklaven und Handwerker in der Stadt, oder auch zur Nahrung vieler Weissen, die entweder zu sparsam oder zu arm sind Brod zu essen. Zuweilen trift es in sehr dürren Jahren, daß die Sklaven des Landes selbst Mangel an Lebensmitteln leiden, alsdenn muß ein aufmerksamer Eigenthümer durch angeschafften Vorrath dem Mangel abhelfen. Diejenigen hingegen so diese Vorsorge vernachläßigen, erhalten gar bald ihre Strafe dafür, denn die Krankheiten fangen an zu graßiren, und raffen eine Menge Sklaven weg, Muthlosigkeit und Unzufriedenheit bemeistert sich der übrigen, manche entfliehen, die Arbeiten bleiben liegen, und die Pflanzung geräth in Verfall.

Dergleichen Vorfälle sind hier sehr gewöhnlich, denn es gehört ein einziger schiefer Kopf dazu, dem die Verwaltung des Guts anvertraut ist, um es in kurzer Zeit ganz zu ruiniren, und alsdenn erblickt man sehr bald eine kleine Anzahl kranker Sklaven, statt einer blühenden Pflanzung.

Man wird vielleicht fragen wie es möglich ist, daß man so ganz wider seinen Vortheil handeln könne; allein obgleich die allgemeine Absicht der Gutsbesitzer oder

Ver-

Verwalter dahin geht, ihr Vermögen beständig zu vergrößern, so irren sich doch manche in der Wahl der Mittel. Der eine glaubt viere mit einem Sklaven zu gewinnen und ihm nur ein halbes zu geben, ein anderer hingegen glaubt, er müsse ihm eines geben, und nur drey von ihm verlangen. Diese Verschiedenheit der Meynungen, die im Grunde auf einen Zweck abzielt, nehmlich den größten möglichsten Vortheil von den Sklaven zu ziehen, giebt jedoch sehr verschiedene Resultate. Der eine sieht seine Pflanzung blühend, während daß der andere die seinige in kurzer Zeit zu Grunde richtet, setzt man zu diesen ohnehin schon zureichenden Ursachen noch die Ungeschicklichkeit, Trägheit und Mangel an Erfahrung zu, so darf man sich über die täglichen Fehler so in der Verwaltung der Güter hier vorfallen, nicht weiter wundern.

Noch giebt es eine andere Ursache, die auf die Pflanzungen den grösten Einfluß hat, dies ist das Verfahren mit den Sklaven, denn ob es gleich im allgemeinen sehr streng ist, so wird es jedoch nach dem Charakter des Eigenthümers mehr oder weniger drückend, selten ist es von aller Grausamkeit ganz frey und die Sklaven sind glücklich, wenn es nur nicht ganz unerhört ist.

Der Befehl des Königs untersagt freylich den Eigenthümern einen Sklaven am Leben zu strafen, denn ein solcher, der den Tod verdient hat, soll der Gerechtigkeit ausgeliefert werden, allein ein kleiner Tyrann, dessen Stolz und Rachsucht in der unumschränkten Regierung seiner Pflanzung ein Vergnügen sucht, weiß diesem Befehl sehr gut auszuweichen, obgleich zuweilen sein Eigennutz einen strafbaren Neger verschont, sobald er sich nur nicht gegen

ihn selbst vergangen hat. Wie will man überdies das Verfahren einer so großen Menge, bis in die Gebürge und ihre Winkel zerstreut lebender Weissen beleuchten? wie kann man das Geheimniß der Bosheit durchdringen, das öfters ihre Verwaltung regiert?

Man sieht also hieraus, daß troß den ausdrücklichsten Befehlen der Eigenthümer immer nach Gefallen despotisch handeln kann; seiner Meinung nach ist dies kein Uebel, und der Grund, den er davon anführt, ist immer von seinem Vortheil hergenommen, der ihm doch den Misbrauch der Macht verbietet, allein dieser Grund ist mehr scheinbar als wahr; und ich will daher noch einige Gedanken hieherseßen, wodurch man davon überzeugt werden kann. Ob man gleich heut zu Tage die Eigenthümer von Saint Domingue mit Recht nicht beschuldigen kann, daß sie ihre Sklaven mit Vergnügen zu Grunde richten, *) so giebt es doch gewisse grausame Gewohnheiten, die zwar nicht tödtlich sind, die man sich aber in der Hofnung eine bessre Zucht zu erhalten erlaubt. Ueberdies ist anzumerken, daß die mehresten Administratoren der Pflanzungen nicht die Eigenthümer selbst sind, und es ihnen also wenig darauf ankömmt ob ein Neger stirbt oder nicht, wenn sie nur ihren Sold erhalten. Selbst die Eigenthümer sind nicht von jenen Leidenschaften frey, die

*) Wenn man sich in vorigen Zeiten zu Tische bat, so gab der Herr des Hauses nach Tische seinen Gästen ein Schauspiel, so darinn bestund, daß man einen Neger bis aufs Blut peitschte; war eben keiner vorhanden der diese Strafe verdient hatte, so nahm man nach Gefallen einen aus der Pflanzung, und die Gäste zeigten nicht selten ihre Geschicklichkeit an dem Schlachtopfer.

die mehr oder weniger unsern Verstand verwirren; Eigennutz ist eine davon, aber nicht die einzige, denn Stolz, Zorn, Furcht u. s. w. können uns eben so gut zur Ungerechtigkeit verleiten. Man darf nur die Erzählung der begangenen Grausamkeiten anhören um überzeugt zu werden, daß noch andere Leidenschaften außer dem Eigennutz uns regieren, und die stärkste immer die Oberhand behält. Vergeblich würde man alsdenn behaupten, daß der Eigennutz der Herren alle Grausamkeiten verhindern sollte, die Erfahrung zeigt, daß eben dieser Eigennutz nicht immer gewürkt hat.

Es scheint überhaupt als wenn der Mensch geneigt sey, diejenigen hart zu behandeln, die seinem Willen widerstehen, sobald er nemlich die Macht dazu hat, weil man in diesen Kolonien täglich junge Leute ankommen sieht, die sich anfangs ganz menschlich und mitleidsvoll bezeigen, und gegen die Tyranney schreyen, am Ende aber eben so hart werden als die ältesten Einwohner. Nur in dem Augenblick wenn ein Europäer hier anlandet, muß man sein Urtheil über den Despotismus auf Saint Domingue hören, und seine Meinung über die Früchte des Landes erforschen, denn nach einer gewissen Zeit wird er gleichsam in der neuen Welt naturalisirt und ein ganz anderer Mensch, und sein Urtheil ist nicht mehr richtig.

Da ich seit kurzem hier angekommen und kein anderes Interesse als die Neugierde und das Verlangen habe, die Dinge zu sehen wie sie sind, so glaube ich Ihnen einen Gefallen zu thun, indem ich hier eine Sklaven-Arbeit beschreibe, der ich so eben beygewohnt habe.

Es waren ohngefähr ihrer hundert Männer und Weiber von allen Altern, die beschäftigt waren auf einem Zuckerfeld Gräben zu machen, die mehrsten nackend oder mit Lumpen bedeckt. Die Sonne brannte ihnen senkrecht auf die Köpfe, und der Schweiß lief von allen Gliedern des Körpers herunter, ihre von der Hitze ausgesogenen Glieder, so durch das Gewicht der Schaufeln und den Widerstand einer fetten Erde, die so hart war, daß selbst die Werkzeuge zerbrachen, noch mehr abgemattet wurden, wurden auf das äußerste angestrengt, um diese Hindernisse zu überwinden. Das tiefste Stillschweigen herrschte unter ihnen, und der Schmerz zeigte sich auf allen Gesichtern, aber die Stunde der Ruhe war noch nicht gekommen; das unerbittliche Auge des Aufsehers sah der Arbeit zu, und verschiedene Antreiber giengen mit langen Peitschen versehen, unter den Arbeitenden umher, und hieben von Zeit zu Zeit selbst auf diejenigen zu, die aus Müdigkeit gleichsam gezwungen waren langsamer zu arbeiten, Männern und Weibern, Alten und Jungen wiederfuhr ohne Unterschied einerley Begegnung.

Der Europäer, der vor kurzem erst die glücklichen Gefilde des Pays de Vaud verlassen hat, kann die Behandlung auf Saint Domingue nicht ohne Abscheu mit ansehen; nicht ohne Entsetzen sieht man hier die Menschen so tief erniedrigt, ihre Leiden, ihr äußerstes Elend, die ungeheuren Ketten *) die sie wegen kleiner Verbrechen nachschleppen müssen, gleich als wenn ihre tägliche Arbeit nicht drückend genug wäre; die eisernen Halsbänder mit langen Stangen die man den Sklavinnen anlegt, die

man

*) Diese Ketten machen ihnen zuweilen tiefe Wunden, und lähmen sie für das ganze übrige Leben.

man im Verdacht hat, daß sie ihre Frucht abgetrieben haben, und welche sie weder Tag noch Nacht ablegen dürfen, bis sie ihrem Herrn ein Kind gebohren haben, gerade als wenn man nicht vielmehr den Herrn selbst strafen müsse, wenn die Sklaven fürchten ihr Geschlecht fortzupflanzen! von Traurigkeit und Unwillen durchdrungen, wende ich meinen Blick von diesen abscheulichen Feldern weg! Ihr aber Bewohner von Saint Domingue brüstet euch immer mit dem unermeßlichen Ertrag eurer Ländereyen und mit eurem Ueberfluß, um diesen Preiß wünschte ich ihn nicht zu erhalten.

Sechster Brief.

Saint Domingue 1782.

Auf der kleinen Ebene die ich bewohne zählt man über zwanzig Zuckersiedereyen, von Morgen bis zum Abend und selbst manchmal in der Nacht, hört man das traurige Gekrächze der Zuckermühlen, vermischt mit dem Lärm der Karren, so die Erndte einfahren, so zuweilen durch das Klatschen der Peitschen unterbrochen wird, mit welchen man ohne Unterschied auf Thiere und Negern zuschlägt. Man sieht ganze Rauchwolken aus den Gebäuden aufsteigen, worinn die Kessel sind, die sich nachher in die Ferne ziehen, und sich entweder gegen die Erde neigen, oder als dunkle Wolken in die Höhe erheben.

Unterdessen daß alles beschäftigt ist, machen die wachsamen Administratoren die Runde, und besehen nicht allein die gegenwärtigen Arbeiten, sondern sorgen zum voraus für die des künftigen Tages. Andere sorglosere hingegen bleiben ruhig in dem kühlsten Zimmer ihres

Haus-

Hauses, und verlassen sich gänzlich auf den Blick eines besoldeten Auffehers, und verleben in Weichlichkeit Tage, die meiner Meynung nach zu wenig Werth haben, um so haushälterisch damit umzugehen; denn die Lebensart der mehresten ist folgende:

Man stelle sich einen unverheuratheten Mann vor, der auf seinem Landhause der einzige Weisse ist, dieser ist mit einer kleinern oder größern Anzahl Neger oder Negerinnen umgeben, die seine Bedienten oder Sklaven, folglich seine Feinde sind; eine Mulattin führt gewöhnlich seinen Haushalt, und hat sein ganzes Vertrauen. Diese ist aus Eitelkeit eine Feindin des Africanischen Volks, und stolz auf die Gunst ihres Sultans, und ist ihm folglich zu seiner Sicherheit eben so nöthig als zu seinem Vergnügen.

Der Oekonom und die übrigen Weissen *), wenn welche vorhanden sind, essen mit dem Eigenthümer an einem Tisch, wohnen aber nicht unter demselben Dach, und erscheinen auch nur zur Essenszeit in der Hauptwohnung.

Jedermann steht hier sehr früh auf, der Eigenthümer oder sein Verwalter, um frische Luft zu schöpfen, die andern weissen Unterbedienten aber um ihren Geschäften nachzugehen. Um 7 Uhr wird gefrühstückt, und von dem Frühstück an bis zum Mittagessen geht der Eigenthümer oder dessen Stellvertreter nach dem Platz **), nach

*) Nur in den vorzüglichsten Pflanzungen findet man außer dem Eigenthümer oder dessen Verwalter, noch zwey oder drey andere Weisse, so die Arbeiten dirigiren.

**) So nennt man die Stelle wo gearbeitet wird.

nach den Mühlen oder nach den Siedereyen. Um Mittag wird gegessen, die Tische sind gemeiniglich sehr gut besetzt, und man findet, wenige ausgenommen, beynah dieselben Gerichte wie in Frankreich.

Nach Tische legt sich der Eigenthümer schlafen, der Oekonom aber kehrt zu den Arbeitern zurück; des Abends wenn die Sonne untergehen will, besonders aber nach einem Gewitter, wenn es kühle geworden, macht der Eigenthümer noch einen kleinen Spaziergang, kommt zurücke zu einem mäßigen Abendessen, und legt sich sehr bald nieder.

Dieses einförmige Leben wird nur durch einige kleine Reisen unterbrochen, die er zuweilen nach der Stadt oder dem nächsten Dorf vornimmt, entweder um seine Früchte zu verkaufen, oder andere Dinge so er nöthig hat selbst einzukaufen. Zuweilen bittet er seine Nachbarn zu sich zu Gaste, oder er wird von ihnen gebeten. Traurige Mahlzeiten! bey denen der Eigennutz oder die Ausgelassenheit die Unterhaltung würzen müssen; überdies sind dergleichen freundschaftliche Verbindungen so selten unter ihnen, daß die mehresten alleine und mit sich selbst leben müssen.

Man darf sich also nicht wundern, daß ihre Augen beständig nach Europa gerichtet sind! und wie sollten sie sich nicht dahin zurückwünschen, so lange sie nicht ihre Natur gänzlich verleugnet haben? denn ob man gleich mit der Zeit hier sehr verändert wird, so sinket man doch nie so tief hinunter, um freywillig seinem Vaterlande zu entsagen.

So traurig und einförmig das Leben der Eigenthümer auf St. Domingue ist, so ist dagegen dasjenige ihrer Sklaven unerträglich, denn kein Hausthier wird so sehr mit Arbeit geplagt und so schlecht verpflegt. Ich habe Ihnen bereits die Eintheilung ihrer Zeit, die Art wie sie für ihren Unterhalt sorgen, und die Lebensmittel mit denen sie sich nähren, angezeigt. Das Gänsefußkraut (Piment) dient ihnen zur Würze bey allen Speisen, und vielleicht ist dies zur bessern Verdauung derselben nothwendig, indem sie überhaupt sehr hart und kalt sind. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser, allein sie berauschen sich in Taffia, sobald sie nur welchen erhalten können, vermuthlich halten sie es für eine große Glückseeligkeit, wenn sie einen Augenblick lang ihr Elend vergessen können. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einem Hemd und ein paar Hosen von Wergtuch; die Weiber haben von demselben Zeug ein Hemd und einen Rock. Diese Kleider erhalten sie von dem Eigenthümer, und alle tragen ein Schnupftuch um den Kopf.

An Sonn- und Festtagen putzen sich diejenigen so sich etwas gespart haben, vor andern etwas mehr heraus, allein ohnerachtet alles Putzes gehn sie doch beständig mit bloßen Füßen, und dies ist sowohl in der Stadt als auf dem Lande ein ziemlich allgemeines Kennzeichen der Sklaverey. Manchmal vernachläßigen die Eigenthümer entweder aus Geiz oder aus Armuth den Unterhalt ihrer Sklaven, und man sieht daher nicht selten Neger und Negerinnen, so beynah nackend, oder mit so ekelhaften Lumpen bedecket sind, daß ihr Anblick zugleich Abscheu und Mitleiden erregt. In ihren Wohnungen haben sie weniger Bequemlichkeit als die mehrsten wil-

den

den Völker. Die Beschreibung so ich Ihnen davon machen will, ist von der Pflanzung hergenommen, worauf ich wohne, und sie kann im allgemeinen gelten, weil alle Negerhütten einander ähnlich sind.

Sie sind in dem Umfang der Savane angebracht, und man zählt hier einige sechzig für dreyhundert Neger oder Negerinnen von jedem Alter. Jede dieser Hütten hat ohngefähr 24 Fuß in der Länge, 12 in der Breite, und 16 in der Höhe bis zum Dach, sie sind mehrentheils von geflochtenem Holz mit Erde vermischt, und mit Zuckerrohrköpfen bedeckt, so daß die äußere Luft einen freyen Durchzug behält; alle haben Thüren und einige auch Fenster, ihr Boden ist die geschlagene Erde, und statt aller Meubel sieht man einige schlechte Töpfe, worinn sie ihre Speisen kochen; das Bett besteht aus Maisstroh, worauf Väter, Mütter und Kinder alles untereinander schläft. Jede Hütte ist ihrer Länge nach durch zwey Scheidewände in drey gleiche Abtheilungen oder Zimmer eingetheilt, wenn man also die Zahl der Hütten, welche hier sechzig ist mit 3 multiplicirt, so erhält man 180. als die Zahl der Kammern. Es fehlt also viel, daß jeder Sklave seine eigne hätte, allein die Liebe macht die Einrichtung und dem Eigenthümer ist es sehr gleichgültig, auf welche Art dies geschieht, wenn nur seine Leute unter Dach sind.

Diese Art freyer und aus gegenseitiger Neigung entsprungener Verbindungen, die ohne Mitwirkung der Kirche, ohne den Rath der Eltern und ohne die Erlaubniß des Herrn entstehen, und also glücklich, fruchtbar und lang daurend zu seyn scheinen sollten, nehmen jedoch sehr bald wieder ein Ende, und bringen in den mehresten

Pflan-

Pflanzungen nur sehr wenig Kinder hervor. Die auf diese Art vereinigten Neger und Negerinnen verlassen einander zuweilen blos um des Vergnügens der Veränderung willen; die Kinder bleiben gewöhnlich der Mutter über dem Hals, allein hierüber ist kein Gesetz vorhanden, und der Gebrauch allein entscheidet.

Die Verheurathung in der Kirche ist äußerst selten unter ihnen, beynah alle mit einander leben im Konkubinat, und man rechnet es ihnen nicht zum Verbrechen, ob sie gleich als Katholiken erzogen werden.

Glückliche Afrikaner! sagte vor einiger Zeit ein verheuratheter Mann, ihr habt Weiber und seyd doch nicht an sie gebunden! eure Kinder sind immer rechtmäßig, so wie eure Liebe, und eure Unbeständigkeit. Diese Freyheit in der Liebe, die ihr genießt und die ich euch beneide, muß euch für diejenige entschädigen und rächen, die ich euch in den übrigen Stücken raube.

Siebenter Brief.

Saint Domingue 1782.

Die Eigenthümer der Ländereyen oder ihre Verwalter, haben nicht alle einerley Grundsätze in Ansehung der Heurath der Neger, daher es denn kömmt, daß einige sie zu befördern, andere zu verhindern suchen. Derjenige so sie wegen seinem Eigennutz verwirft, berechnet die verlorne Zeit so die Mutter während der Schwangerschaft und dem Säugen zubringt, dieser Verlust zu Geld angeschlagen, übersteigt schon den Werth des Kindes; ferner berechnet er die Gefahr es zu verlieren, wie auch seine Nahrung und Erhaltung bis zu dem Alter, wo

es

es ihm nutzen kann, und findet mehr Vortheil darinn, wenn er an die Stelle der abgegangenen Sklaven neue kauft, so bereits zur Arbeit tauglich sind. Oefters tritt auch noch eine politische Abneigung zu dem Eigennutz, und man fürchtet, der Sklave möchte sich durch den Stand der Ehe den Weissen gleichschätzen, deren Gebräuche er blos verehren, aber niemals nachzuahmen wagen soll.

Diejenigen hingegen, so die Bevölkerung der Neger begünstigen wollen, weil sie von der Unfruchtbarkeit des Konkubinats überzeugt sind, wünschten daß alle ihre Sklaven in den Ehstand träten. Sie finden ihren Vortheil dabey, die Kinder in den Pflanzungen zu erziehen, weil sie dadurch nicht allein die Ankaufskosten ersparen, sondern auch den Kreolen dem afrikanischen Neger weit vorziehen. Denn würklich hat der letztere viele Hindernisse zu überwinden, bevor er nützen kann; lange Zeit fremd in der neuen Welt, deren Sprache sowohl als die Arbeit zu der man ihn bestimmt, ihm gänzlich unbekannt sind, sehnt er sich wieder nach seinem Vaterlande zurück, muß überdies noch die harte Behandlung der alten Sklaven ertragen, denen man ihn zur Formirung überläßt, und wird von tausendfachem Kummer gedrückt, der ihn öfters ins Grab bringt. Selbst in dem Fall wo er sie alle überwindet, muß ihn der Eigenthümer so lange ernähren, bis er im Stande ist sich selbst zu erhalten, und dies erfordert gewöhnlich zwey bis drey Jahr Zeit. Der Kreole hingegen sieht von seiner Geburt an alles dasjenige, was er in seinem ganzen Leben sehen wird. In der Sklaverey erzogen gewöhnt sich sein Geist allmählig daran, so wie sein Körper sich durch kleine

Versuche zu den härtesten Arbeiten geschickt macht. Da er ferner in seinem Vaterlande lebt, so fühlt er keine Sehnsucht nach einem andern, daher er gewöhnlich auch munterer ist als der afrikanische Neger; endlich ist er ein besserer und einsichtsvollerer Arbeiter, und seine Leibesbeschaffenheit die dem Himmelsstrich angemessen ist, hat weniger von dessen Abwechslungen zu fürchten.

Diese Bemerkungen zusammengenommen, scheinen keinen Zweifel über die Vortheile des Ehestands übrig zu lassen, demohnerachtet ist er selbst bey denjenigen die ihn am stärksten zu befördern suchen äußerst selten, und meiner Meynung nach aus folgenden Gründen:

Welchen Vortheil kann der Neger wohl von dem Ehestand erwarten? Gar keinen, vielmehr erschwert er noch die Kette die ihn bereits zu Boden drückt. Der Gebrauch erlaubt ihm die Veränderung, und seine Unbeständigkeit macht ihn dazu geneigt, könnte er also wohl so blödsinnig seyn, und sich freywilliger weise die einzige Freyheit rauben, die ihm noch übrig ist? Doch dies ist noch nicht alles. Der Ehestand vermehrt noch sein Elend durch eine mehr oder weniger zahlreiche Familie, die ihm während der Kindheit beynahe ganz allein zur Last fällt, und von der er in dem Alter wo er ihrer nöthig hätte, keinen Nutzen mehr erwarten kann. Jeden Augenblick kann der Herr den Vater, die Mutter oder das Kind jedes einzeln und wohin er will verkaufen *). Welche Art von Zuneigung kann wohl aus der Ueberzeugung entstehen, worinn beyde Theile sind, daß ihr Schicksal sie nicht bestimmt für einander zu leben, und daß sie keine

*) Vor dem 7ten Jahre kann kein Kind ohne die Mutter verkauft werden.

keine gegenseitige Hülfe von einander erwarten dürfen? Bey diesen traurigen Betrachtungen verlieren die Namen Vater, Mutter, Kind allen Werth und Reiz. Den Thieren ähnlich, deren Junge mit dem Anwuchs der Kräfte sich von ihnen trennen, folgen die Neger blos dem natürlichen Instinkt, der sie nur während der Zeit die zu ihrer Erhaltung nöthig ist vereinigt, und trennen sich nachher wieder. In unsern europäischen Gesellschaften würde man dies Härte, Undankbarkeit nennen, allein für uns ist manches ein Laster, was für sie keines ist.

—

Jeder Sklave ist also abgesondert, auf sich selbst eingeschränkt und denkt nicht an seine Fortpflanzung; der Ehestand ist ihm eher ein Schrecken als daß er ihn reizen sollte, und er gehorcht weit lieber seinen Neigungen und diese treiben ihn zur Unbeständigkeit an. Die Früchte dieser augenblicklichen Vereinigungen sind in geringer Anzahl, weil die Folgen der Ausschweifung ungerechnet, sie im Fall der Trennung der Mutter zur Last fallen, welche daher sich fürchtet fruchtbar zu werden. Ihre Befreyung von den Arbeiten während der Schwangerschaft, kann sie wegen dem künftigen Elend auch nicht entschädigen; da sie ferner gezwungen ist, eine zeitlang einer eben so angenehmen als vortheilhaften Zügellosigkeit zu entsagen, so verflucht sie den Augenblick ihrer Befruchtung, seufzt über ihre Schwachheit, und wendet öfters alles mögliche an, eine Frucht zu zerstören, von der sie nur Uebels erwartet *).

*) Die Negerinnen besitzen dieses schreckliche Geheimniß in einem hohen Grad, und man vermuthet daß es aus dem Pflanzenreich genommen wird.

Da ich Ihnen nun die Verschiedenheit der Meynungen der Eigenthümer über den Ehestand und die Fortpflanzung der Kreolen vorgelegt habe, und nachdem ich Muthmaßungen über die Meynung der Neger selbst gewagt habe, so erlauben Sie daß ich noch einige Anmerkungen beyfüge.

Ueberzeugt daß der Ehestand wegen seiner unauflöslichen Bande aufgeklärten, freyen und gefühlvollen Menschen kaum erträglich ist, die doch im Ueberfluß mitten unter den angenehmsten Zerstreuungen leben, daher den Werth einer dauerhaften Verbindung erkennen, und ein Gegengewicht für die menschliche Unbeständigkeit finden können, kann ich ihn weit weniger für Sklaven vorschlagen, deren Existenz sehr einförmig und überdies sehr unglücklich ist. Da aber Menschlichkeit und Eigennutz sich vereinigen, um den Nachtheil der gewöhnlichen Rekrutirung zu beweisen, so muß man doch unter den jetzigen Negern der Kolonien die Begierde sich fortzupflanzen zu erregen suchen, und dies scheint eben nicht sehr schwer zu seyn, wenn man auf ihren Hang zur Liebe und auf die Fruchtbarkeit der Negerinnen Rücksicht nimmt.

Keinen Ehestand sage ich also nochmals, man würde ihr Unglück dadurch nur noch vergrößern. Sie sollen fortfahren miteinander zu leben wie jetzt, und das Vergnügen wird immer hinreichend seyn, um Väter zu verschaffen; die Mutter hingegen so die Beschwerden davon hat, besitzt auch das Mittel das Werk selbst zu zerstören, und dies muß man also zu verhindern suchen. Durch große Ketten, eiserne Halsbänder und andere Strafen dieser Art, so von kurzsichtigen Menschen erfunden worden sind, die nur zu schaden wissen, wird man

nichts

nichts ausrichten, wohl aber durch Belohnungen, so zugleich vortheilhaft und schmeichelhaft sind, und den Wunsch erregen können, Mutter zu seyn.

Erstlich müßte die Taufe mit einer gewissen Feyerlichkeit verrichtet werden, denn die Sklaven sind reizbarer als man glaubt gegen einen gewissen Prunk, wodurch sie glauben vorgezogen zu werden, und etwas wichtiges vorzustellen.

Zweytens müßte die Mutter während dem Säugen des Kindes in der Hauptwohnung verpflegt werden, oder wenn sie sich selbst nährte, so erließe man ihr die Arbeit des Platzes.

Drittens dürfte das Kind der Mutter nicht nur niemals zur Last fallen, sondern sie müßte auch in der Fruchtbarkeit mehr Angenehmes finden als bey der Ausschweifung.

Viertens man könnte ihr beym ersten Kinde ein Geschenk machen, so beym zweyten verdoppelt, beym dritten dreyfach erhöht würde u. s. w. oder etwas Gleichgeltendes.

Fünftens müßte man endlich in jeder Pflanzung eines oder mehrere Feste stiften für die fruchtbaren Weiber, die mit Pomp gefeyert würden, und von welchen die unfruchtbaren ausgeschlossen, oder nur als Zuschauer zugelassen werden müßten. Hier müßte man die Mütter mit ihren Kindern um einen Tisch versammeln, der mit den Geschenken des Herrn ausgeschmückt wäre, und so vor den Augen aller Arbeiter die Belohnung eines guten Betragens austheilen. Die Mütter könnten die alten und gutartigen Neger zum Fest einladen, und das Ganze mit Tänzen beschlossen werden.

Diese kleinen Nebendinge mit der wesentlichen Sorgfalt vereint, würden dazu dienen, einen Wetteifer der Fruchtbarkeit unter den Negerinnen zu erwecken; die Sklaverey erträglicher zu machen, und allmählig den Herzen der jungen Sklaven Liebe für ihren Herrn und für ihr Land einflößen.

Achter Brief.

Saint Domingue 1782.

Die Leichtigkeit mit welcher die Neger bey den Negerinnen überhaupt alle ihre physischen Bedürfnisse befriedigen können, die Geilheit und Unverschämtheit der letztern sowohl in ihrem Betragen als in der Art sich zu kleiden, sollte dem Anschein nach die erstern gegen die Untreue ganz gleichgültig machen; allein die Neger sind entweder von Natur oder aus andern Gründen so eifersüchtig, daß sie gegen alle Gegengründe taub sind.

Vielleicht ist ihre Eifersucht nicht von der Art der unsrigen, die hauptsächlich aus dem moralischen entsteht, und rührt bey ihnen wohl mehr von dem physischen her; lüstern und ungestüm wird bey uns durch einen Vorzug oder eine Untreue die Eitelkeit allein beleidigt, bey ihnen hingegen gebietet die Natur so oft und so mächtig, daß der Neger immer befürchtet Mangel zu leiden, und seine Geliebte muß ohne anderweitige Zerstreuung immer bereit seyn, die häufigen Beweise seines starken Temperaments zu empfangen. Ohne mich aber lange bey den Ursachen aufzuhalten, so bleibt es gewiß daß die Neger äußerst eifersüchtig sind, und es nur zu oft durch eine

fürchter-

fürchterliche Rache beweisen. Gemeiniglich bedienen sie sich dazu eines langsamen Giftes, woraus die siechenden Krankheiten entstehen, die in den Pflanzungen so häufig sind, und vorzüglich die jungen ausschweifenden Neger angreifen; der Tod erfolgt gemeiniglich erst lange nachher, nachdem sie an dem Magen und den Lungen viel gelitten haben.

Je größer die Beschimpfung in den Augen des beleidigten Negers ist, desto stärker sucht er sich zu verstellen; er weiß sich in Erwartung des Augenblicks der Rache sehr zu zwingen, und erwartet ihn mit einer unglaublichen Geduld und Standhaftigkeit; er treibt endlich die Verstellung so weit, seinen Feind auf einen Calaloü *) ein zuladen, und der unmißtrauische Unglückliche findet seinen Tod in einem Gericht, das die Hände der Freundschaft ihm zuzubereiten schienen.

Diese Eifersucht der Neger erstreckt sich auch zuweilen auf die Weissen, so öfters durch unmäßige Ausschweifungen dazu Gelegenheit geben, und ihr Zorn wird in solchem Fall um so stärker gereizt, je schwieriger und gefährlicher die Rache ist. Durch ihren Stand gezwungen, Herren zu verehren, die sie zur Verzweiflung bringen, werden sie von einer innerlichen Wuth verzehrt, wenn sie nicht Gelegenheit finden, sich an ihnen zu rächen.

Selten wagen sie sich indessen an ihr Leben, dagegen suchen sie Unordnung und Zerrüttung unter die Ar-

 beiter

*) Ein Gericht so aus mancherley Kräutern und kühlenden Blättern besteht, man kocht sie zusammen wie Spinat, und die Neger sowohl als die Europäer essen es häufig.

beiter zu bringen. Doch trift auch zuweilen ihre Rache gerade diejenige Person so sie gereitzt hat, und die Vergiftungen so vor einigen Jahren auf dem Gebiete des Kaps so häufig waren, und deren man sich nur mit Schrecken erinnert, hatten nach der Meinung der vernünftigsten Leute keinen andern Grund, als die unmäßigen Ausschweifungen der Weissen mit den Negerinnen. Damals wurden ohne Unterschied Weisse und Neger vergiftet, und öfters traf es auch unschuldige Neger, um durch ihren Verlust sich an dem strafbaren Herrn zu rächen; manchmal aber gieng man zur Quelle selbst, und vergiftete sogar die Herren. Diese Wuth der Vergiftung war während einer gewissen Zeit so stark, daß die häufigsten und schrecklichsten Hinrichtungen auf die geringsten Beweise, ihr nicht Einhalt thun konnten, und der unerschrockenste Eigenthümer zitterte insgeheim mitten unter seinen Sklaven; endlich aber legte sie sich doch.

Ich sehe wohl ein, daß in einem Lande, wo die Zahl der weissen Weiber geringer ist, als die der weissen Männer, letztere sich nothwendig der schwarzen Weiber bedienen müssen, weil sie beynahe immer abgesondert auf dem Lande leben, durch Umstände von dem Ehestand zurückgehalten, und dennoch von dem Himmelsstrich und der Natur beständig zum Vergnügen angereizt werden. Allein ohne mich hierüber zum Richter aufzuwerfen so muß ich doch hier bemerken, daß die Leichtigkeit, mit welcher sie unter ihren häuslichen Bedienten, ohne allen Zwang und Anstößigkeit, Beyschläferinnen erhalten können, sie um so strafbarer macht, sobald sie ihre Macht misbrauchen, um den unglücklichen Negern ihrer Pflanzung das Vergnügen und den Trost ihres Lebens zu rauben. War-

um

um sollte man in diesem Punkt die Empfindlichkeit der Negern nicht schonen, welche, diese einzige ausgenommen, alle andere Schmach und Bedrückungen mit Geduld ertragen? Warum will man, um eine augenblickliche Laune zu befriedigen, unaufhörlich Unruhe, Zerrüttung und Verzweiflung in einer ganzen Pflanzung verbreiten? Dadurch raubt man den Negern das einzige Gut, so sie noch besitzen, und welches alle lebendige Wesen von Natur mit der äußersten Wuth vertheidigen, und selbst die furchtsamsten Thiere zu den muthigsten umschafft; und dennoch will man hier nichts von seines Gleichen befürchten; ob man gleich einsehen sollte, daß der Neger öfters weit besser als der Weisse sein Leben zu verachten weiß, und jeder Mensch, der es einmal verachtet, furchtbar wird.

Ich will diesen Brief mit einem Beyspiel von Ausschweifung beschließen, so vor kurzem hier geschehen, und der ganzen Kolonie bekannt ist.

Ein Weisser von ungefähr 50 Jahren, so unverheurathet war, und schon Vater von verschiedenen Mulatten und Mulattinnen war, hatte unter diesen Kindern eine Tochter, in die er sich verliebte; er lebte auf seiner Pflanzung mitten unter seiner schon erwachsenen Familie, und setzte täglich seiner Tochter zu, seine Wünsche zu befriedigen ohne es erhalten zu können. Anfänglich bediente er sich der Schmeicheleyen, und da er auf diesem Wege die Abneigung seiner Tochter nicht überwinden konnte, so versuchte er es endlich mit Drohungen und endigte mit Grausamkeiten. Nichts konnte die Standhaftigkeit dieser Unglücklichen erschüttern, deren Leiden jedermann desto stärker rührten, da man sie in der ganzen Gegend wegen ihres Verstands, und ihres guten Betragens rühmte.

Ihre Brüder, die Zeugen von den Quaalen waren, die man ihr anthat, entbrannten endlich von Mitleid und Abscheu, und erwürgten den Vater in seinem Bette, worauf sie weiter an keine Flucht dachten und gefangen wurden. Die Gerechtigkeit entdeckte sehr leicht das Geheimniß der Bosheit, so zu dieser traurigen Scene Anlaß gegeben hatte, konnte aber dennoch nicht umhin die Thäter sowohl, als das Mädchen so von dem Komplot gewußt hatte, zum Tode zu verdammen, und sie alle hinrichten zu lassen.

Ist es nicht schrecklich, daß die Gesetze gegen die ohnmächtige, gefühlvolle Jugend so streng sind, die von dem grausamsten Despotismus und der zügellosesten Ausschweifung, auf den äußersten Grad mishandelt wird? Aber dies Beyspiel, so schrecklich es auch für die schwachen Unterdrückten ist, kann wenigstens ihren Unterdrückern zur Lehre dienen.

Neunter Brief.

Saint Domingue 1782.

Als ich in einem meiner vorigen Briefe die Regierung einer Pflanzung auf Saint Domingue, mit der eines despotischen Staats verglich, so milderte ich dadurch die Schilderung von der häuslichen Administration der Kolonien etwas zu sehr, weil bey den Morgenländern das gemeine Volk von der Sklaverey nicht so sehr gedrückt wird, dahingegen hier der Sklave nicht allein gar nichts besitzt, sondern nicht einmal über seine Person Herr ist, indem sein Herr ihn nach Gefallen verkaufen oder vertau-

schen

schen kann. *) Ueberdies ist es ein großer Unterschied einzelner Sklave eines unermeßlichen Staats oder eines Privatmanns zu seyn, der jeden Kopf als einen beträchtlichen Theil seines Vermögens ansieht, und ihn so gut als möglich zu benutzen sucht. Da aber ohnerachtet dieser sehr merklichen Verschiedenheiten, ein Republikaner, immer noch einige Aehnlichkeit zwischen diesen beyden Regierungsformen bemerken könnte, so bleibe ich bey meinem ersten Vergleich stehen, und Sie werden nachher das nöthige zusetzen oder wegthun, um das richtige Verhältniß herauszubringen.

Jeder der hier nur einige Gewalt hat misbraucht sie, weil sie von dem Herrn herrührt, dessen Vortheil erfordert sie zu erhalten: da er leicht zu hintergehen ist, so schildert man ihm öfters Sklaven als strafbar, die aus besondern Ursachen, jemanden zu misfallen das Unglück haben, und seine Bestätigung dient alsdenn blos zur Stütze persönlicher Feindseligkeiten. Dergleichen Misbräuche geschehen vorzüglich durch die kommandirenden Neger, und werden täglich von ihnen erneuert, denn da sie die Aufsicht über die Arbeiter, und das Zutrauen des Herrn haben, so hängt es blos von ihnen ab, wen sie drücken oder begünstigen wollen. Weitläuftigkeit würde hier unnöthig seyn, um zu beweisen wie oft die misbrauchte Gewalt der kommandirenden Neger, die Neger und Negerinnen des Platzes ungerechterweise mishandelt, denn in den besten Pflanzungen ist es nichts seltenes

*) Vor einigen Jahren vertauschte ein junger Weisser oder Kreole von S. Domingue, einen seiner Neger gegen einen Jagdhund, und den Neger kränkte dies so sehr, daß er sich aus Verzweiflung erhieng.

tenes Komplote von Negern zu entdecken, um miteinander zu entfliehen, zu welchen die Härte der Kommandeurs Anlaß gegeben haben.

Ein Eigenthümer kann also in der Wahl der Neger so er an die Spitze der Arbeiten stellt, nicht sorgfältig genug seyn, und da die Ausschweifung derselben, öfters die Ursache ihrer Bedrückung ist, so müßte man solche dazu wählen, die bereits ein reifes Alter erlangt haben, und sogar von ihnen verlangen, daß sie verheurathet seyn, und Kinder haben müßten. Güte, und Rechtschaffenheit sind eben sowohl als die Einsicht, unentbehrliche Erfordernisse zu ihren Verrichtungen; anstatt alles dessen aber sieht man gewöhnlich nur auf die Schönheit des Körpers, und wählt Kommandeurs von fünf und zwanzig Jahren. *)

Außer den Negern des Platzes wovon ich bisher geredet habe, und die ohnstreitig die unglücklichsten Geschöpfe in den Kolonien sind, sieht man noch Künstler Neger, die man zu verschiedenen Handwerkern braucht; es ist deren keine so große Anzahl, allein ihr Schicksal ist erträglicher; ihre Herren schonen sie mehr, und vermiethen sie auf Monate oder Jahre, oder lassen sie sich gegen einen gewissen jährlichen Tribut selbst forthelfen. Unter allen Sklaven der Kolonie aber werden keine gelinder behandelt, als die so in der Stadt, sowohl als auf dem Lande zu häußlichen Bedienungen gebraucht werden. Sie werden auf Kosten ihrer Herren gut genährt und gekleidet,

*) Die Wahl der Kommandeurs ist um so wichtiger, da sie die Haupttriebfedern der Pflanzung sind; von dieser Wahrheit sind die Aufseher völlig überzeugt.

kleidet, und erwiedern dies durch einen leichten Dienst, ihre Anzahl ist in allen Häusern so groß, daß der Dienst eines jeden einzeln sehr gering ist; auch erstaunt der neu angekommene Europäer gewöhnlich über ihre Unthätigkeit, welche doch nicht ganz die Würkung ihrer Organisation oder des Himmelsstrichs ist, worunter sie leben; vielleicht rührt sie eher von der Gleichgültigkeit gegen die Geschäfte her so man ihnen aufträgt; denn in ihren Vergnügungen fehlt es ihnen übrigens nicht an Lebhaftigkeit. Indessen werden doch die häußlichen Neger, die weit weniger nützlich sind als die Neger des Platzes, dennoch theurer als die letztern verkauft.

Wenn man die Absonderung und Einsamkeit bedenkt, in welcher die Weissen von S. Domingue auf dem Lande leben, so sollte man glauben, daß sie mit den Sklaven so sie bedienen, in genauer Vertraulichkeit stehen; allein dies geschieht niemals, weil die politische Meinung zwischen dem Weissen und dem Neger, eine zu merkliche Gränze festgesetzt hat; die Neger unterlassen jedoch nichts um das Vertrauen ihrer Herren zu gewinnen, sie können es auch verdienen und erhalten, ohne daß es deswegen mit jenem geselligen Umgange verknüpft ist, wodurch bey uns gewöhnlich die Erniedrigung der Dienstbarkeit versüßt wird. Auf diese Art ist eine zu große Erhebung, öfters eine drückende Last, und der mit seinen Sklaven umgebene Herr ist gezwungen sein Herz zu verschließen, um seine Würde zu erhalten; sollte wohl der befriedigte Stolz ihn für diesen Zwang entschädigen? Gewiß nicht, er ist dabey nichts weniger als glücklich.

Zehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

Ich komme nun auf den Charakter und die unterscheidenden Sitten der Sklaven, und gebe Ihnen zu bedenken, welchen eigenthümlichen Charakter eine Menge sowohl in den Ebenen als Gebürgen zerstreuten Negern von verschiedenen Nationen haben können, die alle mit den Vorurtheilen ihres Landes daselbst angekommen sind, wo die Eigenthümer allein das Gesetz geben, und öfters einander ganz entgegengesetzte Meinungen hegen, wo die Sklaven nur durch ihre Herren leben, nichts von der Gesellschaft erwarten, und ihr nichts schuldig zu seyn glauben, weil keine für sie existirt. Uns knüpfen mancherley feste Verhältnisse unter einander selbst, und mit dem Staat zusammen, und daraus entspringt der sogenannte National Charakter, für die Neger hingegen sind keine dergleichen Verhältnisse vorhanden, ausgenommen die der Sklaverey, woraus nichts als eine allgemeine Furcht vor den Weissen entsteht. Ueberdies hängt ihre Bildung von allerley Launen ab, sie sind nie etwas anders als das was man will daß sie seyn sollen, eben so veränderlich wie der Wille ihres Despoten kann man sich keinen andern Begrif von ihrer Lebensart machen, als daß ihre Zeit so sehr mit Arbeit besetzt ist, daß ihnen zu ihren Vergnügungen und gegenseitigem Umgang beynahe gar keine übrig bleibt. Das Gefühl der Freundschaft so aus einer gut gebildeten Seele entspringt, ist ihnen beynahe gänzlich unbekannt; die Liebe fühlen sie sehr heftig, weil sie bey ihnen ganz allein aus dem physischen entspringt.

Anfänglich erscheint freylich in den Augen eines Europäers der Neger des Platzes, vorzüglich blos als ein Entwurf vom Menschen zu seyn; die Moralität ist bey ihnen so tief versteckt, daß man nach einer blos oberflächlichen Untersuchung glauben sollte sie wäre gar nicht vorhanden. Daher ist auch die Meinung bey vielen entstanden, daß die Seelenfähigkeiten der Afrikaner weit unter den unsrigen stehen, und daß wir daher eben so viel Recht hätten sie zu unterjochen, als die Thiere zu bezähmen die wir zu unserm Dienst gebrauchen. Diese Meinung würde unsere Tyranney entschuldigen, wenn sie bewiesen werden könnte. *)

Wennn gleich die Negern unwissend und weniger einsichtsvoll sind als unsre europäischen Bauern, so rührt dies daher, weil sie gar kein Verhältniß von Eigenthum oder Gesellschaft kennen, und daher auch keine Begriffe erhalten, die ihren Geist zum Nachdenken und Ueberlegen bilden könnten, während daß unsre Bauern obgleich sehr beschränkt, dennoch Herr über sich selbst und über ein kleines Vermögen sind, sie haben einen Rang in dem Vaterlande, und kennen Gesetze die sie entweder beschützen oder strafen; schon hieraus entstehen mancherley Begriffe, die sie zu erwerben gezwungen werden, und wodurch die Sphäre ihrer Urtheilskraft erweitert wird.

Allein die Gegner der Afrikaner bestehen darauf und fragen: warum seit der Gründung der Kolonien kein Beyspiel

*) Man lese den Diodor von Sicilien nach, und man wird finden daß verschiedene afrikanische Völker Wissenschaften und Künste mit gutem Erfolg, und zwar zu einer Zeit getrieben haben, wo die mehrsten europäischen Völker noch in der Barbarey waren.

spiel von einem einzigen Neger aufzuweisen ist, der sich durch Wissenschaft oder Geistesprodukt vorzüglich hrevorgethan hätte. Die Antwort ist, weil man die Sorgfalt so weit treibt, und verhütet daß die Neger nicht einmal lesen lernen, und weil die freyen Neger deren Erziehung weniger von den Weissen abhängt, nur von einem kleinen Handel oder Handwerke leben müssen, in welchem sie alle gut fortkommen, wodurch sie aber von jeder andern Kenntniß abgehalten werden.

Wenn ich nun meiner Seits die Weissen dieser Kolonie fragen wollte, warum seit ihrer Gründung kein einziger berühmter Schriftsteller unter ihnen aufgestanden ist, ob sie gleich alle bey ihrer Ankunft daselbst wenigstens lesen und schreiben können, so wie die mehrsten ihrer Vorfahren, was würden sie wohl darauf antworten können? vielleicht dies, daß ihre täglichen Geschäfte mit dem Studieren und dem Nachdenken unvereinbar sind, und daß Zeit dazu gehört einen großen Mann zu bilden. Wenn nun diese Antwort zu ihrer Entschuldigung hinreichend ist, warum sollte sie es nicht auch für die Negern seyn, die nicht dieselben Mittel haben sich zu unterrichten, und doch dasjenige was man ihnen auferlegt sehr gut ausrichten? Sie bauen nicht nur mit vieler Einsicht die Zuckerröhre, den Kaffee, den Indigo, und verstehen vollkommen die Kunstgriffe so zu ihrer Bereitung gehören, sondern sie fassen auch sehr schnell dasjenige, was man sich die Mühe giebt ihnen zu lernen. Sie werden geschickte Musiker, und Künstler aller Art, und zeigen in ihren Verstandeskräften keine weitere Begränzung, als die, so durch die Erziehung festgesetzt worden ist, die etwas mehr oder weniger verfeinert, im allgemeinen aber sehr

ein-

eingeschränkt ist, und zwar zum Glücke der Weissen. Welcher Gefahr würde man sich nicht aussetzen, Leute aufzuklären die man so ungerechter Weise unterdrückt. Sie würden bald aufs äußerste gebracht werden, und sich zu empören anfangen; sobald sie nur einmal das Joch der Meinung so sie noch zurückhält abgeschüttelt hätten, so würde es ihnen wenig Mühe kosten, eine Hand voll Tyrannen auszurotten die zu ohnmächtig sind, um ihnen zu widerstehen.

Man kann also nicht Mittel genug finden, um in ihren Augen den schändlichsten Despotismus zu rechtfertigen, und hierzu kenne ich freylich kein besseres als die Unwissenheit, denn eben die Ueberlegenheit an Einsichten die sie jetzt an ihren Herren bewundern, die sie anstaunen und gleichsam verehren, würde sehr bald verschwinden, wenn sie selbst aufgeklärt wären. Allein wenn auch von ihrer Aufklärung gar nichts zu befürchten wäre, so erfordert die Menschlichkeit schon allein, daß man sie in der Unwissenheit erhalte, weil das gröste Unglück der Sklaverey darinn besteht, daß man darüber nachdenken kann; diese Fähigkeit zeigt uns alsdenn die Größe unsers Elends in ihrem ganzen Umfange. Ich übersende Ihnen hier die genaue Abschrift eines Billets, so man vor einigen Tagen in den Händen einer jungen Mulattin oder Sklavin fand, die über ihren Herrn unzufrieden war; das Billet so ich selbst erhalten und aufbewahre, war mit ihrem eigenen Blut geschrieben, und enthielt folgendes:

„Ich überlasse Gott die Rache, denn ihm allein ge„hört sie, und obgleich seine Gerechtigkeit säumt, so wird „sie doch dereinst desto schrecklicher hereinbrechen.“

Eilfter Brief.

Saint Domingue 1782.

Eine feste und dauerhafte Gesundheit entschädigt den Menschen, für unzählige andere Uebel, und das Leben des elendesten Wesens wird durch dieselbe noch angenehm und erträglich gemacht, alles lacht ihm entgegen, während daß der Besitz der Reichthümer und der Genuß des Vergnügens so sie verschaffen, nur die Qual des erschöpften Menschen vermehren, dessen leidender und geschwächter Körper unter dem Druck der Zeit schwindet.

Der gesunde Sklav würde also ohnerachtet aller Fesseln die ihn umgeben, noch sein Leben schätzen, und trotz aller unsrer Grausamkeiten der Natur für sein Daseyn danken. Allein, den zerstörenden Würkungen eines veränderlichen Himmelsstrichs, den traurigen Folgen einer übermäßigen Arbeit und einer schlechten Nahrung ausgesetzt, ein Raub der Eifersucht, und Mörder seiner grausamen Mitgesellen, mit einer weniger starken als geilen Leibesbeschaffenheit versehen, wodurch er sich in dem Beyschlaf erschöpft, öfters auch in die tiefste Melancholie versinkt, findet er auf jedem Schritt seiner unglücklichen Laufbahn die Krankheit, das heißt den äussersten Grad seines Elends worinn alle seine Uebel sich auf einen Punkt vereinigen.

Die Erzählung aller derer Krankheiten denen die Sklaven ausgesetzt sind, schickt sich besser für eine medicinische Abhandlung als für einen Brief, und da dies übrigens auch gar nicht in mein Fach einschlägt, so will

ich

ich hier nur die schwersten anzeigen, die zugleich am öftersten vorkommen.

Epian, eine Krankheit so in Europa wenig bekannt ist, scheint den Afrikanern ganz eigen zu seyn, und trift ohne Unterschied Männer, Weiber und Kinder dieser Nation. Sie fängt sich gemeiniglich mit Geschwüren an, so an den Gelenken erscheinen; der Neger empfindet alsdenn eine allgemeine Erschlaffung, wird gelb, fällt zusammen, und unterliegt sehr bald, wenn nicht die Verderbniß so in seinem Blut überhand genommen, durch kräftige Mittel gehoben wird. Die Alkalien scheinen in dieser Krankheit gute Würkung zu thun, hierinne hat sie etwas ähnliches mit den venerischen Krankheiten, von denen sie hauptsächlich darinn unterschieden ist, daß sie sich nicht durch den Beyschlaf mittheilt, und den Negern ganz eigen zu seyn scheint. *)

Der Scorbut ist die zweyte Seuche so die Sklaven dieser Kolonie heimsucht, weil sie diese Krankheit öfters auf ihrer Ueberfahrt von Afrika erhalten, und aus Mangel an Wartung schlecht kurirt werden, nachher bricht sie manchmal in den Pflanzungen von neuem los und ist um so schwerer zu heben, weil sie bereits lange eingewurzelt ist, und weil die gesalzenen Speisen als ihre vorzüglichste Nahrung, und der lange Schlaf, dem sie

*) Man versichert, daß man sich in diesen Kolonien seit einiger Zeit der Anolis oder amerikanischen Eydexen, sowohl in venerischen Krankheiten, als bey den Epianisten und bey Geschwüren, mit sehr gutem Erfolg bedient habe. Dies Mittel so erst neuerlich aus Louisiane gekommen, wo es bey den Wilden im Gebrauch ist, verdient die gröste Aufmerksamkeit der Aerzte.

sich so oft sie können überlassen, sie unterhalten und fortpflanzen. *)

Die venerischen Krankheiten sind unter den Negern so sehr allgemein, daß sie öfters damit gebohren werden; die Hitze des Himmelsstrichs hindert zwar ihre Verschlimmerung, wird sie indessen vernachläßigt, so erlangt sie mit der Zeit den höchsten Grad der Bösartigkeit, und wird eben so schwer zu kuriren als in Europa.

Die Auszehrung ist ferner eine Kranheit, der die geistreichsten und gefühlvollsten Neger am ersten unterworfen sind, woraus man schließen sollte, daß diese Krankheit aus moralischen Quellen entsteht. Aufmunterung und Zerstreuung würden also die wirksamsten Gegenmittel seyn, allein man wendet sie nicht an, ob man gleich sieht daß alle übrigen vergeblich sind. Man sieht daher diejenigen, so damit behaftet sind, öfters ihrem Leben selbst ein Ende machen, andere hingegen nach einigen Siech-Jahren eines natürlichen Todes sterben.

Die zurückgehaltene Ausdünstung hat hier die fürchterlichsten Folgen, vermuthlich deswegen, weil die zurückgetriebenen Säfte hier weit schneller und heftiger in Gährung gerathen, als unter gemäßigten Himmelsstrichen.

Oefters ist es freylich die Schuld der Eigenthümer, wenn ihre Sklaven die Opfer dieser Krankheit werden.

Ich

*) Der Schlaf der Neger ist viel tiefer als der der Europäer, ich sah zuweilen daß man ihnen zuschrie und sie stark rüttelte, ohne daß sie davon aufwachten. Die Ursache dieses tiefen Schlafs ist vermuthlich in ihrem dicken Blut zu suchen.

Ich war oft Zeuge, daß Gewitter hereinbrachen, die man leicht vorausſehen, und vor deren Ausbruch man alſo die Feld-Arbeit unterbrechen konnte, allein man ließ zuweilen die Neger eine Stunde und noch länger darunter aushalten, um die Arbeit zu fördern. Dieſe Unglücklichen ſo vor Froſt zitterten, fanden nachher in ihren Hütten nichts, um ſich umzukleiden, und ob man gleich durch dies Verfahren Zeit zu gewinnen glaubt, ſo werden die Herren für ihren unmenſchlichen Geitz ſehr oft durch Krankheiten ſo die Neger wegraffen, beſtraft.

Im allgemeinen beſtimmt man in dieſen Kolonien die Mittelzahl des thätigen Lebens der Neger des Platzes auf 15 oder 16 Jahr; diejenigen, deren gute Leibesbeſchaffenheit alle auszuſtehenden Mühſeeligkeiten beſiegt, und die alſo ein hohes Alter erreichen, wo ſie das Land nicht mehr bauen können, fallen in ihren alten Tagen dem Eigenthümer zur Laſt, der genöthigt iſt ſie zu ernähren, und keine andere Dienſte von ihnen erhalten kann, als daß er ſie zu Wächtern der Savane, des Platzes, der Lebensmittel u. ſ. w. beſtellt.

Oefters ſieht man ſehr ungerne ſie eine Zeit überleben, wo ſie nicht mehr arbeiten können, und ich würde es nicht zu ſchreiben wagen, wenn ich es nicht ſo vielfältig hätte wiederholen hören. Bey alle dem muß man ſich noch wundern, daß bey dem Rechnungsgeiſt der alle Kolonien beherrſcht, und bey der Verachtung der Neger, man noch nicht auf den Gedanken gekommen iſt, die alten Sklaven zu tödten, ſo wie man die alten Pferde todt ſchlägt; zum Glück ſind nicht alle Eigenthümer ſolche Unmenſchen, und ich kenne ſelbſt einige, die ihre alten Sklaven aufs beſte verpflegen.

Man hat mir die Regiſter einer der beträchtlichſten Pflanzungen gezeigt, und ich fand darinn unter 160 Negerinnen acht Weiber von 90 bis 108 Jahren, und mehrere achtzigjährige; unter einer gleichen Anzahl Neger derſelben Pflanzung zählte ich nur drey von ſiebzig Jahren, alle übrigen waren jünger. Dies beſondere Beyſpiel ſtimmt vollkommen mit der Erfahrung aller Zeiten überein, daß die Lebenszeit der Männer kürzer iſt als die der Weiber, indeſſen findet man doch keine ſo große Verſchiedenheit darinn bey dem Geſchlecht der Weiſſen, als wie bey den Negern *).

Auf allen nur etwas beträchtlichen Pflanzungen findet man ein Hoſpital für die kranken Sklaven, die Geſchlechter ſind daſelbſt nicht vermiſcht, und zuweilen iſt man ſo ſorgfältig, die verſchiedenen Krankheiten von einander abzuſondern, und die Kranken in eigne Kammern zu bringen. Bey einer wohleingerichteten Anſtalt dieſer Art wird täglich Fleiſchbrühe für die Kranken zubereitet, und die Wiedergeneſenden erhalten ein wenig Wein und friſches Fleiſch. Die Eigenthümer ſo dieſes thun, werden durch die leichte Kur ihrer Sklaven hinlänglich für den Aufwand entſchädigt, denn öfters iſt eine gute Nahrung allein hinreichend ſie zu kuriren. Da aber eine große Menge dieſer Hoſpitäler, durch die mangelhafte Einrichtung der Eigenthümer die in Frankreich wohnen, den Adminiſtratoren überlaſſen werden, die ſich wenig um die Geſundheit der ihnen nicht gehörigen Neger bekümm-

*) Dies iſt um ſo mehr zu bewundern, da die Negerinnen doch denſelben Arbeiten unterworfen ſind wie die Neger, vielleicht werden ſie aber durch die Ausſchweifungen in der Wolluſt weniger erſchöpft als letztere.

kümmern, so suchen sie an dem Unterhalt der Kranken zu ersparen, und so müssen sie zuweilen die nothwendigsten Dinge entbehren.

Die am besten eingerichteten Hospitäler die ich zu sehen bekam, hatten blos Feldbetten ohne Decken und Matratzen, vielleicht finden aber die Neger so gewohnt sind auf der bloßen Erde zu schlafen, diese Art von Betten wenn sie gleich krank sind noch sehr gut, und so scheint mir dieser Fehler ziemlich unerheblich.

Ganz anders verhält es sich mit den Aerzten und den Mitteln so sie verordnen; diese zerstreuen sich unter dem Namen Doktoren auf dem Lande, lassen sich daselbst nieder, und schließen jährliche Kontrackte mit den Pflanzungen; jeder hat verschiedene zusammen zu besorgen, und gewinnt dabey jährlich 6. bis 7000. Livres. Allein seit der ganzen Zeit daß diese sogenannten Aerzte in den Ebenen und auf den Bergen, die daselbst wachsenden medicinischen Pflanzen mit Füßen treten, und Musse genug hatten eine Menge derselben zu untersuchen und ihre Eigenschaften zu erforschen, haben sie darinn weit weniger geleistet, als selbst die Neger so man ihnen anvertraut, und sind beynahe eben nicht viel weiter, als man im Anfange der Gründung der Kolonien war. *) Sie leben auf dem ergiebigsten Boden von der Welt, der wenn er besser untersucht würde, vielleicht ganz Europa mit Arzneymitteln versorgen könnte, und lassen aus einer unverzeihlichen Nachläßigkeit lieber den zerstörenden Auswurf aller Apothecken aus Europa kommen.

*) Herr Desportes ist der einzige Arzt der Kolonie, der etwas über den Gebrauch der innländischen Pflanzen geschrieben hat.

Zwölfter Brief.

Saint Domingue 1782.

In einer Kolonie wo die Zahl der weissen Mannspersonen die der weissen Frauenzimmer weit übersteigt, wo der gröste Theil der Europäer durch unvermeidliche Hindernisse zum ledigen Stand gezwungen wird, und wo dennoch ihre Begierden von dem Himmelsstrich stark gereitzt, und von den farbigten Weibern *) sehr leicht und mit Erkenntlichkeit befriedigt werden, unter solchen Umständen, sage ich, darf man sich nicht wundern, daß die letztern in kurzer Zeit die schwache Abneigung besiegen, die anfangs ihre fremden Züge, und die Farbe ihrer Haut erregen könnten. Dazu kömmt noch, daß die Organisation der Mulattinnen und Negerinnen, so dem Klima von S. Domingue angemessen, daselbst zur völligen Reife und Vollkommenheit gelangt so ihr die Natur verleiht, dahingegen die der weissen Frauenzimmer sich sehr bald verändert und geschwächt wird, und so darf man sich nicht wundern zu hören, daß der Geschmack der Europäer sehr bald mit ihrer Wahl übereinstimmt, und sie gewissermaßen zwingt den farbigten Weibern den Vorzug zu geben. Allein die Ursachen beyseite gesetzt, hat der Gebrauch nun einmal die Oberhand erhalten, und diese Weiber die von Natur lüsterner sind als die Europäerinnen, finden sich durch ihre Macht über die Europäer geschmeichelt, und wenden alle mögliche Wollüste an, um

*) Unter farbigten Weibern (Femmes de Couleur) werden hier alle verstanden so gelb, bräunlich oder schwarz aussehen, zum Unterschied von den Europäerinnen, so weisse genannt werden. A. d. Ueb.

um sie zu erhalten. Der Genuß ist für sie der Gegenstand eines eignen Studiums geworden, und eine Kunst die bey entnervten oder verdorbenen Liebhabern nothwendig ist, so die bloße Natur nicht mehr reizen kann, und die dennoch auf ihre Wohlthaten nicht Verzicht thun wollen. Wollüstig ohne alle Schamhaftigkeit haben sie durch die Ausgelassenheit eine gewisse Herrschaft erlangt, und die weissen Frauenzimmer die sich dadurch zurückgesetzt sehen, rächen sich an ihren siegenden Nebenbuhlerinnen durch Haß und Verachtung.

Hierunter sind aber nicht die Negerinnen des Platzes oder die mehrsten von den Bedienten des Hauses zu verstehen, denn die Herrschaft dieser niedern Kreaturen erstreckt sich selten weiter als über die Savanen, und da sie für die sie umgebenden Sklaven bestimmt sind, so machen sie nicht einmal Anspruch auf die Gunst der etwas feiner fühlenden Weissen. Diese letztern wählen sich gewöhnlich ihre Gegenstände aus der Klasse der freyen Negerinnen, öfterer aber noch Mulattinnen, welche durch eine feinere und sorgfältigere Erziehung sich den europäischen Sitten mehr genähert haben.

Die weissen Einwohner der Kolonien halten es nicht allein für ihr Vergnügen nothwendig, und für ihr Interesse vortheilhaft, ein solches Weib an der Spitze ihrer Haushaltung zu haben, sondern es ist auch zur Gewohnheit geworden, und gehört nun mit zum guten Ton. Außer denjenigen so auf diese Art einzeln unterhalten werden, findet man noch eine große Anzahl derselben in den Städten, wo sie sich dem öffentlichen Vergnügen widmen. Sie sind alsdenn die Aushelferinnen der Fremden und Seefahrer, die hier nur eine kurze Zeit verweilen,

oder derjenigen angesessenen Europäer, deren geringe Einkünfte ihnen nur einzelne Vergnügungen erlauben..

Noch giebt es eine andere Klasse farbigter und freyer Leute, woraus gewissermaßen die Bürgerschaft der Stadt besteht, und deren Aufführung sehr regelmäßig ist. Diese Leute treiben allerley Handwerke, und bestehen aus Familien so durch rechtmäßige Heurathen vor langer Zeit entstanden, während daß die übrigen farbigten Weiber so in der Ausschweifung leben, gewöhnlich die neuern Früchte europäischer Ausgelassenheit sind.

Hier sowohl als anderswo finden die Huren keine Männer, und da ihre Reize bald verschwinden, so suchen sie sich zu bereichern; hierinn unterscheiden sie sich von ihren Schwestern in Europa, noch mehr aber dadurch, daß man allgemein dafür hält, daß sie demjenigen der sie unterhält, treu sind. Ist dies richtig, so bewundre ich sie. Diese Tugend mag aber würklich oder nur scheinbar seyn, so lassen sie sich dieselbe theuer genug bezahlen, denn ihr Aufwand ist unmäßig, und ein Beweiß wie weit die Verblendung der Menschen gehn kann, so von Liebe und Eitelkeit beherrscht werden. Sie besitzen alle Arten von kostbaren Steinen, und bedienen sich der feinsten Leinwand, des schönsten Nesseltuchs, und der kostbarsten Spitzen zu ihrem Gebrauch, kurz sie sparen gar nichts von allem was nur ihre braunen Reize erheben kann.

Man hat verschiedentlich über ihre Verschwendung geschrieen, allein der Absatz der französischen Manufacturen wird dadurch befördert, und eine willkührliche Auflage erhalten, so die Hauptstadt auf den Luxus der Kolonisten

lonisten gelegt hat. Von dieser letztern darf man also keine Reform darinn erwarten, sondern sie müssen sie selbst unter sich einführen, wenn sie der Verschwendung steuern wollen; ich glaube aber nicht, daß die Regierung diese Weisheit von ihnen zu befürchten hat.

Oefters habe ich hier über die Frage streiten hören: ob der Umgang der Weissen mit den farbigten Weibern der Kolonie zum Nutzen oder zum Schaden gereicht? und sie ist würklich schwer zu entscheiden, denn jeder faßt nur seinen eignen Gesichtspunkt und übersieht die übrigen, es giebt aber dennoch sehr wesentliche, von denen ich nie reden hörte, und die ich Ihnen hier mittheilen will.

Es ist einer weisen Ordnung nicht angemessen, daß zwischen demjenigen der das Gesetz giebt, und denen so es befolgen sollen, eine Lücke von Macht übrig bleibt, und dies würde nothwendig hier zwischen den Weissen und den Negern entstehen, wenn die Arten so aus der Vermischung beyder entspringen, nicht diese Lücke so sie von einander trennt, ausfüllten. Diese Zwischenordnung, deren Stolz mit dem Grad ihrer Weisse steigt, tritt eifrig auf die Seite der Europäer, und dient nicht nur dazu die Negern im Zaum zu halten, sondern führt die Aufsicht über ihre Arbeiten, und entdeckt öfters ihre geheimsten Ränke. Ich gebe zu, daß dies System indem es die Ausschweifung begünstigt, die Reinigkeit der Sitten verletzt, indessen muß man eher die Regierungsform die es nothwendig macht, als das System selbst verwerfen. Es scheint nicht als wenn je eine andere Regierungsform würde eingeführt werden, folglich müssen auch alle Fehler sorgfältig geduldet werden, ohne die sie gar nicht bestehn könnte.

Der

Der Umgang der Weissen mit den farbigten Weibern ist den erstern nicht allein angenehm und der Politick ihrer Administration günstig, sondern nützt auch selbst den Sklaven, und zwar auf folgende Art. Ich sehe würklich in diesen Verbindungen einen Beweggrund der Sanftmuth von Seiten des Herrn, denn es ist unnatürlich diejenige schlimm zu behandeln die uns das gröste Vergnügen verschaft, und es mit uns theilt, vielmehr treibt uns eine unwiderstehliche Neigung an, ihr gut zu begegnen, und das Wohlwollen so wir gegen eine geliebte Person fühlen, erstreckt sich auch weiter auf das ganze Geschlecht derselben, wodurch es uns also mehr genähert, und mehr von uns geachtet wird.

Dieser Einfluß scheint mir so mächtig, daß ich nicht einen Augenblick zweifle, die Neger würden heut zu Tage nicht besser wie die Thiere behandelt werden, wenn die Europäer nie mit Negerinnen zu thun gehabt hätten; um Ihnen meine Gedanken deutlicher zu erklären, will ich zum Schluß noch eine Bemerkung hieher setzen.

Warum sind die weissen Weiber im allgemeinen härter und strenger gegen ihre Sklaven als ihre Männer? sind sie von Natur unmenschlicher als wir? dies scheint nicht, und es muß also ein anderer Grund vorhanden seyn, der vielleicht in der Entehrung liegt, so die gemeine Meynung mit dem nähern Umgang verbindet, in den man sich mit den Schwarzen einläßt; diese Entehrung vernichtet vielleicht in ihren Gedanken allen Begrif von Vergnügen mit diesen Leuten, und setzt sie so tief herunter, daß man in ihnen keine Menschen mehr sondern nur mit etwas Vernunft begabte Thiere zu sehn glaubt.

Dreyzehnter Brief.

St. Domingue 1782.

Wenn wir einen flüchtigen Blick auf den Sklavenhandel werfen, so sehen wir eine Menge afrikanischer Völker ganz erpicht auf die gefährlichen Ueberflüßigkeiten, die wir ihnen haben kennen gelernt, die zugleich zu unwissend sind, sie nachzumachen, und zu unklug, um sie entbehren zu können: diese Leute sind also in unaufhörliche Kriege mit einander verwickelt, um sie vermittelst der Gefangenen, die wir von ihnen dagegen verlangen, erhalten zu können.

Säbel, Brandtewein, Flinten, Pistolen, Messer, Pulver und Bley sind diejenigen Dinge, auf welche die Neger den größten Werth setzen, und unglücklicherweise für die Afrikaner sind diese Dinge, nach denen sie so eifrig streben, gerade diejenigen, die ihnen Mittel verschaffen, ihre zerstörenden Kriege fortzusetzen, und sie bemerken nicht, daß sie bloß unsre niedrigen Athleten sind, die mit den Waffen, so wir ihnen liefern, ohne Ehre und ohne Nutzen kämpfen.

Außer den Gefangenen aber so mit den Waffen in der Hand gemacht werden, stehlen die Einwohner desselben Dorfs einander manchmal ihre Kinder in dem zartesten Alter, und verkaufen sie ohne Barmherzigkeit. Die Schiffskapitaine so blos ihre volle Ladung zu erhalten suchen, sehen diesen Abscheulichkeiten ruhig zu, tragen öfters das ihrige dazu bey, und haschen gierig nach dem Lohn dieser unmenschlichen Handlungen. Nichts ist gewöhnlicher als daß der Vater seinen Sohn, der Sohn hinwieder seinen Vater verkauft, und hierüber

staunt

staunt man nicht mehr. Ist es einmal so weit gekommen, daß man auf einen jeden Menschen einen bestimmten Geldwerth setzt und ihn taxirt, so ist es nicht zu verwundern, daß man Menschen, so wie Lebensmittel auf dem Markt kaufen kann; und so lange wir Negern kaufen, so lange werden sicherlich die Negern ihres Gleichen verhandeln.

Es giebt indessen doch eine Zeit, wo dieses schändliche Gewerbe wird aufhören müssen, aber Menschen sollen nicht die Ehre haben, es zu bestimmen.

Vierzehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

Die Kreolische Sprache dieser Kolonie ist nichts anders, als ein wieder in die Kindheit zurückgebrachtes Französische; man bedient sich beynahe beständig des Infinitivi und setzt vor und nach die pronomina personalia; Adjectiva kommen selten, Adverbia aber häufiger vor, besonders die vermehrenden, als trés, trop u. s. w. Diese Sprache findet hier Vertheidiger, ob man gleich zugeben muß, daß sie ohne Ausdruck, verworren und übelklingend ist; ich will Ihnen zur Probe etwas hersetzen, was vor ein paar Tagen eine Negerinn zu ihrem Liebhaber sagte, um sich wegen der vorgeworfenen Untreue zu entschuldigen.

Kreolisch.

„Moi étois à la Case a moi; moi étois aprés prepa-
„rer Caffave à moi; Zephir venir trouver moi, li dit
„que li aimer moi, & qu'il vouloit que moi aimer li
„tout.

„tout. Moi repondre li que moi deja aimer mon au-
„tre, & que moi pas capable d'aimer deux. Li dit
„moi que li meriter mieux amour a moi que matelot
„a lui. Moi repondre li, que li capable de meriter
„li mieux, mais que li pas ne gagner li encore. Li
„dit moi que li va gagner li, & tout de suite li faire
„moi violence — — — Ah toi connois comment li
„fort! jugez si gagner faute à moi! Le Ciel temoin
„cher Dombo, de l'Innocence & de fidelité à moi. *)

Uebersetzung.

„Ich befand mich zu Haus, und wollte Manioc
„für mich zubereiten, als Zephir kam und mir sagte, er
„liebte mich, und ich sollte ihn wieder lieben; ich ant-
„wortete ihm, daß ich schon einen andern liebte, und nicht
„zween lieben könnte; er sagte hierauf, er verdiene mei-
„ne Liebe besser als sein Nebenbuhler, ich antwortete,
„daß er sie wohl besser verdienen könnte, daß er sie aber
„noch nicht hätte. Hierauf sagte er mir, er würde sie
„erhal-

*) Um beydes gegeneinander halten zu können, will ich hier eben diese Rede in reiner französischer Sprache hieher-setzen. I'etois dans ma Case, preparant ma Cassave. Zephir vint m'y trouver. Il me dit qu'il m'aimoit & qu'il vouloit que je l'aimasse. Ie lui repondis que j'en aimois déja un autre & que je ne pouvois en aimer deux. Il me dit qu'il meritoit mieux mon amour que son rival; je lui repondis qu'il pouvoit le meriter mieux, mais qu'il ne l'avoit pas encore. Il me dit qu'il l'auroit & à l'instant il me fit violence. Tu sais comme il est fort! Juge s'il y a de ma faute! Le Ciel m'est temoin cher Amant de mon Innocence & de ma Fidelité.

„erhalten, und that mir sogleich Gewalt an — — —.
„Du weist wie stark er ist; urtheile nun, ob ich Schuld
„war! der Himmel ist Zeuge mein Geliebter, von mei-
„ner Unschuld und meiner Treue.“

Diese fade Wendung der kreolischen Sprache rührt vielleicht von der Dummheit her, so die ersten Kolonisten den Negern zutrauten, wenn sie ihnen also wohin zu gehen befehlen wollten, so sagten sie vermuthlich moi vouloir que toi alles là. Diese Art sich auszudrücken ist freylich etwas leichter zu verstehen als die gewöhnliche, und gewöhnlich spricht jeder Anfänger so; allein eine ganze Rede auf diese Art abgefaßt, würde weitschweifig, verworren und schwerer zu verstehen seyn, als wenn sie nach den allgemeinen Grundsätzen der kultivirten Sprachen abgefaßt wäre, überdies mag man sie anwenden wie man will, so geht immer alle Annehmlichkeit und aller Ausdruck verlohren. Es war also sehr unnöthig, diej französische Sprache zu entstellen und zu schwächen, um ein Gewäsch herauszubringen, das nicht einmal dem sich dabey vorgesetzten Zweck der Vereinfachung entspricht, und dies um so weniger, da die Negern eben so leicht französisch lernen als andere Fremde, und ich führe zum Beweis hievon alle diejenigen an, so in Frankreich leben, und selbst die Bedienten der guten Häuser auf St. Domingue.

Dem ohngeachtet hat die kreolische Sprache nun einmal die Oberhand, denn sie wird nicht allein von den Schwarzen, sondern auch von den Weissen so in der Kolonie wohnen gesprochen, und letztere sprechen lieber kreolisch als französisch, es sey nun aus Gewohnheit, oder weil es ihnen besser gefällt.

Die

Die Dichtkunst und die Musik der Kreolen sind eben nicht viel besser als ihre Sprache, und da beyde auf keinem Grundsatz beruhen, so haben es die Komponisten sehr bequem und singen immer aus dem Stegreif. Ein sehr gemeiner und noch dazu schlecht ausgedrückter Gedanke ist ihnen hinreichend, um eine schleppende und Stundenlangdaurende und einförmige Melodie darauf zu machen; zuweilen werden sie nachgeahmt, und dies ist ihre einzige Belohnung, erlauben Sie aber, daß ich ihrer Eitelkeit dies Opfer nicht bringen darf. Sie sind zwar nicht gänzlich ohne Geschmack, wenn aber die Schäfer vom Grindelwald einst Lieder und Gesänge aus dem Stegreif setzen wollten, würden sie wohl von diesen übertroffen werden?

Die Afrikanischen Gesänge hingegen sind weit interessanter, besonders die der Neger von Congo; ihre Musik scheint das Zwitschern der Vögel nachzuahmen, und man kann nicht umhin, die richtige Abmessung, die Schwierigkeit der Ausführung und die Uebereinstimmung des Ganzen zu bewundern, wenn verschiedene zusammen singen. Die Schläge ihrer Kehle, so sich durch mannichfaltige, hohe und langanhaltende Töne auszeichnen, setzen jedermann in Erstaunen; und ihr Lieblingsgesang scheint das dialogirte Duo zu seyn, ein sehr richtiger obgleich vom Ohr allein diktirter Baß begleitet gewöhnlich den so die erste Stimme singt, die er nachher dem andern überläßt, und seiner Seits wieder ihn akkompagnirt, und so wird miteinander abgewechselt.

Die Liebe ist der gewöhnliche Gegenstand des Gesangs dieses lüsternen Volks, allein die Annehmlichkeit, mit der man sie besingt, ist der Hitze, mit der man nach ihr trachtet, nicht angemessen.

Die afrikanischen Tänze sind sehr mannigfaltig, jedoch im Ganzen mehr wollüstig als lebhaft; doch bemerkt man bey einigen schnelle, und sehr verwickelte Pas, so die schwerfälligsten Neger sehr leicht ausführen. Die Neger von Congo zeichnen sich in dem Tanz eben so aus, wie in dem Gesang, und ihre Geschicklichkeit darinn rührt vielleicht von dem außerordentlichen Vergnügen her, so sie darinn finden. Ausnehmend wollüstig und ohne Schaam mahlen sie hier, so wie in andern Dingen, ihre Lieblingsleidenschaft, sie haben daher eine Menge unzüchtiger Stellungen und Bewegungen, so sich darauf beziehen, die bloß nach dem Lärm einer Trommel abgemessen werden, und der Neger und die Negerin so mit einander tanzen, schildern dem Zuschauer sehr deutlich die entstehende, die siegende und die gesättigte Liebe.

N. S. Sie haben vermuthlich so wie ich, öfters über die Schönheit, und über die verschiedenen Begriffe, so sich die verschiedenen Völker, in Beziehung auf ihre ursprünglichen Züge, oder sonderbare Gebräuche der Verstümmelung, davon machen, streiten hören. Sollte es nicht mit Beyseitesetzung alles Vorurtheils und aller Eigenliebe, natürliche Zeichen geben, nach denen man die Schönheit absolut bestimmen könnte? Ich sehe z. B. bey den Europäern, daß die Weisse ihrer Haut mit mehr oder weniger Röthe belebt, nebst der Zartheit ihrer Fibern auf ihren Physiognomien, auch den kleinsten Zug von Schmerz oder Vergnügen ausdrückt, während daß eben dieser physiognomische Ausdruck bey den Negern ganz unmöglich ist, deren harte Züge, und dunkel einförmige Farbe kaum alsdann einige Veränderung wahrneh-

men

men läßt, wenn tödtlicher Kummer sie drückt, oder die äußerste Wuth sie beseelt. Dies halte ich also, unabhängig von allen konventionellen Begriffen über Schönheit, für den natürlichsten Grund, warum man hierinn den Europäern den Vorzug vor den Negern einräumen müsse, und wenn man alle Völkerschaften nach diesem Grundsatz mit einander vergleichen wollte, so würde man vielleicht jeder den ihr zukommenden Grad der Schönheit anweisen können.

Funfzehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

Sie werden vermuthlich nicht ungerne einige nähere Nachricht von der Religion der Sklaven auf S. Domingue hören, ob man sie gleich selbst hier für einen unwichtigen Gegenstand hält.

An der Spitze der Geistlichkeit der Kolonie stehen zwey apostolische Hirten, der, so über die Dominikaner gesetzt ist, residirt zu Port au Prince, und das Oberhaupt der Kapuziner zu Cap François. Beyde vertreten die Stelle der Bischöffe, und genießen deren Vorrechte, auch würden sie wohl die Achtung derselben erhalten, wenn man ihnen erlaubte, ein goldnes Kreuz zu tragen, und sich Monseigneur zu nennen, allein sie sind zu klug, um sich von der Eitelkeit so weit verleiten zu lassen, und sehen wohl ein, daß ihre Stellen mit so großen Vorzügen sehr bald aus ihren Händen in die der Weltpriester übergehen würden.

Ueberdies verlangt die Regierungsverfassung, daß die Religion hier in bescheidenem Gewand erscheinen, und der Form nach gewissermaßen nicht sehr ausgebreitet seyn soll, wie Sie aus nachfolgendem leicht ersehen werden.

Die Kolonie ist in ohngefähr funfzig Kirchspiele abgetheilt, wovon etwas mehr als die Hälfte von Port au Prince abhangen, und von Dominikanern bedient werden, die übrigen so zu Cap Francois gehören, werden durch die Kapuziner besorgt.

Jedes Kirchspiel hat nur einen einzigen Geistlichen, und diese kleine Anzahl ist jedoch hinreichend, um alle Messen so verlangt werden, bestreiten zu können. Es sterben hier sehr viele Leute, und doch sah man hier niemals, so wie in Frankreich, Leichen, deren Begräbniß aufgeschoben werden mußte. *) Wer sich verheurathen will, verheurathet sich, und findet immer einen Priester zu den dabey nöthigen Ceremonien, ob sie gleich mit der Geistlichkeit in Frankreich in einem Verhältniß von ohngefähr 1 zu 60 stehen, welche Vergleichung von dem Zustande der Bevölkerung von S. Domingue hergenommen ist.

Ihr Unterhalt fällt gleichfalls niemanden sehr zur Last, und man kann rechnen, daß jeder Geistliche der Kolonie ohngefähr 5 bis 6000 Livres kostet, und um eine runde Zahl zu machen, wollen wir annehmen, daß die

*) Hierbey ist freylich anzumerken, daß die mehresten Eigenthümer der Pflanzungen, die mehresten ihrer Platz-Negern, in die Savanen der umliegenden Gegend begraben lassen.

die 60 Priester, so hier sowohl auf dem Land als in der Stadt nebst ihren Vicarien angestellt sind, der Kolonie jährlich die Summe von 350000 Livres kosten, so ist diese Ausgabe doch noch erträglich, besonders wenn man sie, alles übrige unverändert, mit dem drückenden Unterhalt der Geistlichkeit in der Hauptstadt vergleicht.

Diese Priester sind auf so weitläufigen Kirchspielen vertheilt, daß verschiedene Pflanzungen vorzüglich aber die auf den Gebürgen zuweilen 3 bis 4 Meilen von ihrem Geistlichen entfernt sind; allein in solchem Fall ist man überein gekommen, die Negers von der Messe zu dispensiren, ja dies geschieht schon wegen kleinern Entfernungen, denn es wäre ungerecht, von ihnen zu verlangen, daß sie die Feyertage zum Meßhören anwenden sollten, die man ihnen zum Bau ihrer eignen Nahrungsmittel erlaubt hat.

Die Weissen haben freylich nicht dieselben Ansprüche auf die Dispensation, allein sie bleiben doch zu Hause, um die Ordnung zu erhalten, sie sind überdieß so wenig böse darüber, daß ihre Sklaven dem Gottesdienst nicht beywohnen können, daß sie es vielmehr gerne sehen, weil sie allgemein glauben, daß die Furcht vor den Strafen, die sie ihnen in dieser Welt nicht schenken, sie weit besser im Zaum hält, als unbekannte Züchtigungen in einer zukünftigen. Da sie überdieß sehr wenig darauf bedacht sind, sie glücklich zu machen, selbst nicht einmal nach ihrem Tod, so sehen sie in der katholischen Religion eine gewisse Gleichheit der Gesinnungen, die bey Sklaven gefährlich werden könnte, wenn man sie genau davon unterrichtete.

Sollte wohl der Pabst hieran gedacht haben, als er den Sklavenhandel billigte? sollte er wohl voraus gesehen haben, daß dereinst die Macht der Kirche, statt sich durch die neuen Niederlassungen in Amerika zu erweitern, eben dadurch mehr und mehr geschwächt werden würde? Schwerlich konnte er sich überreden, daß dieser eben so unmenschliche als unvernünftige Ausspruch, mit der Zeit Schulen hervorbringen würde, wo die Menschen lernten ohne Hülfe seiner stolzen Trabanten zu leben, und wo sie einen kostbaren Gottesdienst verlassen würden, worauf Roms ganze Größe gegründet ist, indem es durch diese Emissars seine Meynungen in einer Hauptstadt auszubreiten, und in Ansehn zu bringen sucht, deren bestes Mark die Kirche verzehrt; sollte bey einem solchen Resultat der römische Hof wohl gleichgültig bleiben können?

In dem merkwürdigen und verderblichen Zeitpunkt der Jesuiten, hatte die Kolonie, so sie zu Priestern angenommen hatte, sehr viel von ihrem unruhigen Geist zu leiden. Sie suchten ihre Herrschaft auf alle mögliche Art mehr auszubreiten, bewarben sich um das Zutrauen der Neger, unterrichteten sie sehr genau in ihrer Religion, zeigten ihnen die Erhabenheit ihres Wesens, die Majestät des Menschen, und seine Hofnungen in der zukünftigen Welt. Durch dergleichen tröstende Unterhaltungen wurde es ihnen leicht sie an sich zu ziehen, und die Neger waren niemals so sehr nach Messen, Predigten und Kirchengebräuchen begierig; auch sieht man leicht ein, was daraus hätte entstehen können. Die jetzigen Geistlichen hingegen, die von keinem Geist des Ganzen wie ihre Vorgänger regiert werden, bemühen sich nicht die Negern zu locken, und begnügen sich blos damit, sie auf-

aufzunehmen, wenn sie von selbst kommen, welches nur selten geschiehr.

Sehr selten verlangt ein sterbender Neger des Plazes seinen Beichtvater, dagegen ist es gar nichts seltenes Neger zu finden, so ihr ganzes Leben in einer Pflanzung ohne Messe, und ohne Beichte zugebracht haben, und am Ende ohne priesterlichen Zuspruch sterben.

Da man sich hier der Sakramente sehr selten bedient, so darf man sich über das Betragen derjenigen, so ihnen vorstehen gar nicht wundern; überzeugt von der Gleichgültigkeit, mit welcher die Sklaven ihr Amt betrachten, sucht der größte Theil von ihnen sich vergnügte Tage zu machen, oder Geld zu sammlen um ihre Sekularisation zu erhalten, und dies ist vielleicht das einzige Geld, so der römische Hof heut zu Tag noch aus der Kolonie erhält.

Stellen Sie sich frisirte und rasirte Kapuziner vor, die gleich den Prälaten gekleidet sind, einen guten Tisch führen, und acht bis zehn Sklaven zu ihrem Dienst haben, und glauben Sie denn noch, daß Mönche, die ein solches Leben gekostet, es freywillig wieder verlassen werden, um als gemeine Bettelmönche wieder in den Unflath ihres europäischen Klosters zurückzukehren? Sie sind gewiß nicht so thöricht es zu thun.

Was soll man aber von dem religiösen Phantom überhaupt halten so hier herrscht? Dieses, daß bey der fortgesetzten tyrannischen Regierung die jetzt im Schwang geht, und bey der schändlichen Sklaverey, so von dem Pabst selbst gebilligt wird, die Gleichgültigkeit der Priester ganz unvermeidlich ist; denn man muß doch mit Verstand zu Werke gehen, und so darf man in der Kir-

che den vereinigten Herren und Sklaven nicht sagen, daß sie alle Brüder sind, weil ein Bruder den andern weder kaufen noch verhandeln darf, und weil die Sklaverey und der Katholicismus Widersprüche gegeneinander enthalten, die man vermuthlich nicht voraus gesehn hat.

Sechszehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

Eine der heftigsten, angebohrnen, nie auszulöschenden, und allen Zeiten und Umständen trotzenden Begierden des Menschen, ist die nach Freyheit. Liebe zur Freyheit beseelt noch sechszigjährige Sklaven, die ihre Eltern als Sklaven kannten, und von ihrer Geburt an, mit lauter Sklaven umgeben waren; so wahr ist es, daß die Freyheit ein Naturrecht ist, nach welchem der Mensch unaufhörlich strebt, ohnerachtet aller Bemühungen der Politik und der Macht, um ihm eine andere Richtung zu geben. Sie ist ein rechtmäßiges, ja selbst ein heiliges Recht, das nur mit dem Leben selbst aufhört.

Da sie nun ein so hohes Gut ist, so erweist man denjenigen, so sie entbehren müssen, die größte Wohlthat, wenn man sie ihnen ertheilt, woraus denn ferner folgt, daß wenn die Eigenthümer der Kolonie den Grundsätzen ihrer Administration getreu bleiben wollen, sie diese Gunst nicht nach Partheylichkeit oder augenblicklichen Launen austheilen, sondern blos allein vorzügliche Dienstleistungen damit belohnen müssen. Dies ist das einzige Mittel, einigen Vortheil dadurch zu erhalten, und Wetteifer unter den Sklaven zu erregen, und auch das einzige, wodurch die Unzufriedenheit über eine willkührliche

auf

auf keinen vernünftigen Gründen beruhende Wahl erstickt werden kann.

Ein junger Neger wird in dem Haus seines Herrn erzogen, das Kind gefällt ihm, und er gewöhnt sich an dasselbe, und spricht es endlich frey, während daß ein treuer Sklave ein Vater vieler Kinder, seit langen Jahren sich in seinem Dienst aufopfert, ohne diese Gunst erhalten zu können. So ungerecht dies ist, so geschieht es nur gar zu oft. Manche von den Einwohnern beklagen sich über die Menge von Freygesprochenen, und wünschten, daß die Sklaverey unauflöslich seyn möchte, und ich glaube, daß sie hierinn selbst dann, wenn sie es von Seiten ihres Eigennutzes betrachten, Unrecht haben. Denn welchen Vortheil könnte man nicht aus dem Freysprechen ziehen, wenn man mit Klugheit dabey zu Werke gienge? und bey diesem Grundsatz dürfte man nicht befürchten, daß es so allgemein werden würde wie es jetzt ist, denn die Laune ist nachsichtsvoll, Gerechtigkeit aber strengee. Was die Mulatten und Mulattinnen betrift, so könnte man sie ohne Bedenken von ihrer Geburt an freysprechen, und selbst die Ehre der Weissen erfodert es, sie aus der dunkeln Klasse von Negern herauszuheben. Sie würden ihrem Interesse nur desto treuer seyn, von den Schwarzen mehr geachtet werden, und die verschiedenen Unterbedienungen, zu denen man sie in den Pflanzungen der Kolonie anstellt, weit besser versehen.

Wozu man sich aber auch hierüber entschließen möge, so muß man doch schlechterdings einmal aufhören, diejenigen zu verkaufen, die weniger schwarz, als die Mulatten sind, und es ist hohe Zeit sie frey zu erklären, denn die Natur macht öfters diesen Handel lächerlich,

indem nicht selten der Sklave weisser ist, als der Einwohner der ihn kauft, obgleich die Verschiedenheit von Weiß und Schwarz von unsern großen Köpfen in Europa zum Merkmal der Sklaverey ist angegeben worden.

Siebzehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

In Europa wo der Boden ohne Bearbeitung keine Früchte trägt, wo die Auflagen stark, der Winter streng, und die Familien zahlreich sind, ist der gemeine Mann gezwungen, unaufhörlich zu arbeiten, wenn er nicht in das äußerste Elend gerathen will. Die Hofnung seinen Wohlstand zu erhöhen, und ihn seinen Kindern zu hinterlassen, hilft ihm auch noch die Arbeit ertragen, so außer seinen nothwendigsten Bedürfnissen erfordert werden.

Der Sklave von Saint Domingue hingegen, dem sein Herr die Leinwand zu seiner Bekleidung, und die Erde zu seiner Erhaltung liefert, der keine Auflagen zu bezahlen hat, kein Eigenthum besitzt, durch die Hitze, und noch mehr durch die täglichen Arbeiten der Pflanzungen ausgemergelt wird, von denen er doch gar keinen Nutzen zieht, muß nothwendig die Arbeit verabscheuen, und die Ruhe der Bewegung vorziehen. Sogar freye Negern, die keine solchen Gründe zur Trägheit haben, zeigen dennoch eine sehr merkliche Neigung zum Müßiggang, und zwar deswegen, weil sie außer dem Einfluß des Himmelsstrichs, der ihnen mit andern Sklaven gemein ist, noch durch Eitelkeit dazu angetrieben werden. Um sich von diesem Beweggrund zu überzeugen, darf

man

man nur auf die Schande Rücksicht nehmen, die auf der arbeitenden Klasse von Menschen von Saint Domingue, (welches die der Sklaven ist) ruht, eine Schande, die sich auf die Hauptgeschäffte der Einwohner erstreckt, und macht, daß man die Arbeit für etwas erniedrigendes hält. Daher kömmt es, daß die Freygelassenen so ohne große Mühe leben können, blos darauf denken, ihr Leben in Ruhe zu genießen, und sobald sie vermögend sind, die Weichlichkeit bis zu dem äußersten Grad treiben. *)

Vergeblich würden die Verächter der Neger ihre Unthätigkeit aus einem Mangel an Vorsicht und Verstand herleiten, weil die Weichlichkeit, wodurch sie sich von den europäischen Völkern unterscheiden, sich ganz natürlich aus den ihnen eignen moralischen und physischen Ursachen erklären läßt.

Gesetzt man wollte in der möglichst kürzesten Zeit die Thätigkeit eines arbeitsamen Volkes ausrotten, wie müßte man dies wohl anstellen? Das Problem ist bereits durch die Regierungsform der Negern in den amerikanischen Kolonien aufgelöst, und ich will die vornehmsten Punkte, so unsre Frage betreffen hierher setzen, es wird dazu erfordert

Erstlich eine unmäßige Arbeit für geizige und grausame Herrn, ohne daß die Neger irgend etwas dadurch gewinnen; dadurch wird frühzeitig in ihrer Seele eine Abneigung gegen alle Arbeit erzeugt.

Zwey-

*) Ein freyer, noch junger und flinker Neger ließ einen von seinen Sklaven sehr weit herkommen, um ihm mit gebieterischem Ton zu befehlen, einen Stock vor seinen Füßen aufzuheben, der ihm aus der Hand gefallen war!

Zweytens die Verachtung der Arbeit, indem man sie zum Loos der erniedrigsten Klasse von Menschen, nehmlich der Sklaven macht.

Drittens wenig Hofnung zum Glück, weil ihre Farbe, ob sie gleich frey sind, dennoch sie zu einer Menge von Privationen verdammt.

Wenn man nun ferner bedenkt, wie sehr der Mensch zur Ruhe geneigt ist, und wie sehr das Bedürfniß ihn anspornen muß, um ihn aus seiner Trägheit zu erwecken, so erstaunt man nicht mehr, daß so mächtige Ursachen wie die so die Negern drücken, bey ihnen eine so tiefe Unthätigkeit erzeugen, daß man sie beynahe für angebohren halten sollte.

Achtzehnter Brief.

St. Domingue 1782.

In dem Augenblick als ich gestern Nachmittag meinen gewöhnlichen Spaziergang aufs Feld anfangen wollte, hielt mich ein eben ankommendes starkes Gewitter davon ab, und ich blieb in der Gallerie des Hauses stehen, unterdessen daß das Gewitter vorübergienge. Von hier aus erblickte ich mitten unter dem herunterfallenden Platzregen, den Blitzen und Donnern, in der Mitte der Savane zwey ganz nackte Neger zu Fuß, so ganz langsam herbeykamen, und von zwey andern Negern zu Pferd begleitet wurden. Ich folgte ihnen mit den Augen bis sie ganz nahe an mich kamen, und erkannte die Negern zu Pferde für zwey Kommandeurs der Pflanzung, und die beyden andern Sklaven waren eben am Bord eines Sklavenschiffs gekauft worden.

Man

Man fieng an die beyden neu angekommenen in einem Trog süßen Wassers vom Kopf bis auf die Füße abzuwaschen, trocknete sie ab, und bekleidete sie mit einem Hemd, einer Mütze und ein paar Hosen von grobem Zeug. Der eine schien ohngefähr dreyßig, der andere vierzehn oder funfzehn Jahr alt zu seyn. Als sie nun ihre Kleider nach eingeführter Gewohnheit erhalten hatten, setzten sie sich beyde auf die Erde, und betrachteten ganz traurig die Umstehenden, die sie ihrer Seits wieder betrachteten.

Von meiner Seite, so wie von der dieser Unglücklichen hatte wie ich glaube, diese Neugierde vieles von derjenigen an sich, so die Erwartung einer Hinrichtung zu erregen pflegt; von Seiten des Käufers hingegen gründet sie sich gewöhnlich blos auf die Beschaffenheit der gekauften Waare; er besichtigt gemeiniglich einen Neger mit denselben Augen mit denen ein Roßhändler die Pferde untersucht, erblickt er einen starken Körper und eine glänzende Haut, so freut er sich über seinen Kauf. *)

Nach einigen Minuten stillschweigender Untersuchung führte man alte Neger von derselben Nation als die neu angekommenen waren herbey, um mit ihnen zu sprechen, und sie nach und nach mit dem Land bekannt zu machen; allein man konnte sie nie dazu bewegen, und sie stellten sich als wenn sie ihre Mutterspracheverges-

*) Man hat hier verschiedene Frauenzimmer gesehen, die Kenntniß genug hatten, um selbst am Bord der Sklavenschiffe ihre Neger einzukaufen. Sie betrachteten und berührten mit großer Aufmerksamkeit gewisse Theile, indem sie vorgaben, an ihnen stärkere und deutlichere Zeichen der guten oder schlechten Gesundheit der Negern zu entdecken.

gessen hätten, ob sie gleich erst seit fünf oder sechs Jahren hier waren. Dieser Eitelkeit sind die mehresten Afrikaner ergeben, sie rechnen es sich zur Ehre nur das Gewäsch der Kolonie zu verstehen, um für Kreolen gehalten zu werden.

So stimmt also alles überein, um das Elend der angekommenen Sklaven zu vergrößern; selbst ihre Landsleute, die einzigen, so ihnen im Anfang ihrer beschwerlichen Dienstbarkeit von einigem Nutzen seyn könnten, verlassen sie zuerst. Darf man sich nun noch über die schleichenden Krankheiten wundern, die diese Ankömmlinge überfallen, und nach und nach aufreiben? Ich für mein Theil wundre mich gar nicht darüber, daß manche von ihnen den gewaltsamen Entschluß fassen, sich selbst zu entleiben, denn der grausame Ausweg der Verzweiflung kommt denjenigen mit Recht zu, gegen die sich die ganze Natur verschworen zu haben scheint. Unterdessen hat man diese doch einigen alten Sklaven anvertraut, die sie in den Arbeiten zu denen sie bestimmt sind, unterrichten sollen.

N. S. Der älteste der beyden Neger, von denen ich hier geredet habe, setzte sich, acht Tage nach seiner Ankunft, wegen einiger Schmeicheleyen so ihm die Weissen gemacht hatten, indem sie ihm mit der Hand unter das Kinn fuhren, kleine Schläge mit dem Stock auf den Kopf gaben, und ins Gesicht spukten, *) in den Kopf, man fände ihn fett genug um gegessen zu werden, und hoh aus Bestürzung darüber auf die Berge. Man setzte ihm nach, holte ihn wiederum ein, und suchte ihm zu ver-

*) Dies sind die gewöhnlichen Schmeicheleyen der Weissen gegen die Neger.

verstehen zu geben, daß die Weissen kein Menschenfleisch äßen; er verfiel aber demohngeachtet in eine heftige Krankheit, die vermuthlich von dem Schrecken herrührte, und so eben erhalte ich die Nachricht, daß er sich in der Hütte erhängt hat.

Neunzehnter Brief.

Saint Domingue 1782.

Sollten Sie wohl glauben, daß ohnerachtet des harten Verfahrens gegen die Neger, und ohnerachtet der unermüdeten Geduld mit der sie alles ertragen, der gröste Theil der Eigenthümer sie als Leute betrachtet, die von Natur ausnehmend boshaft und niederträchtig sind? Diese in der Kolonie beynahe allgemein angenommene Meinung scheint mir so ungereimt, daß ich es nicht begreife, wie ein vernünftiger Mann sie annehmen kann, im Gegentheil, statt den Neger für natürlich lasterhafter zu halten, scheint er mir vielmehr weit sanfter und gelehriger. Urtheilen Sie selbst nach Thatsachen. *

Niemals sieht er von uns einige Beyspiele von Menschlichkeit; man spricht mit ihm von nichts anders, als von schrecklichen Strafen; wir tragen kein Mitleiden mit seinem Elend, folglich ist er mit lauter Qualen umgeben, in der Grausamkeit genährt, und sollte also wahrscheinlich selbst ausarten und hart werden; dennoch fand ich zu meinem großen Erstaunen, wenig von alle dem

bey

*) Eine unmäßige Eifersucht ist der einzige Fehler so man ihnen vorwerfen kann, allein sie haben dies mit weit aufgeklärtern Völkern gemein, die vielleicht nicht dieselben physischen Bedürfnisse haben.

bey ihm. Man nennt ihn einen Undankbaren und wegen welcher Wohlthat? Vielleicht weil man ihm kaum erlaubt sein Leben fortzusetzen? allein der Eigennutz des Herrn widersetzt sich seinem Tod.

Jeder Eigenthümer scheint recht darauf zu studieren, in seinem Gedächtnisse die schlechtesten Handlungen zusammen zu sammeln, so seit langer Zeit von den Negern begangen worden sind, wiederholt sie mit Abscheu und schliest daraus, daß sie nur schändlicher Handlungen fähig sind. Man darf aber gar nicht darüber erstaunen, daß unter der großen Menge Sklaven so die Europäer seit der Gründung der Kolonie martern, sich von Zeit zu Zeit einige fanden, die sich zu rächen suchten; man darf sich eben so wenig wundern, daß sich zuweilen welche von so schlechtem Charakter darunter finden, die sich ihren sie gut behandelnden Herren widersetzen. Europa liefert uns unglücklicher Weise nur zuviel ähnliche Beyspiele, nicht allein in der Klasse der Bedienten, sondern in einer höhern Ordnung von Menschen, die in dem Punkt der Erkenntlichkeit weit feiner denken sollten; wollte man nun daraus den Schluß machen, daß der Europäer nur schändlicher Handlungen fähig sey? Diese Art zu schliessen, so ungereimt sie Ihnen auch scheinen mag, ist jedoch zu Saint Domingue nicht selten, sobald von Negern die Rede ist; wollte ich im Gegentheil alle Anekdoten sammeln die von ihrer Güte zeugen, so würde gewiß die Anzahl derselben diejenigen übersteigen, so ihre Widersacher anführen können.

Einzelne Fakta würden uns zu weit führen, allein im Allgemeinen zu reden frage ich, wie viele sah man nicht ohne Bedenken ihr Leben in Gefahr setzen, um dasjenige

jenige ihrer Herren zu retten? wie viele andere sind nicht aus Traurigkeit über den Tod ihrer Herren gestorben? Wie viele freye und reich gewordene Neger halfen nicht mit Freuden denjenigen wieder auf, die sie freygelassen hatten, und deren Glücksumstände zerrüttet waren.

Ich will versuchen, den von Vorurtheilen eingenommenen Eigenthümern noch einiges Licht zu geben. Man versetze sich mit mir einen Augenblick in das funfzehnte Jahrhundert einige Zeit vor der Entdeckung von Amerika zurück, man lese in jenem Zeitpunkt den Entwurf irgend eines Menschen, wodurch fruchtbare und unfruchtbare Ländereyen durch fremde Leute könnten angebaut werden, wenn nemlich die Weissen Herren und die Negern Sklaven sind, wie es denn wirklich ist. Wir wollen ferner annehmen, daß man die Schwierigkeiten des Kaufs und des Transports der Negern überwunden hätte, und sich blos mit der Polizey dieser Sklavenmenge beschäftigte. Zuerst würde man den Urheber des Entwurfs gefragt haben, auf welche Art er glaubte, daß ein einziger Weisser einige hundert Neger in entlegenen Feldern im Zaum halten könnte? hierauf würde er geantwortet haben: Durch die härtesten Züchtigungen.

Frage. Wer will diese Züchtigungen ausführen, oder seinem Befehl gehorchen?

Antwort. Die Neger seiner Pflanzung selbst.

Frage. Sollten also wohl die unerhörten Arbeiten, zu denen so viele Sklaven verdammt werden, die ungerechtesten Züchtigungen und das Elend, in welchem sie leben, sie nicht endlich gegen ihre Herren empören? Sollte nicht das Gefühl ihrer vereinigten Kräfte bey ihnen aufwachen, um ihre ge-

rechte Rache zu unterstützen, und einige hundert Unzufriedene vor einem einzigen zittern?

Antwort. Ja die Furcht allein würde eine Empörung verhindern können.

Frage. Wer sollte einen so hohen Herrn bedienen.

Antwort. Neger.

Frage. Wer sollte ihm seine Nahrung in einem Lande zubereiten, wo die giftigen Pflanzen so häufig sind, daß man sie bey jedem Schritt mit Füßen tritt?

Antwort. Neger.

Frage. Und wie viel Riegel und Schlösser müßte dieser Mann haben, um während der Nacht seine Person zu sichern; wie viele Waffen müßte er zu seiner Vertheidigung haben?

Antwort. Er würde weder Waffen noch Riegel brauchen, sondern ganz ruhig, bey offnen Thüren mitten unter den Sklaven schlafen können, die er am ärgsten mishandelt hat. *)

Diesemnach würde man vermuthlich den Antwortenden für verrückt gehalten haben; indessen ist doch sein Traum hierdurch ganz erfüllt, und ich frage nun, was man von dem schlechten Charakter der Neger zu denken hat? **)

Zwan-

*) Einige äußerst seltene Ausnahmen können diese allgemeine Antwort nicht ungültig machen.

**) Um sich zu überzeugen, daß nichts weniger als Furcht, sondern blos allein Achtung gegen die Weissen, die Negern im Zaum hält und macht, daß sie sich leicht regieren lassen, darf man nur die Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes bedenken, so dieselben manchmal mitten unter den äußer-

sten

Zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Der schönste Theil der Erde ist meiner Meinung nach der, den Sie bewohnen; in Norden scheint die Natur beständig zu siechen, erzeugt mit Schmerzen, und läßt aus Mangel an Kraft ihre Produkte unvollkommen. In dem heissen Erdgürtel im Gegentheil schafft, bringt zur Reife und zerstört sie gleichsam in einem Augenblick. Nur unter den gemäßigten Himmelsstrichen beobachtet sie die richtige Mittelstraße, und regieret mit Majestät ohne Schwachheit oder Voreiligkeit; die Menschen, so daselbst leben, genießen nicht allein das längste Leben, sondern sie nimmt auch die Menschen von allen Ländern daselbst auf, und diese gewöhnen sich bald und leicht an ihre sanfte Regierung.

Der Amerikaner des heissen Erdgürtels bringt in Europa sein Leben eben so hoch als in seinem eignen Vaterlande, während daß der Europäer in Amerika nur auf Unkosten seiner Tage lebt. Wenn der Himmelsstrich dieser heissen Gegenden nur Wesen von einer geringern Klasse zerstörte, so würde man dabey sehr ruhig seyn und dabey philosophiren können, so aber wird der Mensch eben so wenig verschont als die niedrigsten Kreaturen. Zum Glück kommt die Kunst uns noch zu Hülfe und widersteht der schnellen Zerstörung; allein dazu wird Vorsicht erfordert.

sten Martern gezeigt haben; ferner Rücksicht auf den kriegerischen Charakter nehmen, den sie von Kindheit an in Afrika annehmen müssen, weil sie daselbst in beständigem Krieg leben.

Der Europäer, so hier in der Hitze des Tages reist, fühlt sehr bald einen brennenden Durst, findet er alsdenn eine Quelle und trinkt, so ist dies hinreichend, um ihm eine tödtliche Krankheit zuzuziehen. Das Feuer, so die Sonne beständig in der Atmosphäre verbreitet, verfolgt ihn noch bis in den Schatten und in die kühlesten und entlegensten Gemächer; daselbst martert es ihn mit lüsternen Begierden, und erschüttert die Tugend des liebenswürdigsten Geschlechts, dort endlich siegt seine betäubende Kraft über alles und vereinigt Körper und Seelen in den süßesten Entzückungen.

Wäre der Genuß immer der Maaßstab unserer Kräfte und das Bedürfniß die Regel des Vergnügens, wie sehr müßte man hier der freygebigen Natur nicht danken? So aber giebt es vielleicht keine Gegend in der Welt, wo der Europäer mehr von Begierden geplagt wird und weniger Mittel hat, sie zu befriedigen, und diese häufigen Anreizungen, die eine Folge des Himmelsstrichs sind und ihn erschöpfen, sind weit weniger das glückliche Zeichen eines Ueberflusses, als vielmehr die traurige Würkung einer geschwächten Organisation.

Abends nach Sonnenuntergang, wo die Kühlung den Europäer einladet, die freye Luft zu genießen, droht ihm da der kalte Abendthau. Eben so schädlich ist ihm der Regen, er muß also, wohin er sich wenden mag, beständig auf seiner Hut seyn und gleichsam auf Dornen gehen.

Die Veränderung, so die Gesundheit der Europäer zu St. Domingue leidet, besteht mit kurzen Worten in folgenden:

„Eine

„Eine beständige Hitze mit Feuchtigkeit begleitet „erschlafft und schwächt die Fibern, so unter einem trock„nen und gemäßigten Himmelsstrich von der Natur er„zeugt und genährt worden sind.“

So wird also das Gleichgewicht aufgehoben; die Flüßigkeiten erhalten das Uebergewicht und der Europäer wird stech. Ich rede aber hier nicht von alten Leuten, deren Fibern vom Alter ausgetrocknet, den Flüßigkeiten nur zu sehr Widerstand leisten. Der Himmelsstrich von St. Domingue ist, indem er diese tödtliche Spannung mindert, ihnen in dieser Rücksicht weit günstiger als der von Europa. Allein junge Leute von entgegengesetzter Beschaffenheit empfinden auch ganz andere Würkungen davon.

Außer dieser allgemeinen Ursache der Schwächung, von der niemand ausgenommen ist, giebt es noch schwerere, schnellere, und die öfters den Neuangekommenen den Tod zuziehen. Ein junger Mensch z. B. kömmt mit derselben Menge Bluts, die er in Europa hatte, hier an, allein die größere Hitze subtilisirt es, und macht, daß es einen größern Raum einnimmt. Alsdenn werden die Gefäße zu klein um es zu fassen, und es entsteht eine mit Blutstürzen begleitete Entzündungskrankheit daraus *).

*) Dies oft wiederholte und durch die Erfahrung bestätigte Zeichen hat vermuthlich zu dem in der Kolonie allgemein herrschenden Gebrauch Anlaß gegeben, den Neuangekommenen zur Ader zu lassen, sobald sie krank werden. Oefters ist zwar eine Aderlässe sehr nützlich, weil die ankommenden Europäer für dieses Land gewöhnlich zu viel Blut haben,

Hierauf könnte man vielleicht einwenden, daß der menschliche Körper nicht mit jenen hydraulischen Maschinen, so von Menschenhänden gemacht worden, kann verglichen werden, die nur einerley Art von Bewegung haben; man könnte z. B. behaupten, daß die Natur sich nach den Veränderungen des Himmelsstrichs richtet, und daß also der Europäer, so in Amerika lebt, nur die nöthige Menge Bluts hat.

Es ist wahr, daß unser Körper sich nicht wie eine von Menschenhänden gemachte hydraulische Maschine behandeln läßt, indem die Natur durch die mannichfaltigen Modifikationen des Spiels unsrer Fibern sich eine unendliche Menge Auswege vorbehalten hat, die alle stärker oder schwächer das Leben befördern, je nach der Richtung, die sie erhalten hat und mehr oder weniger verhindert worden ist. So geräth z. B. die Pflanze, so aus Europa nach Amerika versetzt wird, daselbst nicht so gut als der Hund und das Pferd, weil sie in ihren Lebenskeimen weniger verwickelt, und dem Einfluß der Luft und der Erde weit stärker ausgesetzt ist, und folglich ausartet und zerstört wird, sobald die Verbindung der zu ihrem Leben nöthigen Elemente verändert wird. Der Mensch aber, der unter allen Thieren die vollkommenste Organisation zu besitzen scheint, dessen Körper die mehresten zur Erhaltung des Lebens dienenden Kombinationen enthält, kann daher auch den Veränderungen des Himmelsstrichs am besten widerstehen; und es ist nichts seltenes,

ben, indessen ist diese Regel doch nicht untrüglich, und es wäre zu wünschen, daß die Aerzte die Temperamente ihrer Kranken besser studirten, um tödtliche Irrthümer zu vermeiden.

tenes, daß Europäer in Lappland sowohl als in Ostindien leben können.

Alles dieses ist sehr wahr, verhindert aber dennoch nicht, daß eine Leibesbeschaffenheit, so für den Norden geschaffen ist, in Süden vieles von ihrer Kraft verliert, und daß sie, wenn sie plötzlich in ein für sie zu heisses Klima versetzt wird, öfters nicht so schnell als nöthig wäre, nachgeben kann, und daher durch die Rarefaktion der Säfte Ueberfüllungen entstehen müssen, woraus, wenn man nicht bey Zeiten zu Hülfe kommt, Entzündungskrankheiten entstehen können.

Manche krank hier angelandeten Europäer befanden sich plötzlich mitten in der stärksten Krisis besser, und starben bald darauf; man öffnete einige davon, und schloß aus der großen Menge ausgetretenen Bluts in dem Unterleib, daß der Blutsturz, so ihnen den Tod zugezogen hatte, die Schmerzen gestillt hätte, indem er die zu sehr angefüllten Gefäße ausleerte.

Da aber nicht alle Leibesbeschaffenheiten einander gleich sind, so haben auch nicht alle dasselbe zu befürchten, obgleich die starken sanguinischen Temperamente in Amerika am häufigsten angetroffen werden. Der stärkste Europäer ist indessen hier nicht immer der gesündeste, denn seine heftigen Leidenschaften, denen er unterworfen ist, und die ihn öfters zu Ausschweifungen verleiten, machen öfters seine Stärke selbst zur Ursache seines Todes.

Der heftige Himmelsstrich von Saint Domingue gleicht dem Sturmwinde, so die stolze Eiche zu Boden wirft, während daß er den schwachen Strauch verschont, der sich vor ihm beugt. Die alten Einwohner der In-

sel und alle die, so man an das Klima gewöhnte (acclimatés) nennt, selbst die Kreolen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts haben sehr wenig Farbe und sind gewöhnlich mager; ihr durchgängig schlechtes Ansehen zeugt von dem Druck des Himmelsstriches; ich halte indessen dafür, daß man einige Vorbauungsmittel anwenden kann, um nicht ein Opfer desselben zu werden.

Erstlich. Weder Nachtwachen noch Hasardspiele .... denn das Blut ist wegen der häufigen Ausdünstung hier ohnehin schon so sehr zur Entzündung geneigt, daß man sich mehr als irgend anderswo hüten muß, diese Anlage durch langes Wachen und Spiel zu verstärken.

Zweytens. Man setze sich weder dem Regen noch der Abendluft aus .... denn die Poren, so durch die große Hitze geöffnet worden und sich schliessen, hemmen die Transpiration, und diese Würkung würde der Regen, vorzüglich aber der Abendthau hervorbringen, der hier weit durchdringender und häufiger ist, als in dem heissen Erdgürtel.

Drittens. Keine Ausschweifung in den Nahrungsmitteln .... diese ist um so gefährlicher, da der Magen unter allen innern Theilen hier am ersten geschwächt wird.

Viertens. Wein trinken, doch nur wenig .... In Menge zu sich genommene Getränke erhitzen das Blut, statt daß der mäßige Gebrauch derselben die geschwächten Fibern stählt und die Unordnungen hebt, so durch eine zu häufige Transpiration verursacht werden. Ein Mensch von mittelmäßigem Temperament, der zu

St.

St. Domingue blos Wasser trinken wollte, würde gar bald ganz von allen Kräften kommen.

Fünftens. Ein mäßiger Gebrauch des Kaffees scheint dem Klima angemessen .... er bringt das durch häufige Ausdünstungen verdickte Blut wieder in Bewegung, und vermindert die durch die große Hitze verursachte Erschlaffung der Gefäße.

Sechstens. Bewegung, ohne sich vor dem Schweiß zu fürchten .... denn wer sich hier wohl befinden will, muß beständig ausdünsten. Wird diese Absonderung zurückgehalten, so ist sie um desto gefährlicher, je heisser das Klima ist, weil die Säfte schneller in Gährung gerathen und die schlimmsten Folgen nach sich ziehen.

Siebentens. Ein allzu mäßiger Beyschlaf würde hier eben so schädlich werden, als die entgegengesetzte Ausschweifung .... denn je mehr das Blut erhitzt ist, desto schlimmere Folgen würde die Anhäufung der hitzigen Saamengeister in demselben verursachen.

Achtens. Wenig Verdruß, wenig Arbeit, und viele Zerstreuung .... Diese Lebensordnung ist zwar in allen Ländern nothwendig, hier aber wird sie zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich erfordert. Ausserdem giebt es noch viele besondere Bemerkungen, die jeder über sein Temperament anstellen muß, um sich darnach zu richten.

Ein und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Der Ertrag der Ländereyen von St. Domingue, so in Europa oder in den Häfen der Kolonie zu Geld gemacht wird, ist die Grundlage alles Glücks, so man daselbst erlangen kann. Die Eigenthümer selbst ziehen nicht den größten Theil davon, sondern die Aufseher, Oekonomen, Zuckersieder und Schreiber, so auf den Pflanzungen angestellt sind, ferner die Schiffer, Kommissionairs, ihre Bedienten; Künstler, Handwerker und Kaufleute, so in der Stadt, nebst den Geistlichen und Aerzten, so hin und wieder auf dem Lande wohnen. Zu diesen allen gesellt sich noch die Justiz mit ihrem gefräßigen Anhang, die verhältnißmäßig hier weit zahlreicher ist, als in Frankreich, und hilft den Antheil des Landmannes vermindern *).

Ohne aber von den Eigenthümern zu reden, so auf ihren Gütern wohnen, wollen wir annehmen, daß sechstausend

*) Die Prokuratoren der beyden hohen Räthe von St. Domingue gewinnen, ohnerachtet der neuen Taxe, die sie einschränkt, noch immer sehr viel. Man findet welche zu Cap francois, so jährlich 10000 Thaler einnehmen. So findet man auch zu St. Domingue eine Menge schädlichen Ungeziefers, dessen Ausrottung großen Vortheil bringen würde, allein wie und wodurch will man es ausrotten? und wer wird ein Mittel dazu vorschlagen? Die Käfer legen Puppen nieder, die nachher die Leinwand und alles zerfressen, woran sie sich hängen; eine Art Milben, die in großer Menge vorhanden sind, zerfressen die Bücher, wenn man sie nicht oft auspocht und umschüttelt u. s. w.

tausend Weisse in der Kolonie in Diensten stehen oder sonst ein Gewerbe treiben. Diese Anzahl ist freylich übertrieben, und ich thue es mit Vorsatz, um die Wahrscheinlichkeit des Glücks, so sich die Europäer versprechen, die ihr Vaterland verlassen, um sich dort zu bereichern, größer anzugeben als würklich ist.

Von dieser angenommenen Zahl von sechstausend werden jährlich durch Todesfälle oder Rückkehr nach Frankreich höchstens dreyhundert Stellen erledigt; und dies ist also die größte Aussicht, so St. Domingue jährlich den Bedürfnissen oder der Haabsucht der französischen Jugend darbietet. Wenn man nun die Gerichtspersonen hievon abrechnet, die von dem König bestellt werden; ferner die Kaufleute und Kommissionärs, die sich durch ansehnliche Fonds Kredit erwerben müssen, wie auch Künstler und Handwerker, so nur durch Leute von ihrer Art können ersetzt werden, was wird am Ende für die große Menge junger Europäer übrig bleiben, die nach St. Domingue kommen ohne Geld, ohne Kredit und ohne irgend ein Talent blos allein in der Hoffnung durch ihre weisse Figur ihr Glück zu machen? Höchstens zweyhundert erledigte Stellen unter den Aufsehern und andern Bedienten der Pflanzungen, und unter den Komtoirbedienten der Kaufleute. Allein diese Stellen, womit man anfangen muß, werfen nur sehr wenig ab und reichen gerade zum Unterhalt hin, ob sie gleich sehr viel Fleiß und Arbeit erfordern.

Die Stellen als Zuckersieder und Oekonome werfen mehr ab, und setzen einen jungen Mann von gutem Betragen in Stand, binnen funfzehn Jahren dreyßigtausend Livres mit Aufopferung seiner Gesundheit zu gewinnen,

winnen. Die Aufseher der Prokuratoren haben wohl bis 12000 Livres Gehalt und den Tisch, allein ein grosser Theil von ihnen steht lange nicht so gut, überdies sind nicht alle, so sich darum bewerben, so glücklich, diese Stellen zu erhalten, und selbst die Auserwählten kommen selten vor einem hohen Alter dazu.

Ich komme nun zum Resultat. Wir haben für die Kolonie St. Domingue zweyhundert erledigte Stellen jährlich für junge Leute angenommen, die keine weitern Talente haben, als ein Bischen Rechenkunst; folglich würden zweyhundert und funfzig Menschen vollkommen hinreichen, um die ledigen Stellen auf dem Lande und in den Komtoiren zu besetzen, weil die Gefahr der See und die Würkung des Klimas im ersten Jahr höchstens den fünften Theil davon wegrafft. Es kommen aber jährlich über fünfhundert mit den Schiffen an, wo bleiben also die übrigen? Diese, nachdem sie vergeblich von einer Pflanzung zur andern geirrt, um Dienste zu erhalten, an den Thüren aller Kaufleute vergebens angeklopft, überall abgewiesen worden, ohne Geld, ohne irgend eine Stütze, von ihrem Elend um so mehr gedrückt, da Armuth nirgendwo mehr verachtet wird als hier, selbst von den Negern, diese, sage ich, finden sehr bald durch die vereinigte Würkung der Verzweiflung und des Himmelsstrichs das Ende ihres Elends und ihres Lebens. So kömmt die Hälfte dieser unbesonnenen Jugend um, die nach den Kolonien seegelt, ohne sie zu kennen, und die in Frankreich ein glücklicheres Leben hätte zu erwarten gehabt, wenn sie da geblieben wäre und dem Staat Unterthanen erhalten hätte.

Möchten doch diejenigen, so in Versuchung stehen, die Anzahl dieser unglücklichen Schlachtopfer zu vermehren, und in deren Hände dieser Brief geräth, ihn mit der größten Aufmerksamkeit lesen und beherzigen; er ist von einem Herzen diktirt, das mehr als einmal Mitleid mit dem Elend fühlte, von dem ich sie gern verschont wissen möchte. Möchten sie doch überzeugt werden, daß einen besonders heut zu Tage sehr seltenen Glückszufall ausgenommen, sie hier weit weniger Auswege finden können als in Frankreich, und daß, wenn man ihnen die genaue Liste aller derjenigen vorlegte, die dem Elend unterliegen, im Gegensatz der wenigen, so ihr Glück machen, keiner von ihnen einen so gefährlichen Schritt wagen würde.

Als die Kolonien noch in ihrem ersten Anfang waren, so gab die kleine Anzahl von Fremden den Ton an, allein ihre häufigen und vielfältigen Besuche und die Menge ihrer Niederlassungen haben alles verändert, so daß die große Konkurrenz, so unter der Menge Menschen der Hauptstadt statt findet, allen Vortheil auf die Seite der Pflanzer gebracht hat.

Bestünde die Anzahl derer, so ihr Vaterland verlassen, um nach den Kolonien zu reisen, noch wie ehemals aus dem Auswurf der europäischen Gesellschaft, so würde ich es nicht der Mühe werth gehalten haben, die Augen derjenigen zu öffnen, die nur einen unvollkommenen Begriff von den Kolonien haben; da aber viele rechtschaffne Leute dahin reisen und daselbst wohnen, deren Erhaltung im Ganzen sowohl als im Einzelnen ihrem Vaterlande sehr kostbar ist, so halte ich dafür, daß diese Nachricht von einigem Nutzen seyn kann.

Zwey und zwanzigster Brief.

St. Domingue 1782.

Wenn man den Luxus betrachtet, so in dieser Kolonie vorzüglich herrscht, so sollte man anfänglich auf die Gedanken gerathen, daß hier nicht sowohl das Sammeln als vielmehr das Genießen der Zweck der Einwohner ist. Betrachtet man aber die wenige Sorgfalt, so dieselben auf die Benutzung ihrer Ländereyen, auf die Zierde ihrer Wohnungen, und die Pflanzung der Bäume verwenden, so wird man geneigt zu glauben, jeder sey im Begriff wieder nach Frankreich zurück zu kehren. Dieser Widerspruch läßt sich folgendermassen erklären; alle Europäer, so zu St. Domingue leben, sind aufrichtig willens nach Frankreich zurück zu kehren, sobald sie sich etwas erworben haben; allein soll wohl der Eigenthümer oder sein Stellvertreter der auf dem Lande mit Sklaven umringt lebt, die ihn verabscheuen, und die er hinwiederum verachtet, und bey dem die drückendsten Geschäfte mit den traurigsten Gedanken abwechseln, soll dieser noch seine traurige Existenz mit einer strengen Oekonomie belasten? Gewiß er hat der Ruhe und des Wohllebens zu sehr nöthig, um die Härte seiner Einsamkeit zu ertragen, und dies ist meiner Meynung nach die Ursache seines Luxus.

Dieser Luxus besteht in einem guten Tisch, in einer großen Menge Bedienten, und einem oder zwey Wagen; diese Ausgaben zusammen gerechnet, betragen nicht nur des Jahrs über eine große Summe, so von der Ersparniß desjenigen, der sie macht, abgeht; sondern sie gewöhnen ihn auch an sehr kostbare Bedürf-

nisse,

niſſe, und erweitern ſeine Begriffe von Glück ſo ſehr, daß er nie genug zu haben glaubt, um in Frankreich bequem leben zu können. Indem er alſo genießt, während daß er ſammelt, und mit dem Genuß ſeine Bedürfniſſe erweitert, ſo entfernt ſich das Ziel ſeiner Rückkehr nach Frankreich immer mehr und mehr von ihm. Dies begegnet vielen Eigenthümern, derer Schulden ſich nach und nach häufen, die aber dieſe Zerrüttung ihrer Glücksumſtände ganz ruhig mit anſehen, damit ſie nicht nöthig haben, ihren gewöhnlichen Aufwand einzuſchränken.

Die Armateurs der Hauptſtadt halten ſie hierauf durch Vorſchüſſe aller Art auf dem Lande feſt, und betrachten ſie blos noch als Agenten, die unaufhörlich arbeiten, die reichen Ladungen vollſtändig zu machen, deren Vortheil eben dieſe Armateurs weit glücklicher und ruhiger in dem Vaterlande genießen. Denn obgleich der Luxus der Städte in der Kolonie dem des Landes nichts nachgiebt, ſo iſt doch dabey dieſer Unterſchied anzumerken, daß die weiſſen Städte-Bewohner entweder Kommißionairs oder Kaufleute ſind, und alſo einen ſicherern Gewinnſt haben, als die Beſitzer der Ländereyen, weil ſie weder von der trocknen Jahrszeit, noch von dem Sterben der Neger und des Viehes einigen Schaden leiden können.

Unter den verſchiedenen Wegen hier ſein Glück zu machen, iſt derjenige für jeden der einigen Fonds hat, der ſicherſte, ſich als Kommißionair in einer Stadt niederzulaſſen, wenn ſonſt nur die Pflanzer richtig mit der Zahlung einhielten. Der Kommißionair iſt eine Art Mäkler, der zugleich die Geſchäfte des Pflanzers, und

die

die des Armateurs in Europa besorgt. Während daß der Pflanzer seine Felder anbaut, und die Früchte einärndtet und transportirt, nimmt sie der Kommißionair in seine Vorrathshäuser auf, und übernimmt den Verkauf oder die Einschiffung derselben; seine Kommißionsgebühren, ohne für diejenigen, so sie erlegen, sehr drückend zu seyn, machen wegen der Menge Pflanzungen, deren Geschäfte er besorgt, für ihn ein sehr beträchtliches aus. Ferner liefert er dem Pflanzer alle europäischen Waaren, die er nöthig hat, und erhandelt sie aus der ersten Hand, nämlich von dem Schiffer; auf diese Art ist der Pflanzer von St. Domingue des Absatzes seiner Früchte und des Empfangs alles dessen, was er nöthig haben könnte, gewiß, ohne seine Arbeiten einen Augenblick verlassen zu dürfen.

Hieraus erhellt deutlich, daß die Kommißionairs bey der Administration der Geschäfte der Kolonie ihren guten Theil Nutzen haben, und daß sie nicht blos Blutigel sind, wie manche Kolonisten sie mit Unrecht nennen, sondern gewisse nothwendige Vermittler zwischen dem Pflanzer von St. Domingue und dem europäischen Armateur; sie verdienen daher Achtung, und man darf in den verschiedenen Verhältnissen, in denen sie mit den Pflanzern stehen, die Waage nicht immer zum Vortheil der letztern sinken machen.

Der Kommißionair ist freylich auf dem Wege sein Glück zu machen weit weniger Gefahren ausgesetzt als der Pflanzer; wenn hingegen aber der Pflanzer die Vorschüsse anhäufen läßt, welches oft geschieht, und seinen Komissionair nicht bezahlt, so zuweilen geschieht, so muß doch der letztere noch einige Mittel behalten, sein

Geld

Geld wieder zu erhalten. Ueberhaupt wird es dem Pflanzer von St. Domingue viel zu leicht, sich theils bey seinem Kommissionair, theils bey den Kapitainen der Kauffartheyschiffe in Schulden zu stecken, er macht also Gebrauch davon, und der Schutz der Regierung sichert ihn vor der Reue.

Zwar berechtigen die Gesetze den Gläubiger nicht nur zur Beschlagnehmung des Mobiliarvermögens, sondern auch zu der der Ländereyen und der sowohl eingeerndeten als noch stehenden Früchte, dies ist sehr wahr, aber auch eben so unausführbar. Denn dazu werden so unendliche und so kostspielige Formalitäten und eine solche Menge vorläufiger Processe erfodert, bevor man eine würkliche Vollmacht zur Beschlagnehmung erhalten kann, daß auch der härteste Gläubiger sich scheut, sich in dieses juristische Labyrinth einzulassen. Man sollte es kaum glauben, daß in einem Lande, wo der Durst nach Gold allgemein ist, weil man nur dahin geht, um sich zu bereichern, die Gläubiger dennoch gelinder verfahren, als anderwärts; da sie aber dennoch lieber ihren Kreditoren zehn bis zwanzig Jahre lang nachsehen, bevor sie den Weg des Rechts erwählen, so folgere ich daraus, daß letzterer für unzureichend gehalten wird.

Man muß freylich den Pflanzer allezeit zu begünstigen suchen, zugleich aber auch es ihm nicht zu leicht machen, seine Oekonomie zu zerrütten; gierig nach Genuß vergleiche ich ihn jungen Leuten von vornehmen Familien, die wohl oder übel erzogen, ihr Vermögen entweder erhalten oder gänzlich durchbringen.

Wenn der verschwenderische Pflanzer die Folgen seines Schuldenmachens und unbesonnenen Betragens fühlte, wenn er sich manches müßte abgehn lassen, so würde die Furcht vor einer solchen Strafe den andern zur Warnung dienen; da er aber seine unmäßigen Ausgaben nicht einschränkt, wie öfters diejenigen thun, so jemals bezahlen zu können verzweifeln, so muß man, das Häßliche und Ungerechte eines solchen Verfahrens ungerechnet, eingestehen, daß es hier der Regierung an einer gesunden Politik mangelt. Um Sie von allem diesem besser zu überzeugen, will ich Ihnen eine kleine Schilderung von dem machen, was bey schlecht stehenden Pflanzern zu geschehen pflegt.

Der Anfang des Verfalls einer Pflanzung äussert sich durch eine Verminderung der Arbeiter und des Viehs, denn der Luxus wird immer zu allerletzt eingeschränkt; da die Wieder-Ersetzung der entweder gestorbenen oder flüchtig gewordenen Negern, aus Mangel an Geld oder Kredit nicht geschehen kann, so ist man genöthigt die Arbeit mit den übrigbleibenden allein zu besorgen, deren Zahl immer abnimmt; so wie sich nun die Arme vermindern, sucht der Eigenthümer denselben Nutzen noch zu erzwingen, und findet es unmöglich, er wird hart und grausam, und seine Leute unzufrieden; Krankheiten und Desertion sind die Folgen seiner Tyranney und sein Feld bleibt unangebaut liegen. Diese Schilderung ist gar nicht übertrieben vielmehr nur zu gewöhnlich in der Kolonie, und ich will hier ein Beyspiel anführen so in der Gegend von Cap Francois sehr bekannt ist.

Ein unternehmender thätiger Mann hatte eine Zukkerplantage gekauft, und da er sich dieserwegen stark in

Schul-

Schulden gesteckt hatte, so wollte er eine starke Einnahme zu Wege bringen, um bezahlen zu können; allein seiner Arbeiter waren wenig, und er machte sie durch unmäßige Arbeit unzufrieden; verschiedene seiner Neger starben unter den Strapazen, und zwanzig andere nahmen die Flucht, und es blieben ihm kaum noch einige dreyßig zum Bau eines ansehnlichen Stück Feldes. Indessen erhaschte man die Flüchtigen wieder, und brachte sie zur Pflanzung zurück; auf dieselbe Arbeit erfolgte wieder dieselbe Desertion, dennoch lies sich der Herr durch alles dieses nicht belehren, er bestand nun darauf, und wollte seine Sklaven mit Gewalt zum Gehorsam zwingen; allein sie giengen nur noch des Nachts aus, um ihren Unterhalt zu stehlen. Da nun diese Unordnung für den Eigenthümer sehr kostbar wurde, so brachte er es endlich dahin ihren Aufenthalt zu entdecken, und da er verzweifelte sie zu bändigen, faßte er den Entschluß sie auszurotten.

Achte davon wurden erschossen, fünfe verbrannt, die übrigen starben unter der Peitsche einen einzigen ausgenommen, dem man ein Bein abschnitt, um ihm die Möglichkeit der Flucht zu vernichten, worauf der Unglückliche sich aus Verzweiflung den Bauch aufschnitt. Allein laßt uns unsre Augen von diesen Abscheulichkeiten wegwenden, und den Anblick derselben wenigstens dem Land überlassen, so sie erzeugt hat, und allein sie mit kaltem Blut betrachten kann!

O ihr meine glücklichen Landsleute, die ihr durch nichts in diese barbarischen Gegenden gerufen werdet, hütet euch vor einer eitlen Neugierde! Bevor ich selbst hieher kam, und das Maas der Laster, so die Mensch-

heit entehren, kannte, schätzte ich eure Tugenden lange nicht nach Verdienst; jetzt aber werfe ich mich vor meinem Vaterlande nieder, und brenne vor Begierde, wieder dahin zurück zu kehren. Dieser neue Lichtstrahl wird wohl die schönste Frucht meiner Reisen seyn; möchte ich sie doch bald in Ruhe genießen können! Was man auch hier sagt, daß jeder durch das Beyspiel verdorben wird, so kann ich doch in Wahrheit versichern, daß ich statt von der verderblichen und tyrannischen Schwelgerey, die mich umgiebt, verführen zu lassen, vielmehr nur ein ekelhaftes Bild des Geizes und ein erlogenes Glück sehe.

Drey und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Sollten es mir wohl die Frauenzimmer verzeihen, wenn ich mit der Freymüthigkeit eines Beobachters von ihnen rede? Ich werde ihren Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihre Annehmlichkeiten bewundern, aber auch ihrer Fehler erwähnen. Die Kreolischen Damen von St. Domingue sind überhaupt wohlgebaut, zwar wenig lebhaft, dagegen hat ihre Physiognomie etwas anziehend zärtliches, das eben so verführerisch ist als die Lebhaftigkeit; warum entstellen sie doch diese natürlichen Annehmlichkeiten durch Grimassen die in einem gewissen Alter unerträglich sind? Ihre Lieblings-Sprache ist das Kreolische, ein fades Gerede, so man unnöthiger Weise für eine Menschenart erfunden hat, die man für zu dumm hielt, um eine andere Sprache zu lernen. Diese Vorliebe für das Kreolische

ist

ist von ihrer Seite sehr zu bewundern, warum setzen sie willkührlicher Weise dem Ausdruck ihrer Ideen Gränzen, oder sollte wohl dies Jargon hinreichen, sie auszudrücken? Ich will hierüber nichts bestimmen, denn ob man sie gleich in einer gänzlichen Unwissenheit erhält, so haben sie doch vermuthlich die ihrem Geschlecht eigne Einbildungskraft, ihre Unterhaltung aber schien mir zu frey. Muß man ihnen dies sagen? . . . daß sie mit einem sittsamen Ton weit mehr gefallen würden? Mit Nebenbuhlerinnen umgeben, die ihnen durch ihr wollüstiges Betragen, auf welches sie weder Anspruch machen können noch sollen, gefährlich werden, sollten sie dieselben mit ganz andern Waffen zu bekämpfen suchen, wodurch der Sieg sich bald auf ihre Seite neigen würde; möchten sie doch anstatt des unanständigen Betragens der lüderlichen Weibsbilder, lieber unsre schönen Europäerinnen nachahmen, und ich verspreche ihnen den besten Erfolg davon!

Doch alles dies ist schlechter Ton und Kleinigkeit, und ich komme zu einem andern weit wesentlichern Punkt. Ich weis nur einen Fehler an ihnen zu finden, dieser ist aber so schlimm, daß er beynahe einen härtern Namen *) verdient; es ist ihre übertriebene Härte gegen ihre Sklaven, wodurch sich hier dasjenige Geschlecht am stärksten auszeichnet, so vorzüglich zum Mitleiden geschaffen zu seyn scheint. Sollte man wohl glauben, daß die grausamste Tyranney öfters von einem

*) Manche Damen in der Kolonie, die in jeder Rücksicht Achtung verdienen, beweisen, daß keine Regel ohne Ausnahme ist.

Frauenzimmer ausgeübt wird? und doch, wer hat wohl mehr Schutz und Nachsicht nöthig, als dies Geschlecht? Was würde aus ihm in der Gesellschaft werden, wenn das Maas der Kräfte eines jeden Wesens auch das Maas seiner Macht wäre? Ihr eignes Interesse erfordert demnach, daß sie das Recht der Gewalt nicht brauchen, sondern dasjenige der Sanftmuth, so ihnen die Mannspersonen nicht streitig machen. Wenn sie sich aber in Rücksicht ihrer Sklaven so weit davon entfernen, so ist es vielleicht eben so sehr die Würkung ihrer Eifersucht wegen dem Vorzug so ihnen die Weissen ertheilen, als eine allgemeine Folge der schlechten Erziehung in der Kolonie. Mitten unter dem Despotismus und dem Mistrauen erzogen, werden sie von Kindheit an gewöhnt, das Blut der Negern fließen zu sehen, wie sollte sich ihr Herz dabey nicht verhärten?

In Europa zielt von früher Jugend an alles dahin ab, das Gefühl des Mitleidens in uns zu entwikkeln; Eltern und rechtschaffne Erzieher ergreifen alle Gelegenheit, um durch Beyspiele und Lehren das Mitleiden gegen Unglückliche zu verstärken und einzupflanzen. Allein seitdem die Kolonien existiren, hat wohl noch nie ein Vater zu seinen Kindern gesagt: „Habt Mitlei„den mit euren Sklaven, sorgt zu allen Zeiten für sie, „besonders wenn sie krank und alt sind. Dies ist nur „eine schwache Entschädigung für den niedrigen Stand „zu dem ihr sie verdammt, und für die unmäßigen Ar„beiten, die sie verrichten müssen, um eure Reichthümer „zu vermehren.“

Viel-

Vielmehr ist folgendes die Sprache der Väter.

„Die Negern sind von Natur boshaft, seyd mis-
„trauisch, streng, ja selbst grausam gegen sie und euer
„Erbtheil wird sich vermehren. “

Vier und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Unmittelbar nach der Niederlage des Herrn von Grasse zählte man hier zwanzigtausend Mann theils französischer, theils spanischer Truppen, die auf dem Kap und den umliegenden Gegenden zerstreuet lagen. Dieser furchtbare Koloß, so in Europa von zwey großen Mächten formirt und mit ungeheuren Kosten in die neue Welt geschickt worden, wird durch Unthätigkeit, Ausschweifungen und die Würkungen des Himmelsstrichs zum Theil hingeraft und täglich mehr geschwächt; er, der ein beträchtliches Land besetzen und erobern sollte, hat jetzt kaum ein Stück Feld zu seinem Begräbniß *).

Es ist allerdings ein trauriger Anblick, und eine fürchterliche Lehre für die Zukunft, daß eine so glänzende Armee in einer Zeit von drey Monaten auf Zweydrittel herunter geschmolzen ist; das Soldatenhospital ist so voll von Kranken, daß man kaum hinein gehen kann; und wenige kommen wieder heraus, doch sollen die See-

*) Der Begräbnißort auf Kap Francois ist so klein, daß man gezwungen ist, die alten Gräber lange vorher zu eröfnen, bevor die Körper verwest sind, und dieser öffentliche Kirchhof liegt an einem der Haupteingänge der Stadt, nicht weit von einem sehr besuchten Spaziergange.

und Landofficiere gut abgewartet werden. Sollte es denn nicht möglich seyn, die zahlreichere Klasse mit beybehaltenem Verhältniß eben so zu behandeln, die ohnehin von aller Hülfe entblößt ist, nämlich diese unglücklichen Matrosen und Soldaten, die sich vor einem rühmlichen Tod nicht scheuten, und deren Leben doch auch für Etwas zu rechnen ist?

Ich selbst bin so eben der Gefahr entgangen, und dies hat mich bisher verhindert, Ihnen zu schreiben; ein hitziges Fieber, so mich überfiel, hat mir alle Kräfte geraubt, und kaum noch die Haut auf den Knochen gelassen, und ich mußte hintereinander weg so viele Arzneyen nehmen, daß ich dadurch mehr als durch die Krankheit selbst erschöpft worden bin. Indessen war dies nothwendig, denn die europäische Behandlungsart derselben Krankheiten ist auf St. Domingue nicht anwendbar, und die Vorsichtigkeit unsrer Aerzte würde hier eine tödtliche Langsamkeit werden; denn das Uebel greift so schnell um sich, daß man die Säfte so es verursachen, nicht schnell genug ausjagen kann.

Bey einer gemäßigten Temperatur geht die Gährung langsam von statten, dahingegen in einer heißen und feuchten Atmosphäre, sobald man die in Gährung gerathene Materien aus den Augen läßt, sie sogleich von der geistigen zur sauren, und von der sauren zur faulen übergeht. Ich schließe analogisch, und die Erfahrung bestätigt, daß es sich mit den ersten Keimen der Krankheiten unsers Körpers eben so verhält. Daher machen es sich die besten Aerzte der Kolonie zur Regel, die Säfte sogleich auszujagen, und gleich auf die ersten Anzeigen der Gefahr, Brechmittel und Vesikatorien

rien zu gebrauchen, wobey sie sich sehr gut befinden, dahingegen die aus Frankreich gekommenen Aerzte, die anfänglich die zauderhafte Behandlung des Vaterlands befolgen wollten, viele Menschen zu Grunde gehen ließen.

Als ich eines Tages in dem stärksten Paroxysmo lag, und mein Blut zu sieden schien, so nahm ich einen Thermometer in die Hand, um die Hitze meines Körpers zu erfahren, und fand, daß das Queckſilber nur zwey und einen halben Grad über den Grad meiner natürlichen Wärme gestiegen war, und diese Vermehrung schien mir in Betracht der Hitze so mich verzehrte, sehr gering. Könnte man unsere Empfindungen auf eben diese Art durch irgend ein passendes und vergleichendes Instrument abmessen, wie oft würden wir Ursache finden, unser Urtheil zu ändern?

Fünf und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

In keinem Lande können sich die Hasardspiele leichter einschleichen, als da wo die Gesellschaften selten aus beyderley Geschlechtern bestehen, und nur von Männern besucht werden, die aus einem unvermeidlich sich kreuzenden Interesse sich öfters anfeinden, und blos aus Politik und Wohlstand zusammen kommen. Alsdenn entfernt das Spiel allein den Zwang und die Langeweile einer schleppenden Unterhaltung, und heftet die Augen aller auf ein Metall, das sie anbeten, und um deswillen sie sich der Gefahr der See ausgesetzt haben. Demnach darf man sich nicht wundern, daß es auf Saint

Domingue durchgängig bis in dem hintersten Landwinkel zur herrschenden Mode geworden ist.

Ist aber je ein Land, wo die Hasardspiele allgemein schädlich sind, so ist es dasjenige, wo jeder einzelne Mensch ein Geschäfte treibt, so viel Arbeit, Genauigkeit und öfters Baarschaft erfordert, und wo alle sich durch ein gutes Betragen Zutrauen zu erwerben suchen müssen, und dies Land ist abermals Saint Domingue. Es wäre daher zum Glück der Kolonie zu wünschen, daß man gegen die Spiele desto strenger verführe, je größer der Hang zu denselben ist, allein alles, was man bisher gethan hat, um dieser Seuche Einhalt zu thun, war nicht vermögend ihr zu steuren, blos allein ein auffallendes Beyspiel ist vermögend sie auszurotten.

Sechs und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Viele Leute dieser Kolonie glauben schon den Namen Pflanzer dadurch zu verdienen, weil sie einärndten; allein das Pflügen, Säen und Pflanzen (worinn das Talent der mehresten besteht) waren nur die ersten Schritte so die Menschen beym Ackerbau thaten, als sie anfiengen, die Möglichkeit einzusehen, daß man die Vegetation regieren könne. Ob aber gleich die außerordentliche Fruchtbarkeit des amerikanischen Bodens den Mangel des Fleisses unsrer europäischen Pflanzer ersetzt, so erscheint doch, weil er nicht gänzlich unerschöpflich ist, jetzt die Zeit, wo die Erndten geringer zu werden anfangen, und der Pflanzer bemerkt diese Veränderung ohne

auf

auf Mittel zu denken die Fruchtbarkeit wieder herzustellen, die sein Erbtheil verlassen hat.

Die Insel Martinique ist bereits erschöpft und erhält sich blos noch durch den Handel mit den benachbarten Inseln, deren Stapelort es ist, und selbst diese Inseln sind bereits ausgeartet. Saint Domingue endlich die reichste und beträchtlichste unter allen französischen Besitzungen ist lange nicht mehr das, was es vor dreyßig Jahren war; seine besten Ländereyen haben sich verschlimmert, und die mittelmäßigen werden, insofern der Fleiß des Menschen ihnen nicht wieder aufhilft, bald erschöpft seyn. Wie viele Zuckerplantagen sind hier seit zwanzig Jahren wüste liegen geblieben, und wie viele Kaffee und Indigo Pflanzungen sind von selbst eingegangen! Der Beobachter, so einen Blick auf diese fortschreitende Erschöpfung wirft so durch die gewöhnlichste Arbeit könnte verhindert werden, erstaunt über die Unthätigkeit und Sorglosigkeit der Eigenthümer um so mehr, wenn er bedenkt, wie sehr sich der Gebrauch der Früchte, deren Anbau man vernachläßigt in der ganzen Welt verbreitet hat,

Allein unter welchem Gesichtspunkt betrachten die mehresten Eigenthümer von St. Domingue ihre Besitzungen in Amerika? Was für Leute stellt man gewöhnlich an die Spitze der Arbeiten? und was haben die mehresten für einen Zweck? Die Auflösungen dieser Fragen werden das vorhergegangene erklären; wir müssen zuerst drey Klassen von Eigenthümern annehmen, nämlich Reiche, Wohlhabende und Halbruinirte.

Die Reichen leben in Frankreich und verzehren daselbst ihre Einkünfte im Wohlleben, ohne das Land zu

kennen,

kennen, so ihnen dieselben gewährt, von diesen also ist keine neue Aufklärung in Ansehung des Ackerbaues zu erwarten; eben so wenig kann man sich von denen der beyden andern Klassen versprechen, die auf ihren Ländereyen wohnen, weil sie immer mit dem Gedanken nach Frankreich zurückzukehren beschäftigt sind, und einem alten schlimmen Beyspiel folgen, vermöge dessen sie in der kürzesten Zeit den möglichst grösten Nutzen mit dem geringsten Aufwand aus ihren Ländereyen zu ziehen suchen, ohne sich um die folgende Generation zu bekümmern.

Was die Stellvertreter oder Vorgesetzten betrift, die auf den Ländereyen wohnen und sie regieren, so haben sie entweder einen bestimmten Gehalt oder sind auf den Zehnten der Einkünfte angewiesen. Die mit bestimmtem Gehalt erhalten durch die Verbesserung der ihnen anvertrauten Güter keinen Vortheil, weil ihr Nuzzen unveränderlich derselbe bleibt; anders verhält es sich mit denen, so auf den Zehnten angewiesen sind, allein die Pflanzungen, so dies geben, sind gewöhnlich die ärmsten, so daß der Mangel an Arbeitern den Aufseher immer zwingt, den Anbau auf das allernothwendigste einzuschränken, wenn er auch gleich im Stande wäre, mehr zu thun.

Endlich scheinen auch die ältesten Einwohner von St. Domingue in Ansehung des Ackerbaues noch in ihrem ersten Jahre zu leben, wo sie ohne irgend eine allgemeine oder Lokal-Kenntniß anlandeten, um über die Arbeiter die Aufsicht zu führen, und denen also nichts übrig blieb, als entweder ihre Nachbarn nachzuahmen, oder die Neger walten zu lassen, die mit dergleichen Arbeiten

beiten schon bekannt waren. Hieraus entsteht ein unveränderlicher Schlendrian, der seit der Gründung der Etablissements von einem dem andern übertragen worden, und ohne alle Einsicht oder Abänderung auf jedes Feld ohne Unterschied angewendet wird, es mag nun einen festen oder leichten, trocknen oder feuchten Boden haben.

Ich kenne ein ziemlich unfruchtbares Stück Land in der Kolonie so den Namen der Plaine du Nord führt, wo die vegetabilische Erdlage thonartig, fest und so zähe ist, daß man sie mit vielem Vortheil mit einer leichtern Erde vermischen könnte*); der Sand so hiezu am bequemsten wäre, befindet sich in der Bay von Acul, ohngefähr drey Stunden davon entfernt; und man könnte ihn auf flachen Booten auf dem gesalzenen Fluß herbey schaffen, der obgleich klein, dennoch zu diesem Transport hinreichend ist, und so könnte man vermittelst einigen Vorraths, so man an den Ufern aufwürfe, ihn in die ganze Ebene vertheilen.

Das was ich hier für die Plaine du Nord vorschlage, ist auch auf viele andere Viertel anwendbar, und der Pflanzer muß die Natur des Erdbodens, den er baut kennen, um die angemessensten Mittel zu erwählen; das Pflügen **), das Begießen, Varech-

Asche,

*) In Nieder-Normandie, wo der Erdboden sehr fest ist, bedient man sich, um ihn zu erweichen, eines sehr feinen grauen Sandes Tangue genannt, so an den benachbarten Küsten gefunden wird.

**) Dies ist in der ganzen Kolonie beynahe gar nicht gebräuchlich.

Asche, der gemeine Mist, der Kalch und die Muscheln eröfnen ferner seinem Fleiß und Nachdenken ein weites Feld zur Uebung.

Von dem Fuß der Berge an bis an die Seeufer ist alles angebauet, oder war es vorzeiten; und auf dieser weiten Strecke Landes trift man eine große Mannichfaltigkeit sowohl in der Beschaffenheit des Bodens, als auch in seiner äußern Gestalt an, von der eisenhaltigen, rothen und dürren Erde an, bis zu dem fetten und feuchten Sand der besten Art. Hier sind, so wie überall die fetten und leichten Erden die fruchtbarsten, die beständige Verdünnung, in der sie sich befinden, wodurch die Nahrungssäfte leicht darinn zirkuliren können, ist den Zuckerrohren vorzüglich günstig, deren haarigte und wenige Wurzeln sich kaum sechs bis acht Zoll weit von der Pflanze entfernen.

Der Ertrag dergleichen Ländereyen übersteigt auch gemeiniglich den der festen Erde zwey öfters gar dreymal, obgleich der Anbau der letztern weit beschwerlicher ist, denn sobald der Boden einmal von der Sonne ausgetrocknet ist, so kostet es unsägliche Mühe, um die Graben zu einer neuen Plantation zu graben. Hiervon war ich so oft Augenzeuge, daß ich den Eigensinn der Eigenthümer in solchem Fall den Pflug nicht zu gebrauchen, kaum begreifen kann, denn ungerechnet, daß die Graben dadurch weit leichter könnten gegraben werden, so würde der Boden dadurch weit geschmeidiger gemacht, und zur Vegetation im allgemeinen, vorzüglich aber zu der der Zuckerrohre insbesondere, weit besser zubereitet werden können.

Unmöglich kann sie der Aufwand davon abhalten, denn es ist offenbar, daß die gewöhnliche Art weit kostbarer ist, sollten sie also wohl befürchten, daß die Zukerröhre dadurch nicht genug in dem Boden befestigt würden, und der Gefahr ausgesetzt wären, von dem geringsten Windstoß umgerissen zu werden? Dieses ist die Einwendung, so verschiedene alte Pflanzer obigem Raisonnements entgegensetzten, worauf man aber antworten kann, daß das Zuckerrohr nur durch seine Wurzeln an der Erde festhält, da aber diese Wurzeln zufolge der Erfahrung sich nicht über die einzelnen Gruben erstrecken, und außerdem keine Haltbarkeit mehr haben, so ist es für die Festigkeit des Rohrs einerley, ob gepflügt wird, oder nicht, weil man auf jeden Fall die Erde der gegrabenen Gruben bey jeder neuen Plantation umwenden muß; überdies mag man immerhin die feste Erde mit einer großen Menge Sandes vermischen, so wird man sie doch nicht so geschmeidig machen können, als der Boden gewisser Kantons der Kolonie von Natur ist, wie zum Beyspiel der von bas Limbé, wo doch die Rohre eben so wenig dem Umreissen des Windes ausgesetzt sind, als anderwärts. Dieser Einwurf ist folglich ungültig.

Das Pflügen und andere zu St. Domingue ungebräuchliche Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit, die mir für den grösten Theil der Ländereyen dieser Kolonie sehr nothwendig und nützlich scheinen, würden in gewissen vorzüglichen Kantonen unnütz, ja vielleicht gar schädlich werden, deren Erdreich sehr niedrig, nahe an der See, frisch, leicht, fett, feucht und so stark mit vegetabilischen Principien angeschwängert ist, daß

anstatt

anstatt sie zu entwickeln, man vielmehr einen Theil derselben einwickeln oder zersetzen müsse, damit das Zukkerrohr desto besser fortkommen könne; denn während den ersten Jahren des Anbaues dieser Erdart wächst das Rohr so schnell darinn, daß der Sirop, den es enthält, nicht reif und vollkommen werden kann. Man findet alsdenn ein beynah unschmackhaftes wenig versüßtes Wasser, und wenn man es gleich länger stehen lies, so würde es statt zuzunehmen, gänzlich ausarten.

Vermuthlich wird ein gewisses Maas der Geschwindigkeit zur graduirten Entwickelung der Fibern sowohl, welche gleichsam das Holz sind, als zur Ausarbeitung des darinn enthaltenen Safts erfordert, damit die Pflanze zur Vollkommenheit gelange; denn sobald das Holzwerk zu schnell wächst, so sind die Säfte noch im unreifen Zustande, während daß der Körper der Pflanze bereits sich seinem Untergange nähert; allein diese überflüßige Kraft ist nur vorübergehend, und die Eigenthümer der Ländereyen, wo dies eintrift, trösten sich leicht über den augenblicklichen Verlust, den sie dadurch leiden, durch die zukünftige und dauerhafte Fruchtbarkeit, deren Vorbote sie ist.

In diesem Zustande war der Kanton von bas Limbé vor ohngefähr fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren, und jetzt enthält er sieben sehr ergiebige Zuckersiedereyen, deren Erdreich seit ohngefähr vierzig Jahren der See abgewonnen worden ist. Dies ist eines der schönsten Denkmäler der Kolonie und des Fleißes ihrer Bewohner; der Boden ist von der besten Art, und obgleich nur acht bis zehn Zoll über dem Wasser erhoben, so kommt

das

das Zuckerrohr demohnerachtet sehr gut darinn fort. Die dürren Jahre, wodurch die hochliegenden Felder sehr arm werden, sind für die niedrigern sehr vortheilhaft, den Beweis hievon sah man an dem bas Limbé in den Jahren 1776 und 1777.

Eine allgemeine Dürre verzehrte überall die Vegetabilien, während daß die Erndten dieses kleinen Kantons vortreflich ausfielen, und ob dies gleich zuweilen auch umwechselt, so haben dennoch die niedrigern Ländereyen einen großen Vorzug des Ertrags vor den hochliegenden, selbst in den fruchtbarsten Jahrgängen.

Unter allen Feldern der Kolonie, worauf Zuckerrohr gebauet wird, sind diejenigen die schlechtesten, die außer ihrer zähen und schleimichten Eigenschaft noch unter ihrer vegetabilischen Erdlage einen thonigten Grund haben, der das Wasser aufhält; denn dies Wasser fängt nachher mit Hülfe der Hitze an zu gähren, wodurch die Wurzeln verfaulen und die Rohre vertrocknen. Auf dergleichen Feldern müßte man außer dem Pflügen hin und wieder Gruben durch den Thon durchgraben, um das Wasser abzuleiten.

Das Begießen ist in einigen Gegenden der Kolonie üblich, aber lange nicht allgemein, ob es gleich für die mehresten sehr vortheilhaft wäre und werden könnte, ohnerachtet dessen, was verschiedene Einwohner dagegen sagen, die es für schädlich halten, ohne es überall versucht zu haben, als nur in leichtem Boden. Freylich schickt sich ein leichter Boden, der ein wenig abhängig ist, am besten dazu; dies muß jedermann zugeben, allein auch selbst in dem allerfestesten Boden hat es seinen Nutzen,

sobald nur das Wasser nicht so lange darauf stehen bleibt *), nun aber haben wir eben gezeigt, wie man es in solchem Falle ableiten könne.

An niedrigen und feuchten Orten, wie das bas Limbé z. B. darf das Begießen nur in der größten Dürre vorgenommen werden; allein im Allgemeinen ist dies Hülfsmittel so nützlich für den Ackerbau, daß die Uferbewohner des Artibonite **) nicht länger verweilen sollten, den Entwurf, so man ihnen vorgeschlagen hat, das Wasser zu benutzen, anzunehmen, denn vermittelst desselben würden sich ihre Einkünfte beträchtlich vermehren.

Zwischen dem fetten und feuchten Sand und jener festen auf Thon liegenden Erde, wovon ich geredet habe, und welches die beyden Extreme aller hiesigen Erdarten sind, worinn Zuckerrohr gebauet wird, giebt es noch eine große Menge anderer Erden, die entweder gut oder schlecht sind, je nachdem sie mehr oder weniger von einem oder dem andern enthalten. Hier rechnet man gewöhnlich, daß die jungfräuliche Erde in den Ebenen, wenn sie auch gleich mittelmäßiger Art ist, ohne Pflug und Dünger dreyßig Jahre lang tragen kann, bevor sie erschöpft wird. Die von besserer Güte tragen nach Verhältniß länger.

Diejenigen Felder aber, so den Schlamm erhalten können, den der Regen von den Bergen abwäscht, haben eine beynahe unerschöpfliche Fruchtbarkeit, hieher sind

*) Die südlichen Provinzen Frankreichs liefern Beyspiele hievon.

**) Ein Fluß auf St. Domingue.

sind die Plaine de la Limonade, das Quartier Morin, und das bas Limbé zu rechnen, allein die wenigsten Felder haben diesen Vortheil.

Man würde allem Vermuthen nach durch Pflügen und Düngen aus den Feldern von S. Domingue, so wegen Erschöpfung unangebaut liegen gelassen werden, einen guten Nutzen ziehen können, allein der fruchtbare Boden ist, gegen die Kolonie gerechnet, noch zu weitläuftig und zu groß, als daß man jetzt daran denken sollte. Nur dann erst, wenn durch den unmäßigsten Anbau der größte Theil der Ländereyen der Kolonie wird erschöpft seyn, wird man zu diesem Hülfsmittel schreiten, vorausgesetzt, daß von jetzt an bis dorthin keine neuen Zuckerplantagen in einigen jetzt unbebauten Theilen der dürren Zone angelegt werden. Denn wenn z. B. die Insel Cuba, die von Portorico und selbst der spanische Antheil von St. Domingue oder einige Kantonen des festen Landes von Amerika mit Zuckerröhren bepflanzt werden sollten, so würden weder Franzosen noch Engländer die Konkurrenz dieses neuen Ertrags aushalten können, und sich gezwungen sehen, ihre jetzigen Etablissements zu verlassen.

Wir wollen aber die Zukunft jetzt bey Seite setzen, und etwas von der auf S. Domingue allgemein gebräuchlichen Pflanzungs- und Bauart der Zuckerrohre erwähnen.

Die Felder, so man dazu gebraucht, sind gewöhnlich in Paralellogramme, jedes von vier Quadrate *) ein-

*) Das Quadrat ist ein angenommenes Maas des Landes, und hält 3402. 4. Oberfläche.

getheilt; man trennt sie durch breite Graben von einander, wodurch zugleich die Circulation der Luft befördert wird, denn diese ist so unentbehrlich, daß die Rohre an den Graben immer schöner ausfallen, als die in der Mitte des Feldes.

Will man nun ein so eingetheiltes Stück Feld bepflanzen, so verbrennt man zuerst alle darauf befindlichen schlechten Kräuter, und stellt nachher die Negern in Ordnung, so daß ohne einander zu verhindern, sie nach der Schnur Gruben von funfzehn bis achtzehn Zoll ins Gevierte und acht Zoll in der Tiefe graben können, wovon jede drey Schuh weit von der andern entfernt ist. In jede von diesen Gruben legt man horizontal drey noch frische Köpfe von Zuckerröhren, deren Fäden neue Pflanzen geben, scharrt die Erde wieder darüber und wirft sie in Form eines kleinen Hügels auf; in die Zwischenräume pflanzen nachher manche Eigenthümer Mais, ob dies gleich für die Zuckerröhre nicht dienlich ist und sie vielmehr merklich dadurch verlieren; allein diese Frucht ist in den Pflanzungen von großem Nutzen.

Man pflanzt hier das Zuckerrohr zu allen Jahrszeiten, weil die Vegetation ohne Aufhören fortgeht; doch ist der Winter vom November an bis März, besonders für hochliegende und trockne Felder, am günstigsten. Sind die Rohre einmal gepflanzt, so besteht die Hauptarbeit darinn, daß man sie fleißig gätet, sowohl um das Durchstreichen der Luft um sie herum zu befördern, als auch, damit das Unkraut ihnen nicht die besten Säfte entzieht. Auf guten Feldern wird das Gäten nach drey bis vier Monaten unnöthig, denn alsdenn haben die Rohre eine hinlängliche Stärke erhalten, um das Unkraut,

kraut, so neben ihnen aufkommen will, zu ersticken. Nach vierzehn bis achtzehn Monaten haben die Rohre nach Verhältniß des Bodens und der Jahrszeit ihre Reife erlangt *), und dann kommt die Erndte.

Die Negern schneiden das Rohr so nah als möglich an der Erde mit krummen Messern ab, so Manchettes genannt werden, reinigen sie auf der Stelle von allen Blättern und Köpfen, die keinen Zuckersaft enthalten, die aber nachher zu neuen Pflanzungen, zum Futter fürs Vieh und zur Bedeckung der Häuser dienen. Die auf solche Art entblößten Röhre werden auf Karren geladen und nach der Mühle gebracht, wo man sie ohne Zeitverlust mahlt, aus Furcht, sie möchten durch die Gährung sauer werden. Sogleich nach der Erndte eines Rohrfeldes lassen die Eigenthümer, so viele Sklaven haben, auf der Stelle die übriggebliebenen Blätter und Stöcke verbrennen, und neue Gruben in die Zwischenräume der ersten graben, um, wie vorhin gesagt worden, aufs neue zu pflanzen. Die aber, so dies nicht vermögen, und dies ist die größte Anzahl **), begnügen sich damit, nach der ersten Erndte die über das Futter überflüßigen Blätter auf das Feld ausstreuen zu lassen, um statt des Düngers zu dienen, die alten Stöcke treiben nun wieder Schößlinge, die zwar geringere Rohre geben als die erstern, aber weniger Mühe kosten und frühzeitiger reifen. Der Mangel an Arbeitern oder die Nachläßigkeit macht,

*) Die Schoßrohre reifen ein oder zwey Monate früher, sind aber nie so schön als die erstern.

*) Weil sie alles mit den Händen verrichten lassen, anstatt den Ackerbau durch den Pflug zu verkürzen.

daß eine neue Pflanzung zuweilen bis zur dritten Schößlingserndte verschoben wird; dies ist aber zu viel, und die besten Felder beweisen den Fehler durch ihren geringen Ertrag. Die Schoßrohre arten von einer Erndte zur andern immer mehr aus, und ob man gleich, meines Wissens, noch keinen Versuch gemacht hat, die Tragbarkeit der Stöcke zu prüfen, so ist doch zu vermuthen, daß nach dem dritten Schuß auch bald der letztere folgen würde.

Die Felder tragen hier unaufhörlich, es seyen nun neue Rohre oder Schößlinge, denn die Erndte ist kaum vorüber, so treiben die Stöcke neue Sprößlinge; oder man verbrennt sie, um neue zu pflanzen, und auf diese Art kann auf einer beträchtlichen Plantage jeden Monat des Jahres gepflanzt und eingeerndtet werden.

Da wir nun gesehen haben, wie das Zuckerrohr gepflanzt, reif, abgeschnitten und wieder hervorgebracht wird, so kommen wir nun zu dessen Bereitung und Auspressung.

Man bedient sich hier dreyerley Mittel, um die Mühlen in Bewegung zu setzen, nemlich der **Luft**, des **Wassers** und der **Maulthiere**; das erstere ist wenig gebräuchlich, obgleich in manchen Vierteln der Kolonie sehr ausführbar, wie z. B. in allen denen, wo der Seewind hinstreicht, der sich um 9 Uhr des Morgens erhebt und bis zum Untergang der Sonne weht. Hier ist also eine Bewegung von neun bis zehn Stunden, worauf man bey einem solchen Tage sicher rechnen kann, und diese würde in den weitläuftigsten Plantagen hinreichen, um die Equipage der Kessel Tag und Nacht mit Arbeit zu unterhalten.

ten. Freylich müßte man alsdenn statt einer Mühle zwey auf die Equipage rechnen, nebst einem Behälter für den Rohrwein, der zuerst ausgepreßt wird. Dieser Behälter müßte an einem kühlen Orte angebracht werden *), der Wein würde alsdenn während der Nacht abgekocht und gewönne keine Zeit zur Gährung.

Das gemeine Wasser ist zum Treiben der Mühlen ohnstreitig der Luft vorzuziehen, und gewährt vor letzterer eine stäte und ununterbrochene Bewegung.

Das schlimmste unter allen in der Kolonie gebräuchlichen Mitteln, und welches jedoch am häufigsten angewendet wird, ist ein Zug von sechs Maulthieren, so alle Stunden abgelöst werden, und es gehören nicht weniger denn sechzig dazu, um die Strapaze einer Mühle auszuhalten. Ihr Futter, ihre Ersetzung, ihr Geschirr, die Neger, so sie besorgen, die, so sie regieren, alles dies zusammengenommen verursachen dem Eigenthümer einen Aufwand, den diejenigen gänzlich ersparen, so sich der Luft oder des Wassers bedienen. Dennoch hat hier die Gewohnheit einmal so sehr die Oberhand, daß verschiedene, welche Wassermühlen haben könnten, sich gar nicht darum bekümmern und keiner von allen auf den Gedanken kömmt, sich der Luft zu bedienen.

Die Mühle an sich selbst, wie sie auch immer mag getrieben werden, ist immer von derselben Art, und besteht aus fünf vertikalen Cylindern, die auf Achsen laufen. Drey von ihnen liegen in einer Linie vorn an der

*) Oder in eine Art Keller, und man könnte eine Pumpe anbringen.

Mühle; sie sind von dem härtesten Holz und mit einer Metallplatte umgeben, und haben drey bis vier Schuh in der Höhe, und funfzehn bis sechzehn Zoll im Durchmesser. Ob aber gleich im Zustand der Ruhe ihre Oberflächen einander berühren, so muß man dennoch, wenn sie in Bewegung sind, über die Menge Röhre erstaunen, so in einem Augenblick zwischen diesen Cylindern durchlaufen, und von einem Ende zum andern so schnell fortgerissen werden, daß ein Neger kaum hinreicht, die Mühle zu besorgen, auch werden sie dadurch so sehr zerquetscht, daß sogar das Markigte der Pflanze ausgedrückt wird, welches der Bereitung des Zuckers sehr schädlich ist. Die beyden andern Cylinder, die nicht mit Metall umgeben und weit kleiner sind als die drey ersten, dienen blos dazu, um das ausgedrückte Rohr zu regieren und hinauszuwerfen, so alsdenn den Namen Bagasse *) erhält, sie stehen senkrecht hinter den drey andern und dicht an denselben.

Der Rohrwein läuft an der Oberfläche der großen Cylinder herab auf den Tisch, worauf sie stehen, welcher ringsum mit einem hohen Rand umgeben ist, ein kleiner Kanal, der daselbst angebracht ist, leitet alsdenn diesen Saft in das große Behälter. Dieses ist ein ausgemauerter Kessel, so unter einem bedeckten Gebäude angebracht wird, wo der Zucker zubereitet wird, und hier ist ein kurzer Abriß von dem ganzen Verfahren.

Vier metallene Kessel, so eingemauert und in einer Linie einander berühren, wovon der erste an das Behälter

*) Die Bagassen werden in Behälter gebracht und getrocknet, und dienen nachher zur Heizung der Ofen in den Siedereyen.

ter stößt, machen eine sogenannte Equipage aus und sind zur Bereitung des Zuckers hinreichend. Sobald nun alles zur Auskochung des Rohrweins in Bereitschaft ist, so öffnet man die Kommunikation des Behälters mit dem ersten Kessel, um ihn anzufüllen, zugleich wird der Ofen geheitzt, dessen Oeffnung außerhalb dem Gebäude ist; das Feuer ist unmittelbar unter dem vierten Kessel, und die Hitze theilt sich vermittelst eines gemauerten Kanals, der der Länge nach unter den Kesseln wegläuft, den drey übrigen nach dem Maas ihrer Entfernung mit. Der dem Behälter zunächst stehende Kessel ist also am wenigsten erhitzt, der andere etwas stärker, der dritte noch stärker, und der vierte, unter welchem das Feuer ist, erhält die stärkste Hitze.

Enthielte der Rohrwein nur zweyerley Substanzen, nämlich das Wasser und den Zucker, so wäre es hinreichend, ihn bis zum Extrakt abrauchen zu lassen, um den darinn enthaltenen Zucker zu erhalten, und so wäre ein einziger Kessel mit einem graduirten Feuer dazu hinreichend. Allein er enthält noch ein drittes weit zäheres Wesen als das Wasser, welches sehr schwer gänzlich abzusondern ist, dies ist das Mark der Pflanze. Wasser, markigtes Wesen und Zucker sind also die drey Substanzen, woraus er besteht, und die Dosis einer jeden, so wie auch ihre Eigenschaften sind von mannigfaltiger Art, je nach dem Erdreich, worauf die Rohre gewachsen sind, und je nach der trocknen, feuchten, hitzigen oder gemäßigten Jahrszeit, in der sie gebaut worden.

Die Kunst des Raffinirens besteht in einer genauen Kenntniß aller dieser Dinge, um die angemessensten Mittel erwählen zu können; allein hierüber ist kein Werk

 vorhan-

vorhanden, so den Fabrikanten aufklären könnte; folglich folgt ein jeder ohngefähr seinem Schlendrian, und macht bald guten, bald mittelmäßigen, zuweilen auch schlechten Zucker. Das allgemeine Verfahren dabey ist folgendes:

Während daß die Ausdünstung des in dem Rohrwein überflüßig enthaltenen Wassers in dem ersten Kessel vor sich geht, wirft man eine kleine Portion pulverisirten lebendigen Kalch hinein. Dieser Kalch vereinigt sich mit dem markigten Wesen und bildet eine Art Seife, so in Form des Schaums oben auf schwimmt, den man mit dazu bestimmten Löffeln mit langen Stielen beständig abschöpft. Hierauf wird der Saft aus dem ersten Kessel in den zweiten gelassen, wo ein stärkerer Feuersgrad, den Sirup immer mehr und mehr verdickt. Alsdenn sucht der Raffinirer an gewissen Zeichen so ihn die Erfahrung gelehrt hat, zu erkennen, ob er hinlänglich ausgeseift ist, worauf der Sirup aus dem zweiten Kessel in den dritten kömmt, wo er ohne Abseifung blos allein durch die Ausdünstung vollkommner wird; aus dem dritten kömmt er endlich in den vierten, wo das starke Feuer ihn vollends auskocht. Nunmehr wird er in irrdene konische Gefäße gegossen, um zu erkalten, er krystallisirt sich sehr bald, nimmt eine gelblichte Farbe an, und dies ist alsdenn der sogenannte rohe Zucker.

Das Verfahren, um ihn ganz weiß zu machen, ist in Europa zu sehr bekannt, als daß ich hier die Beschreibung davon wiederholen sollte; ich merke nur an, daß es sehr vortheilhaft ist, viele Gebäude und viele Sklaven zu haben, um ihm diese Vollkommenheit geben zu können,

denn

denn der roße Zucker gilt in der Kolonie nur die Hälfte dessen, was der andere kostet, welcher durch die Arbeit, so er erfordert und die andern Unkosten schwerlich einen so grossen Unterschied in dem Preiß verursachen kann.

Diese Berechnung ist so richtig und allen einleuchtend, daß jetzt jeder seine Gebäude zu vermehren und zu erweitern sucht, um seinen Zucker zu machen. Die Bande von Norden hat bereits vor einigen Jahren schon das Beyspiel gegeben, die von Westen folgt ihr seit einiger Zeit nach, allein die von Süden bleibt wegen des Mangels an dem dazu erforderlichen ersten Aufwand bis jetzt noch zurück.

Bevor ich diesen Brief schließe, der ohnehin schon lang genug ist, muß ich Ihnen eine Sache mittheilen, die mir merkwürdig scheint. Die Felder von bas Limbé, so erst neuerlich angebauet worden sind, liefern einen rohen Zucker, der ziemlich stark gesalzen ist, und die natürliche Mischung zweyer so entgegengesetzter Arten von Geschmack bringt einen dritten hervor, der ganz und gar unausstehlich ist; zum Glück kann dies ihm anklebende Salz durch die Reinigung weggenommen werden, und präcipitirt sich zugleich mit dem Sirup in die Gefäße, so unter die Formen gesetzt werden.

Der Regen und das Begießen benehmen von Jahr zu Jahr den über die See gewonnenen Feldern, so diese Sonderbarkeit zeigen, die Salzigkeit. Vielleicht wird aber noch ein dreyßigjähriger Anbau dazu erfordert, um sie gänzlich davon zu befreyen; überdies ist das Zuckerrohr nicht die einzige Pflanze, so die Salzigkeit des Bodens, worauf es wächst, an sich zieht, denn viele andere sind in demselben Fall.

Berechnung des jährlichen Ertrags einer Zuckerplantage nach der Erfahrung mehrerer alter Einwohner.

Eine Fabrik von hundert und funfzig Negern, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, welche das beste Land bearbeiten und mit Klugheit dirigirt werden, liefert selten über dreymal hunderttausend Pfund gereinigten Zucker des Jahrs; bey mittelmäßigen Ländereyen wohl nur die Hälfte. Die Kosten der Sklaven, des Viehes u. s. w. ihres Unterhalts und des Anbaues belaufen sich im ersten Fall auf ein Drittel des ganzen Ertrags, und im zweyten auf die Hälfte.

Hieraus folgt:

Daß wenn man alle Unkosten einer Pflanzung berechnet, nemlich Ankauf der Ländereyen, der Sklaven, des Viehes, der Werkzeuge, Bau der Häuser u. s. w. wozu ein sehr beträchtliches Kapital erfordert wird, so kann die beste Zuckerplantage, ein Jahr ins andere gerechnet, nicht mehr als funfzehn, und die mittelmäßige nicht mehr als zehn Procente abwerfen.

Sieben und zwanzigster Brief.

St. Domingue 1782.

Die kostbaren Pflanzungen auf dem flachen Lande habe ich Ihnen nunmehr beschrieben, und werde nun suchen Ihre Aufmerksamkeit auf die in den Gebürgen zu wenden; vor allem aber muß ich Ihnen einen kleinen Begriff von dem Zustand machen, in dem sie waren,

waren, bevor die Europäer es wagten, sie zu untersuchen und sich darinn festzusetzen.

Die niedrigern Ländereyen der Kolonie, so schon lange gebaut wurden, ersetzten die darauf verwendeten Kosten mit Wucher, und niemand hatte noch daran gedacht, auch die Berge zu benutzen. Ihre bis in die Wolken reichenden Gipfel, so bald in Nebel gehüllt, bald wieder mit Gewittern umgeben waren, ihre mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Rücken, die immer feucht und voller Insekten waren; eine Menge steiler Schlünde und herabhangender drohender Felsenstücken, nichts lud den Menschen ein, seine Wohnung daselbst aufzuschlagen, und man dachte damals noch gar nicht daran, sie den Thieren streitig zu machen.

Nunmehr wurde der Kaffeebaum von den Inseln des Windes *) herübergebracht, und dies gab Gelegenheit zu einer großen Revolution. Eine Menge Kaufleute hielten um die Erlaubniß an, diese bis jetzt für unzugangbar gehaltenen Berge zu bewohnen, und bald nachher sah man ganze Wälder abgeschlagen und auf der Stelle verbrannt, und Manioc, Bananas, Kaffeebäume nebst Häusern und Menschen erschienen an ihrer Stelle. Eigennutz! welches Hinderniß vermagst du nicht zu überwinden!

Diese ersten Versuche wurden mit einem günstigen Erfolg gekrönt und der Erfolg reizte zu neuen Versuchen. Der Wetteifer bey diesem neuen Zweig des Handels stieg endlich

*) Es ist kaum vierzig Jahre, daß er auf S. Domingue gepflanzt wird.

endlich so sehr, daß in weniger als zwanzig Jahren der vierte Theil der gebürgichten Oberfläche urbar gemacht war, und heut zu Tag, da alles vertheilt ist, findet man eine Menge Pflanzungen daselbst, sogar bis in die entlegensten Winkel, wovon einige auf den Spitzen der Berge, andere an deren Abhang, noch andere an dem Eingang der steilen Schlünde, alle mit einander aber in malerischen Lagen sich befinden, und einander die schönsten Aussichten darbieten. Manche sind einander so nah, daß die Bewohner derselben mit einander reden können, ohne aus ihrer Wohnung zu gehen, ein einziger Schlund trennt sie von einander, den man aber öfters wegen seinen steilen Abhängen ganz umgehen muß, bevor man zu einander kommen kann. Man findet auf diesen Bergen gerade so viele Wege, als zur Wegfahrt der Früchte und zur gegenseitigen Kommunikation der Einwohner nöthig sind, sie haben alle einen ziemlich sanften Abhang, sind aber für Karren und Wagen zu enge, daher alle Transporte durch Maulthiere geschehen müssen.

In dem Quartier de la Marmelade, so seit 25 Jahren wüste liegt, sind die Berge noch bis zu ihrem Gipfel mit Kaffeebäumen bedeckt und überall mit einer ziemlich starken Erdlage bedeckt; diejenigen Berge hingegen, so früher bebaut waren und deren Rücken und Gipfel verlassen, erschöpft und unfruchtbar geworden sind, sind jetzt ganz kahl und hin und wieder mit Felsenspitzen versehen. Auf diese Art überzeugt uns die Natur sehr deutlich, daß unser Fleiß, der sie bereichern sollte, unter gewissen Umständen sie zerstört.

Wie kann der Mensch, der auf dem großen Schauplatz der Natur so ein kleiner Punkt ist, doch so große Verän-

Veränderungen in einer so kurzen Zeit hervorbringen? Um dies zu begreifen, muß man die Kultur des Kaffee's kennen, so wie sie hier im Gebrauch ist.

Nachdem der Eigenthümer das Stück Wald, so er dazu bestimmt hat, umhauen lassen, so werden die umgehauenen Bäume verbrannt, deren Asche den Boden fruchtbar macht; alsdenn läßt er das Feld ebenen, um die Richtung seiner Plantation zu entwerfen. Nach dieser Richtung graben die Neger Gruben, setzen die jungen Kaffeebäume hinein und scharren sie wieder zu. Die Sorgfalt für dieselben besteht darinn, daß man sie fleissig gätet und von Jahr zu Jahr die Bäume beschneidet; im zweyten tragen sie schon Früchte. Man pflanzt sie enger oder weiter auseinander, je nach der Stärke des Bodens; die besten Felder sind die, wo man sie in gröfserer Entfernung von einander pflanzt, und man kann überhaupt auf drey bis fünftausend Fuß rechnen, so auf das Quadrat *) gehen, nie mehr und nie weniger. Da, wo sie in geringerer Anzahl stehen, erlangen sie mehr Höhe, mehr Zweige und tragen mehr Frucht.

Die wenigsten Eigenthümer halten etwas auf Baumschulen, und ziehen irriger Weise die alte und mühsame Methode vor, durch ihre Negern die in alten Plantationen einzeln zerstreuten jungen Kaffeebäume herbeyholen zu lassen, so von einigen von ohngefähr herabgefallenen Kernen hervorgebracht worden, und diese verpflanzen sie nun aufs neue.

Heut

*) Dasselbe Maas wie in der Ebene; man sehe den vorhergehenden Brief.

Heut zu Tag unterscheidet man in den Gebürgen von S. Domingue kalte, gemäßigte und sehr heisse Kantons. In den ersten kommen die Kaffeebäume nur in so fern fort, als sie von Wäldern entfernt *), und über das Bett der Flüsse erhoben sind, die immer viele Dünste in die Höhe schicken; dazu darf das Jahr weder regnicht noch neblicht seyn, und mit allen diesen Eigenschaften zusammengenommen ist der Kaffee, den man davon erhält, nur von mittelmäßiger Art und wird sehr spät reif.

In den gemäßigten Kantons sind die Erndten sicherer, reichlicher und von besserer Art, und nur seltene Zufälle vermögen ihm zu schaden; diese glückliche Temperatur findet sich gewöhnlich in solchen Ländereyen, die weder schon zu lang noch zu neuerlich angebaut worden sind.

Die große Hitze mit Dürre begleitet, so man in dem dritten Kanton empfindet, rührt von einem zu sehr entblößten Erdboden her, wie bey den vormals bepflanzten Bergen geschieht, wo nicht nur keine Wälder mehr sind, sondern kaum eine sehr dünne Lage trockner Erde übrig bleibt. Zu solchem Erdreich gehört ein gleichsam unaufhörlicher Regen, ohne welchen wenig oder gar keine Erndte zu hoffen ist, unter allen Temperaturen aber ist die Kalkerde weit dauerhafter und fruchtbarer als die übrigen Erden.

Der Kaffeebaum hat verschiedene Perioden zur Blüthe, und daher reifen seine Früchte nicht zu einer Zeit; auch

*) Ein Fuß Kaffeebäume in solchen Kantonen, der in dem Schatten eines Baumes steht, verliert im Winter seine Blätter und wird bald unfruchtbar.

auch ist es nichts seltenes, an demselben Zweige reife Früchte nahe an dem Stamm, in einer Entfernung anderen, so noch nicht reif sind, über diese wieder welche, so noch Knospen, und am Ende des Zweigs Blüthen in vollem Flor zu sehen.

In einem sehr frühzeitigen Boden fängt die Erndte im August, spätstens im September an. Sobald die Kirsche, so den Kaffee enthält, sehr roth ist, so ist es Zeit, sie einzusammeln. Alsdenn gehen alle Neger an die Arbeit, und fangen an dem einen Ende der Plantation alle zugleich an, und pflücken immer vor sich hin bis an das andere Ende. Kaum aber sind sie dahin gekommen, so kehren sie wieder an den Ort zurück, wo sie angefangen hatten, um dasjenige zu pflücken, was unterdessen, daß sie abwesend waren, reif geworden ist; sie durchlaufen also das Feld aufs neue, und pflücken wie das erstemal, und kehren so oft wieder zurück, bis alles abgenommen ist, welches erst nach vier Monaten vollendet wird.

So wie die Kirschen gepflückt werden, legt man sie in Gefäße voll Wasser und läßt sie einige Tage weichen, dadurch wird der gummigte Saft aus ihrem Fleisch ausgezogen und sie zu einer schnellen Trocknung vorbereitet. Wenn diese Vorarbeit vorüber, so werden sie auf gemauerte große Flächen, so Glacis genannt werden, ausgebreitet, die blos dazu bestimmt sind, sie an der Sonne zu trocknen. Hierauf bringt man sie in einen runden Trog, wo sie von zwey hölzernen Walzen *) zerdrückt werden,

*) Diese Walzen liegen horizontal und zirkuliren, vermöge einer Bewegung, so vom Mittelpunkt der Mühle herrührt,

werden, deren Druck hinreicht, um die Hülsen zu zerbrechen, ohne jedoch die Bohne selbst zu beschädigen. Nachher bedient man sich der Handmühlen, um die Kerne von den Hülsen abzusondern, und endigt mit dem Reinigen, wodurch die schlechten abgesondert werden. Dies ist eine Arbeit für Kinder und alte Leute.

Zufolge der Nachrichten, so ich an Ort und Stelle selbst erhalten, und einigen besondern Beobachtungen, die ich anzustellen Gelegenheit hatte, ist folgendes die beste Berechnung im Allgemeinen über den mittlern Ertrag einer Kaffeeplantage.

Das beste Erdreich, so man mit Kaffeebäumen bepflanzt, giebt nicht über dreyßig Erndten vor seiner Erschöpfung, das schlechteste giebt zu jeder Zeit viere, folglich könnte man die mittlere Fruchtbarkeit auf siebzehn Erndten anschlagen *).

Wir wollen nun annehmen, daß ein Eigenthümer zweyhundert Quadrate Land von mittlerer Fruchtbarkeit besitzt, und daß seine Fabrik aus achtzig Sklaven beyderley

rührt, in dem Trog. Zur Bewegung braucht man entweder das Wasser, Maulthiere oder Neger.

*) Ein junger Kaffeebaum kommt selten in einem seit einigen Jahren erst urbar gemachten Erdreich fort, weil die erste vegetabilische Erdlage nicht mehr da ist, ein alter hingegen besteht, und giebt vor seinem Abgehen verschiedene Erndten. Diese Verschiedenheit zeigt an, daß die junge Pflanze ein gutes Erdreich nöthig hat, um Wurzel zu schlagen, während daß die schon feststehende stärkere und an den Boden gewöhnte sich noch erhalten kann.

ley Geschlechts, ohne Unterschied des Alters, besteht, so kann er, der Erfahrung zufolge, die Bepflanzung von vierzig Quadraten auf einmal unternehmen. Nach fünf und achtzig Jahren wird sein Land völlig durchgebaut und erschöpft seyn. Jedes Quadrat hält viertausend Fuß Kaffeeerde, mittlere Zahl, und jeder Fuß kann nach allen Lagen im Ganzen gerechnet ein halb Pfund Kaffee geben; auf diese Art würden also die mittlern Einkünfte des Eigenthümers auf achtzigtausend Pfund Kaffee steigen, und diese Einnahme während fünf und achtzig Jahren fortfahren.

Nun käme es darauf an, diese Einnahme zu Geld anzuschlagen, allein hier fehlt es an einer bestimmten Angabe, denn die Preisveränderungen, so der Kaffee im Handel leidet, sind zu schnell und zu ungleich, als daß man etwas Bestimmtes herausziehen könnte. Der niedrigste Preiß, um den der Kaffee jemals zu S. Domingue verkauft wurde, war fünf Sols das Pfund, und dabey trug der Eigenthümer noch die Transportkosten, welche wenigstens fünf Livres vom Centner betrugen. Heut zu Tag wird er um 16 bis 17 Sols verkauft, und dies augenblickliche Glück ist äußerst nothwendig, um die Schulden zu tilgen, so den Bergbewohner ohne sein Verschulden drücken, und in die er blos wegen dem schlechten Preiß gerieth, in dem sich seine Waare seit vielen Jahren erhalten hat.

Wenn man nun einen Mittelpreiß von acht Sols für das Pfund annähme, Transportkosten mit eingerechnet, so kommen netto acht Procent heraus, vorausgesetzt, daß keine außerordentliche Krankheiten weder unter die Neger noch unter das Vieh kömmt.

Obgleich die Eigenthümer der Kaffeeplantagen ohnerachtet ihrer vielen Arbeit und unermüdetem Eifer ihr Glück nur langsam befördern und vermehren, so haben sie dagegen die Hälfte des Gebürgs so sie bauen, erschöpft und umgekehrt, und das Klima der Kolonie gänzlich verändert.

Einige Bewohner des Quartier de la Marmelade haben mich versichert, daß im Anfange ihrer Niederlassung selten ein Tag vorbey gieng, ohne daß sie im Sommer Gewitter und im Winter Regen gehabt hätten; jetzt hingegen sehen sie zuweilen acht bis zehn Tage nach einander nicht einen Tropfen Regen. Der Eifer, mit welchem die Eigenthümer der Kaffeeplantagen, die ihnen noch übrigen Wälder urbar machen, erregt die gegründete Besorgniß, daß binnen funfzig Jahren die Berge der Kolonie nackend und unfruchtbar da stehn, und die Ebenen dadurch aller Quellen und Bäche, so wie auch alles Regens wird beraubt werden, den sie der Anziehung der Waldungen zu verdanken hat, und zum guten Fortgange des Feldbaues ganz unentbehrlich ist. Giebt es also kein Mittel der gegenwärtigen Zerstörung Einhalt zu thun, ohne die Erndten zu vermindern? Hierüber will ich Ihnen folgende Bemerkungen mittheilen.

Man trift hier manchen Fuß Kaffee-Erde an, der einzeln sorgfältig bebaut in einem gewöhnlichen Jahre acht bis neun Pfund Kaffee liefert, ohne Verringerung während einer beträchtlichen Zeit. Diese besondern Beyspiele von Fruchtbarkeit, so den Augen der Eigenthümer, die sie täglich sehen, entgehen, entwischten dem meinigen nicht, weil ich nicht gewohnt war sie zu sehen.

Wie

Wie kann nun derselbe Baum unter gewissen Umständen sechszehn bis achtzehnmal mehr als unter andern tragen? Dies wird indessen einleuchten, wenn man über das was vorgeht ein wenig nachdenken will. Bey großen Plantationen wo die Bäume sehr nahe an einander stehen, können sie ihren ganzen Wachsthum nicht erreichen, und denn werden auch durch das öftere Gäten, so zur Ausrottung des Unkrauts unentbehrlich ist, die erdigten Theilgen von einander getrennt; hierauf kommt der Regen, und spült sie bis in den Grund der Schlünde hinunter, und dies um so leichter, da die Bergrücken, worauf die Plantationen stehen, gemeiniglich einen sehr steilen Abhang haben. So wird also die oberste und fruchtbarste Erdlage weggespült und durch keinen Dünger wieder ersetzt.

Ganz anders verhält es sich mit den einzeln stehenden Kaffeebäumen, deren Ertrag beträchtlicher ist, diese können sich vollkommen ausdehnen und erhalten ein großes Wachsthum; wird ihr Fuß von Erde entblößt, so bedeckt man ihn wieder, der Dünger wird nicht gespart, und so haben sie nie etwas zu leiden. Demohngeachtet ist man noch weit entfernt, alle Sorgfalt darauf zu verwenden, wodurch ihr Wachsthum und ihre Fruchtbarkeit vermehrt werden könnte; denn die Kunst, den Kaffeebaum zu beschneiden, ist hier noch in ihrer Kindheit, und diese Kunst, die wenn sie mit Einsicht angewandt wird, so vortheilhaft ist, verursacht in unwissenden Händen den grösten Schaden; nun aber ist es kaum möglich, verkehrter dabey zu Werke zu gehen, als die Neger, so dieses Geschäft besorgen, thun, und ihre Herren erlauben es, weil sie ihnen dasjenige nicht

lernen können, was sie selbst nicht wissen. Der Kaffeebaum verdient noch manche Untersuchung, bevor man ihn zu seiner Vollkommenheit bringen wird, und man ist noch so weit davon entfernt, daß ich es wage, Ihnen diejenigen mitzutheilen, von denen ich wünschte, daß man sie anstellte.

Der Hauptzweck des Eigenthümers muß allezeit derjenige seyn, seine Einnahme nach Möglichkeit zu vergrößern, kann er sie aber zugleich auch dauerhafter machen, so erfüllt er den Wunsch des Staats.

Wir wollen noch immer seine Plantage achtzig Sklaven stark annehmen, anstatt nun vierzig Quadrate auf einmal zu bauen, so hundert und sechzig tausend Fuß Kaffee-Erde, und achtzig tausend Ertrag geben, so wünschte ich, daß man nur vierzigtausend Fuß auf zwanzig Quadraten anbaute. Zu dem Ende müßten die Bergrücken, auf denen er seine Plantationen anlegt, in verschiedene paralelle Amphitheater, von der Höhe bis in die Tiefe abgetheilt seyn; jedes dieser Amphitheater würde ohngefähr neun Schuh in der Breite halten, und durch eine kleine senkrechte Mauer von trocknen Steinen, so sich auf die untere Abtheilung stützt, begränzt seyn; so würden die Mauren das Wegspülen der Erde verhindern, und die täglichen Arbeiten, wie auch die Erndten erleichtern. Die Bäume würden hierdurch weit genug auseinander stehen, um sich ausbreiten zu können, und man würde vermöge ihrer geringen Anzahl auch mehr Sorgfalt darauf verwenden können.

Wenn man nun allen Dünger der Pflanzung sowohl den Abfall von dem Kaffee selbst, als auch den Mist der Thiere sorgfältig sammelte, so würde er hinreichen, um die schwächsten Bäume dadurch zu stärken. Würfe nun jeder Fuß des neuen Anbaues drey Pfund Kaffee ab, als mittlere Zahl angenommen*), so würde die ganze Erndte um die Hälfte mehr betragen, und vielleicht mit weniger Arbeit, als zu dem jetzigen Pflanzungssystem erfordert wird, wodurch überdies in kurzem alles erschöpft wird, während, daß das meinige einen Plan für die Dauer und eine weit ergiebigere Quelle darbietet.

Die Kaffee-Pflanzer würden ferner ihren Vortheil dabey finden, wenn sie zu ihren Baumschulen die Kerne von ihren Nachbarn nähmen, statt, daß sie sich beständig ihrer eigenen bedienen, oder noch öfterer junger Kaffeebäume, so einzeln auf ihren Ländereyen stehen, denn die Vermischung der Arten ist eine nothwendige Erforderniß, um ihrer Ausartung vorzubeugen. Man könnte ferner einige Versuche mit Pfropfreisern machen**); denn wenn es glückte, so würde man dadurch die Kosten einer Baumschule ersparen, und den tragbaren Kaffeebäumen nicht lästig fallen, deren Beschneiden jährlich von einem Kanton zum andern allen nöthigen Ersatz liefern würde.

*) Zufolge der von mir angeführten Erfahrung kann man es mit Grunde erwarten.

**) Verschiedene Einwohner haben mich versichert, es mit Nutzen versucht zu haben.

Ein Eigenthümer einer Kaffeeplantage ist hierinn noch weiter gegangen, und nachdem er beobachtet, daß der Goyavier *) auch in dem dürresten Boden fortkommt, so versuchte er Kaffeezweige darauf zu pfropfen, ohne jedoch in seinem Versuche ganz glücklich zu seyn; vielleicht würde man aber mit einem verbesserten Verfahren, und besserer Wahl der Jahreszeit **) diesen Baum zur Pfropfung bringen können; der Erfolg würde für alle Kolonien so wichtig seyn, daß jeder die Versuche wiederholen sollte. Alsdenn würde das schlechtste Erdreich, so man wegen Erschöpfung jetzt verlassen muß, und selbst dasjenige, so seit langer Zeit ganz kahl und erschöpft ist, wieder des Anbaues fähig werden. Dieser Versuch mag nun aber gelingen oder nicht, so scheint es mir immer unumgänglich nothwendig für den Nutzen der gegenwärtigen und künftigen Kolonie, daß man die verlassenen Berge wieder mit Holz bepflanzt.

Die Pomeranzen, Citronen, Goyaviers und andere Bäume, so in dem schlechtsten Erdreich fortkommen, würden zu diesen neuen Pflanzungen sehr dienlich seyn; denn sie würden nicht nur das bisgen Erde, so noch auf diesen unfruchtbaren Oertern haftet, erhalten, sondern es zur gut machen, und jährlich durch ihren Abwurf vermehren, und sie dadurch zu neuen Produkten vorbe-

rei-

*) Ein fruchttragender Baum, so auf der Kolonie so häufig gefunden wird, daß man ihn an angebaueten Orten kaum ausrotten kann.

**) Der Winter würde dazu am günstigsten seyn.

reiten. Die Regierung könnte folglich verlangen, daß jeder Besitzer einer Kaffeeplantage, so dreyßig Quadrate Landes mit Kaffee baut, jedes Jahr ein halbes Quadrat schon erschöpften Boden auf diese Art bauen müßte, und so jeder nach Verhältniß. Dies würde keinem der Pflanzer beschwerlich fallen, weil drey bis vierhundert Fuß Bäume für das Quadrat hinreichend wären. Man mag nun aber sich entschließen, wozu man will, so ist es doch unumgänglich nöthig, die jetzige Pflanzart zu verändern, wenn St. Domingue von hier bis funfzig Jahre weiter hin noch Kaffee liefern soll.

Die augenblickliche Glückseligkeit dieser Kolonie hat bis jetzt mehr Bewunderer als Kritiker gefunden, allein die so in die Zukunft sehen, können nicht umhin, sie noch für sehr schwankend und in dieser Rücksicht der ganzen Aufmerksamkeit der Regierung werth zu halten. Denn wenn man den Eifer betrachtet, mit welchem alle Eigenthümer, vorzüglich die auf den Bergen das ihnen zugehörige Land erschöpfen, so sollte man glauben, es drohe ihnen ein Feind, ihr Erbtheil unverzüglich wegzunehmen.

Um aber dieselben Einkünfte mit weniger Kosten und ohne Verwüstung zu erhalten, müßten sie Aufklärung erhalten, und diese kann ihnen die Regierung geben, wenn sie auf ihre Kosten Zucker, Kaffee- und Indigo-Plantagen in den verschiedenen Vierteln der Kolonie errichtete, dabey setze ich voraus, daß verdienstvolle Männer sie regierten, denen man Gehalt und alles übrige Nothwendige reichte, so zu neuen Versuchen, die auf die Vollkommenheit des Anbaues abzielen, erfordert wird. Derjenige von ihnen, so eine wichtige

Entdeckung machte, würde durch ein gewisses Ehrenzeichen belohnt. Die Ackerbaukammer, in welcher der Gouverneur und der Intendant präsidiren, könnte die Aufsicht über diese neuen Einrichtungen führen, und die Einwohner könnten außer dem Licht, so sie selbst dadurch erhielten, ihre klügsten Neger, aus denen sie einst Kommandeurs machen wollen, dahin in die Lehre schicken. Entweder ich irre mich sehr, oder die Kolonie müßte den grösten Vortheil dadurch erhalten, und vorausgesetzt, daß die Administration gut ist, würde der König nichts dabey zusetzen.

Doch ich komme wieder auf die Bergbewohner zurück. Es sind unter ihnen keine sehr reichen, denn diese von den mannigfaltigen Vergnügungen des Lebens entfernte Wohnungen konnten den Reichen nicht reizen, und so wurden sie der Aufenthalt thätiger und fleißiger Menschen, die, ob sie gleich klein anfangen, dennoch an ihrem Glücke nicht verzweifeln. Es sind viele Weisse daselbst, und diese besitzen die schönsten Pflanzungen, allein man findet auch viele Familien von vermischtem Blut, als Mulatten und freye Negern, die sich gleichsam in diese Einöden versteckt zu haben scheinen, um der Verachtung zu entgehen, so ihnen die Europäer an stärker bewohnten Orten erweisen.

Alle bauen ein klein Stück Land, von dessen Ertrage sie leben, und halten nach ihrem Vermögen mehr oder weniger Sklaven, im allgemeinen aber sind sie nicht wohlhabend. Seit langer Zeit hat man bemerkt, daß man auf den Bergen mehr Aufrichtigkeit, und eine größere Einfachheit der Sitten antrift als in den Ebenen. St. Domingue macht hier keine Ausnah-

me, und der Luxus, Ehrgeiz, Müßiggang und die Weichlichkeit der Städte und ihrer umliegenden Gegenden sind dem Bergbewohner nur wenig oder ganz unbekannt. Von dem Aufenthalt des Lasters entfernt, kann ihn das Beyspiel nicht hinreissen, er lebt ruhig auf seinem Lande, und beschäftigt sich allein mit seiner Erndte, und außerdem, was er schon besitzt, reizt kein fremder Gegenstand seine Begierde, und da er keine andere Menschen als seine Sklaven sieht, so macht er blos Vergleichungen, die für sein Schicksal günstig ausfallen. Eine reinere und gemäßigtere Luft, als die in der Ebene unterhält seine Gesundheit, und alles trägt zu seiner Zufriedenheit bey, sobald sein kleines Vermögen sich mit den Jahren vermehrt, und er dadurch Hofnung erhält sein Vaterland bald wieder zu sehen.

Die Bergwohnungen sind den Vermögens-Umständen angemessen, die mehrsten Häuser der Eigenthümer sind klein, von Holz gebaut, aber doch für die Zeit die sie bewohnt werden sollen, fest genug; die Bewohner derselben leben sparsam und die Enge der Wege nöthige sie glücklicher Weise auf Wagen-Luxus Verzicht zu thun.

Die Neger scheinen hier ein günstigeres Schicksal zu haben als in den Ebenen; vielleicht rührt dies zum Theil von der Abhängigkeit von ihrem guten Willen her, in der sich die Herren wegen der kleinen Anzahl der Arbeiter befinden, ferner von der Furcht durch ihre Flucht einen Theil ihres Vermögens zu verlieren, und selbst in diesen einsamen Gegenden ihr Leben in Gefahr zu setzen, wo sie nichts als die gute Meynung schützt; dies alles zusammengenommen, ist vielleicht Ursache,

daß

daß die Sklaven von ihnen menschlicher behandelt werden; dem sey nun wie ihm wolle, das Faktum ist da, und dies ist das Wesentliche. Sie sind hier nicht so, wie in der Ebene dem Mangel an Lebensmitteln ausgesetzt, weil das Land weniger kostbar ist, und man ihnen einen größern Antheil überläßt; da sie auch weniger verdorben sind, als die in der Stadt und in den umliegenden Gegenden, so zeugen sie auch mehr Kinder, ja man findet manche Kaffeeplantagen, wo die Gebohrnen die Verstorbenen ersetzen. Noch herrscht das alte Vorurtheil, daß die Bergluft der Gesundheit der Negern schädlich sey, sie scheinen aber im Gegentheil gesünder und länger zu leben als in der Ebene. Die Kühlung, so öfters daselbst herrscht, und die man für so gefährlich hält, hält sie nicht ab, sich den gröſten Theil des Jahres mit einem bloßen Hemd und Hosen von grobem Tuche, der freyen Luft auszusetzen, ohne dadurch Schaden zu leiden; doch wären ihnen während den Monaten November, December, Januar und Februar wärmere Kleider nothwendig.

Die außerordentliche Feuchtigkeit der Berge, wodurch im Anfange der Pflanzung, viele Neger hingerafft wurden, ist seit vielen Jahren bereits verschwunden, vielmehr hat die Ausrottung und Lichtung der Wälder das Klima dieser Berge so sehr verändert, daß die Atmosphäre, statt zu feucht zu seyn, vielmehr für die Vegetation bald zu trocken seyn wird, doch sind noch einige kleine Kantons unter den neu angebauten vorhanden, wo die Feuchtigkeit noch sehr stark ist, und die Negern derselben sind Anfällen von Skorbut ausgesetzt; das Arzneymittel dagegen besteht darinn, daß man sie in die Ebene schickt.

Die

Die mehresten Berge von St. Domingue sind so steil, daß ihre Abhänge, Abgründen gleichen, auch wird die vegetabilische Erde so sie bedeckt, in wenig Jahren durch den Anbau verzehrt. Diejenigen, deren Boden kalchartig ist, liefern das kostbarste und festeste Holz, als Acajou, Rosenholz, Mandelholz, Eisenholz u. s. w. Die andern bringen geringere Holzarten in Menge hervor, als Bignonienholz, (Bignonia Catalpa Linnaei), den wilden Feigenbaum, Zuckerrohr, verschiedene Arten Palmen, und noch andere Gattungen weisses Holz, so weich und zum Bauen untauglich ist.

Obgleich in dem Quartier de la Marmelade es noch jetzt außerordentlich viel regnet *), so verursachen die vielen Schlünde und die steilen Abhänge, daß der Regen nicht Zeit hat, die Erde zu durchdringen, und daher kömmt es, daß die Quellen daselbst nicht so häufig sind, als auf unsern europäischen Bergen.

Unter den einheimischen Pflanzen der Berge von St. Domingue, die ich durchlaufen habe, findet man gewöhnlich: die Jalappe, deren Würkungen bekannt sind; den Jägerbalsam, eine niedrige Pflanze, so auf feuchten Felsen wächst, seine Blätter sehen grünen Linsen ähnlich, und enthalten einen harzigten sehr stark riechenden Saft, der für alle Wunden sehr

*) Einige Versuche, welche ich an Ort und Stelle gemacht, und die ein Einwohner aus Gefälligkeit, einige Monate durch mit mir fortsetzte, lassen mich das Wasser, so jährlich auf diese Berge fällt, auf mehr als 180 Zoll rechnen.

sehr heilsam ist *); eine Art Farrenkraut, dessen Stiele den Negern und verschiedenen wilden Völkern der neuen Welt zum Tobakrauchen dienen; verschiedene Arten schneidender Kräuter, welche durch die Kleider durch bis aufs Fleisch schneiden; das Bergzuckerrohr, einen Baum von mittlerer Grösse, der einen sehr angenehmen resinösen Balsam liefert, der in der Heilung der Wunden, dem von Peru wohl nichts nachgiebt; Guajakholz, dies ist so bekannt, daß es hinreichend ist, den blosen Namen davon hier anzuführen.

Ein Botaniker würde sich hierbey weit länger verweilen, allein ich will lieber abbrechen, als Ihnen eine unvollkommene Beschreibung liefern. Die Viehweyden des Quartier de la Marmelade und der benachbarten Kantons sind noch ziemlich fruchtbar, ob sie gleich an erschöpften Stellen angebracht sind; vermuthlich aber ersetzen die häufigen Regen und die große Feuchtigkeit der Luft die Dürre des Bodens, wodurch das Keimen des Grases befördert wird. Diese Feuchtigkeit ist so stark, daß die mittlere Ausdünstung des gemeinen Wassers nur drey Viertel Linien in vier und zwanzig Stunden während verschiedenen Tagen hintereinander bey einer mittelmäßigen Hitze von zwanzig Grad betragen hat.

*) In Europa ist er zu wenig bekannt, wo man ihn hinschaffen könnte, wenn man ihn bis zur Sättigung mit Taffia versetzte, in diesem Zustande ist er verführbar, und verliert nichts von seinen heilsamen Würkungen.

hat. *) Die Atmosphäre dieses kleinen Kantons ist folglich so sehr mit wässrigen Dünsten angefüllt, daß sie keine mehreren aufnehmen kann. Ihre Helligkeit scheint jedoch nichts dadurch zu leiden, und obgleich die Bewohner desselben nicht so gesund sind, als die, so auf unbedeckten Bergen wohnen, so sind sie doch stärker als die Bewohner der Ebene.

Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die Luft, so sie einathmen, keinen andern Fehler als eine überflüßige Feuchtigkeit hat, die weit weniger schadet, als die verschiedenen Gas, so sich in der Ebene mit ihr vermischen, und häufig an niedrigen sumpfigten Oertern durch verfaulte Vegetabilien erzeugt werden.

Die stärkste Kälte des Winters steigt auf diesen Bergen nie so hoch, um die Produkte merklich zu verändern, die ein heisses Klima erfordern **). Man pflanzt

*) Bey einem beynahe gleichen Grad der Wärme fand ich in Europa zwey Linien Ausdünstung. Diese Verschiedenheit beweißt offenbar, daß durch dergleichen Versuche die absolute Menge der Ausdünstung während einer gegebenen Zeit, und einem bestimmten Grad von Hitze nicht kann angegeben werden; vortheilhafter würde man sie meinem Bedünken nach zur Vergleichung der mehreren oder minderern Grade der Feuchtigkeit in den verschiedenen Atmosphären anwenden.

**) Zwölf Grad über den Gefrierpunkt ist der niedrigste Punkt, auf welchem der Reaumurische Thermometer einen ganzen Winter hindurch gestanden hat; und zwar nur morgens früh, denn um Mittage stieg er auf 17 Grad. Die Beobachtungen mit dem Barometer und Thermometer, die ich auf diesen Bogen angestellt, und nach der Methode des

Hrn.

pflanzt daselbst verschiedene europäische Gartenfrüchte, die aber keinen Saamen geben, auch zieht man jedoch mit Hülfe der Kunst Aepfel, Birn, Pflaumen, Kirsch, Pfirsich- und Abricosen-Bäume, doch wird dieses nur von wenigen Einwohnern versucht.

Ohnerachtet der Menge von Früchten und Insekten, so ich auf den Bergen und in den Wäldern, die ich durchwanderte antraf, fand ich doch wenig Vögel daselbst, ob sie gleich hier sehr in Ruhe gelassen werden. Vielleicht haben die Indianer, so bey der Entdeckung der Insel von den Spaniern vertrieben wurden, und nachher gezwungen waren, sich in die Wälder zurück zu ziehen, und von der Jagd zu leben, viele Arten derselben ausgerottet.

Das wilde Schwein fängt auch an sehr selten daselbst zu werden; einige Einwohner behaupten zwar, es gäbe Affen hier, allein dies ist noch nicht bewiesen.

Schlangen und Eidechsen finden sich hier in großer Menge, vorzüglich aber zeigt die Natur hier ihren Reichthum in der mannigfaltigen und unzähligen Menge Insekten; ob nun gleich für einige von ihnen, der Tag nur einige Minuten, und das Leben nur einige Tage dauert, so ist doch immer eine so unzählige Menge von ihnen auf den Beinen, daß man auf allen Pflanzen, Blumen, und besonders auf den Früchten beständig welche findet, während daß eine noch größere Menge in

Hrn. de Luc berechnet habe, gab mir eine mittlere Höhe von 350 Toisen über die Meeresfläche, zum Resultat; einige die ich nicht gemessen habe, überstiegen noch diese Höhe und schienen mir das Doppelte davon zu halten.

in der Luft herum fliegt. Die, so den Tag über wachen, haben sich kaum mit der Sonne zur Ruhe begeben, so erwachen andere, verlassen ihr Lager, und fliegen ins Feld; jede Art hat ihr eigenes Geschrey, und dieses verwirrte Getöse einer Menge zischender Stimmen bringt einen abscheulichen Lärm hervor, so die ganze Nacht durch dauert.

Diese nächtlichen Feste werden ferner durch bewegliche Lampen erleuchtet, deren vereinigtes Licht öfters dem Mondlicht nahe kommt. Das Insekt (Cucuju), so es verbreitet, ist ein brauner Käfer, von einem Zoll in der Länge, und eines Fingers dik; er hat zwey leuchtende Punkte, an dem Hintertheil des Kopfs, die man für funkelnde Augen halten könnte, einen dritten hat es oben auf dem Rücken der weit leuchtender ist, als die beyden andern zusammen genommen, aber von einer Schaale bedeckt wird, so bald das Thier in Ruhe ist, wenn es sich aber bewegt oder fliegt, so geht die Schaale weg, und der leuchtende Punkt erscheint, woraus man schließen könnte, daß er ihm gleichsam zur Fackel dient. Ich sage nicht zu viel, indem ich behaupte, daß ein solcher Käfer dreyßig mal mehr leuchtende Materie an sich trägt, als ein europäischer Johanniswurm; ich habe es verschiedenen geraubt, und nachdem ich es auf Papier ausgebreitet, leuchtete es noch während zwey bis drey Minuten, und verschwand nachher gänzlich.

Die Klarheit, so diese Cucujus um sich her verbreiten, ist so lebhaft, daß man sie am hellsten Tage bemerkt, in diesem Falle muß man sie stark rütteln, denn sie wachen blos in der Nacht, und ihr Feuer ist während dem Schlaf unbemerkbar. Die Neger und Negerinnen wissen sich dieses Licht gut zu Nutze zu machen,

indem sie ihre Hütten damit erleuchten, und zu eben diesem Zweck gebraucht man sie auch in den reichsten Häusern, wo Wiegenkinder sind, und verschliest alsdenn drey oder viere in weisse Glasflaschen, und diese erleuchten ein Zimmer hinreichend, und so beugt man der Feuersgefahr vor, so während dem Schlaf der Ammen entstehen könnte.

Noch ein anderes Insekt, so den Gebürgen von St. Domingue eigen, und unter dem Namen rakado bekannt ist, verdient ohnerachtet seiner außerordentlichen Kleinheit gewiß alle Aufmerksamkeit, es ist kaum so groß als eine Blattlaus, und thut dennoch verschiedene Bisse in demselben Augenblick, auf dergleichen Bisse erfolgen gemeiniglich Blasen, so mit Schmerz und Jukken begleitet sind, die erst nach einigen Tagen verschwinden; der Gift *) dieses kleinen Thierchens ist also vermuthlich sehr heftig, weil eine dem Auge beynah unmerkliche Portion desselben so große Würkungen hervorzubringen vermag. Man kann behaupten, daß die europäische Otter, und die virginische Klapperschlange nicht damit zu vergleichen sind, denn wenn der rakado ohne seine Natur zu verändern, jemals die Größe einer gewöhnlichen Fliege erreichte, so würden sich die Menschen seinem Aufenthalte nicht zu nähern wagen.

Das Pferd, der Stier, der Esel, das Schaaf, der Hund und die Katze sind diejenigen europäischen Thiere, so in den Gebürgen von St. Domingue gut fortkommen,

*) Die Säuren sind dessen Gegenmittel, folglich ist dieser Gift von ganz anderer Art, als derjenige der mehresten giftigen Thiere.

men, auch sieht man daselbst Tauben, Hüner und Enten. Die Maulthiere des Landes sind nicht durchgängig von guter Art, und dies ist die Schuld der Einwohner, so sich begnügen, Esel von dem kleinsten Wuchs zum Belegen zu nehmen; diese schlechte Wahl ist um so weniger zu entschuldigen, da das Maulthier das einzige Thier des Landes ist, dessen sie sich in den Mühlen und zum Transport der Früchte bedienen.

Acht und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Die mehresten Ländereyen von S. Domingue sind angebaut, der Himmelsstrich ist überall derselbe, und die Erndte der Kolonie verändert sich von Jahr zu Jahr sehr wenig; ganz anders verhält es sich aber mit ihrem Werth im Handel, denn dieser hängt von unzähligen veränderlichen Ursachen ab, deren Herzählung langweiliger zu lesen als schwer zu begreifen seyn würde.

Indessen kann man ohne merklichen Irrthum eine mittelmäßige Erndte von S. Domingue, zu Geld angeschlagen, auf 80 Millionen franz. Livres berechnen, unter welcher Summe selbst der Werth der Früchte der Kolonie, so der Gegenstand des Schleichhandels sind, begriffen ist, und wovon die Amerikaner von Neuengland bis jetzt den besten Nutzen gezogen haben.

Die Auflagen des Königs betragen sieben bis acht Millionen; die Unkosten der Regie belaufen sich in Friedenszeiten auf zwey Drittel dieser Summe, und im Krieg manchmal auf die Hälfte, der Ueberschuß des ganzen Ertrags über die Konsumtion hingegen kann zu 12 Mil-

lionen angeschlagen werden, so der Industrie zu Theil werden.

Dieser Anschlag im Ganzen ist freylich nicht genau zu nehmen, aber doch hinreichend, und der folgende verdient Ihre Aufmerksamkeit nicht weniger, da er von derselben Quelle herkömmt. Er betrifft nemlich die Bevölkerung, so hier aus 35000 Weissen, 16 bis 17000 Freygelassenen und dreyhundert und dreyßigtausend Sklaven besteht, zwar beläuft sich die Anzahl der letztern, so in der Intendanz niedergeschrieben sind, kaum auf dreymal hunderttausend, allein es ist bekannt, daß viele Eigenthümer, um ihre Abgaben zu verringern, nicht alle Neger, so sie besitzen angeben; daher habe ich, zufolge der langen Erfahrung eines ihrer Mitglieder, die Zahl der wirklich angegebenen Sklaven um ein Zehntheil erhöht.

Nichts wurde mir schwerer, als etwas Gewisses von der Verwaltung der Kolonie zu hören, und Sie werden sich also mit einem einzigen Wort über diesen Gegenstand begnügen müssen. Sie wird von einem Intendanten und einem Gouverneur regiert, die in den beyden hohen Räthen den Vorsitz führen, wovon der eine zu Cap Francois, der andere zu Port au Prince ist *). Der Gouverneur, dessen Ansehn und Gewalt sich über das Ganze erstreckt, hat ein merkliches Uebergewicht vor dem Intendanten; und wenn auch letzterer ihm die Waage halten könnte, so würde die Administration nichts desto weniger nach dem Willen des Hofs ausfallen, weil beyde Oberhäupter von ihm eingesetzt und bestätigt werden, folglich seine Plane befolgen müssen.

Da

*) Die Hauptstadt der Kolonie, obgleich zu Kriegszeiten der Gouverneur und der Intendant zu Cap Francois wohnen.

Da nun das Ansehn des Gouverneurs so groß ist, so sollte billig auch die Aufklärung, die ihm nothwendig ist, damit übereinstimmen, denn seine Aufsicht erstreckt sich zugleich auf den Ackerbau, den Handel, die Jurisdiktion, die Vertheidigung der Insel, ihre innere Policey und auf das Seewesen. Kein europäischer Minister hat so mannigfaltige Kenntnisse nöthig, und man kann also in der Wahl der Männer, um diese Stellen zu besetzen, nicht vorsichtig genug seyn; wenigstens sollte man die Dauer *) ihrer Regierung verlängern, weil der Mangel an Kenntnissen durch nichts besser als durch Erfahrung ersetzt werden kann. Kaum aber hat ein Gouverneur einige Einsicht von seiner Stelle erhalten, so wird er wieder nach Frankreich zurückberufen, welchen Antheil kann er also an den Geschäften nehmen, und wie will man ihn zur Verantwortung ziehen? Dergleichen Veränderungen konnten ehemals nothwendig seyn, jetzt aber, da man keine Empörung zu fürchten hat, bringen sie nur Schaden.

Die geschriebenen Gesetze der Kolonie sind die Coutume de Paris und der Code noir, sonderbar ist es, daß sie noch keine Ordonnanz wegen dem Wasser und den Holzungen hat; im Anfang ihrer Gründung waren dieselben vielleicht überflüßig, allein jetzt, da der größte Theil des Landes angebauet ist, und man die laufenden Wasser zu mancherley Gebrauch anwendet, entstehen öftere Streitigkeiten hierüber, und mancher Privatmann, der sich zuerst eines Flusses bemächtigt hat, dessen Viertel zu seinen Bedürfnissen hinreichen würde, erlaubt andern nicht den kleinsten Arm davon abzulenken. Hieraus erhellet deutlich, wie viele Streitigkeiten, Feindschaf-

*) Sie dauert nur drey Jahre.

ten entstehen, und welcher Schaden dem Ackerbau dadurch zufließen müsse. In solchen Fällen werden die Klagen vor den Gouverneur gebracht, allein um mit Kenntniß der Sache urtheilen zu können, müßte er sich manchmal selbst an Ort und Stelle begeben, und dazu hat er selten Muße, überdies ist es in jedem Fall besser, feste und bestimmte Gesetze zu haben, so schon in einem großen Königreiche erprobt worden sind.

Neun und zwanzigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Von jeher waren die Meinungen über die Mittel, diese Kolonie zu vertheidigen, getheilt, und bis jetzt ist noch alles so unbestimmt, daß man das angenommene System nicht deutlich erkennen kann.

Vielleicht ist diese Ungewißheit in der Thatsache eine Folge von der Schwierigkeit der Frage, und so wahrscheinlich dies auch ist, so soll es mich dennoch nicht hindern, Ihnen meine eignen Gedanken darüber mitzutheilen.

Vors erste glaube ich, daß man alle vorzuschlagende Vertheidigungssysteme auf drey zurückbringen kann, nemlich auf die Marine, die Landmiliz und die Vestungen mit stehenden Garnisonen.

Erstlich, würde die Marine ohnstreitig dazu hinreichen, wenn man sich zu allen Zeiten mit einem Uebergewicht schmeicheln könnte, wodurch die Feinde in Furcht erhalten würden; allein welchen schrecklichen Aufwand würde dies erfordern? Wenn man es recht bedenket, so erstaunt man darüber, daß dies Mittel im Ernst konnte vorgeschlagen werden, ja ich würde es selbst nicht einmal

erwähnt

erwähnt haben, wenn ich nicht täglich sagen hörte, daß allein die Marine zur Beschützung der Kolonien hinreichend ist.

Zweytens, würde wohl das Land gesichert seyn, wenn man dessen Vertheidigung der Miliz allein anvertrauen wollte *)? Da sie aus Franzosen besteht, so ist dies schon genug zu ihrem Ruhm gesagt, allein bey einem ganzen Korps ist der Muth allein nicht zureichend, sondern es gehört Ordnung und Mannszucht dazu. Diese Miliz aber versammelt sich nur einmal des Monats, um vor den Kommandanten der Quartiere die Revue zu passiren, exerciren thun sie niemals, welche Figur würden sie nun gegen alte kriegerische Truppen machen? Hier würde jede Vergleichung ins Lächerliche fallen.

Zwar hat die Schweiz auch bloße Miliz zu ihrer Vertheidigung, allein sie ist exercirt, und ausserdem reizt das Land selbst die Haabsucht wenig, ist beynahe unzugänglich und noch überdies durch die Liebe zur Freyheit geschützt. Wollte man endlich hier den Generalmarsch sechszig bis achtzig Meilen in die Runde und bis in die entferntesten Gebürge erschallen lassen, wie viel Zeit bliebe dem Feind nicht übrig, um ganz ruhig festen Fuß zu fassen? Nun aber sind die ersten Niederlassungen auf einer von Vestungen entblösten Küste beynahe immer entscheidend; würde man dadurch nicht auch die Kolonien den Räubereyen der Neger blosstellen, wenn man sie ohne Herrn ließ, der sie im Zaum hielt, und mit dem Bewußtseyn, daß ein Feind in der Nähe ist, der ihre Empörung begünstigen wird? Dies sind starke Ein-

*) Alle Einwohner ohne Unterschied, es seyen Weisse, Mulatten oder freye Negern werden dazu eingeschrieben.

würfe gegen dies zweyte Vertheidigungssystem, und ich sehe nicht, was man darauf antworten kann.

Die, so nur von Flinten und Patrontaschen träumen und die ganze Welt zu Soldaten zu machen wünschten, halten es für etwas leichtes, die Miliz von S. Domingue ohngefähr eben so wie regulirte Truppen zu exerciren, und so haben sie alsdenn jederzeit eine Armee von zwölftausend Mann in der Kolonie, ohne daß sie dem König etwas kostet. Dies Resultat ist ohnstreitig sehr in die Augen fallend, nur vergißt man dabey zu bedenken, daß der Soldat in der Person des Einwohners von St. Domingue beständig dem Kauf- oder Landmann nachstehen muß, die dem Staat nie weniger nutzen, als wenn sie sich mit militärischen Uebungen beschäftigen; selbst die gesuchten Kleinigkeiten der Disciplin, die man jetzt unter dem Militaire einzuführen anfängt, würden hier sehr übel angewendet und von den schlimmsten Folgen seyn. Ist es z. B. nicht lächerlich, einen Einwohner, dessen Gegenwart auf seinen Gütern sehr nöthig ist, (so wie es jetzt geschieht) ins Gefängniß zu schicken, weil er einmal bey der Revue ohne Bajonett oder mit Patronen ohne Kugeln erschienen ist?

Der Zweck der Errichtung der Miliz von S. Domingue wird würklich sehr übel verstanden, wenn man sie unter diesem strengen Gesichtspunkt annimmt, der blos regulirten Truppen angemessen ist, deren Verrichtungen, so wenigstens bis jetzt dem Staat nützlich waren, darinn bestehen, daß sie sich unaufhörlich zum Krieg vorbereiten. Vielmehr muß man sie als eine politische Einrichtung betrachten, wodurch hauptsächlich die innere Polizey der Kolonie erhalten wird.

Diese Polizey ist unter den Kommandanten der Quartiere vertheilt, die gemeinschaftlich mit dem Gouverneur darüber wachen, und aus dieser Ursache sowohl, als auch wegen der unmittelbaren Gewalt, die sie in Händen haben, unter den angesehensten und verdienstvollsten Männern sollten ausgewählt werden. Allein mit Recht beklagt man sich darüber, daß die, so dergleichen Stellen *) erhalten, manchmal ganz unfähig, zuweilen auch ganz unwürdig sind, ihnen vorzustehen.

Einige, deren Vermögensumstände zerrüttet sind, bedienen sich derselben als einer Schutzwehr, um sich der gerichtlichen Verfolgung dadurch zu entziehen; andere misbrauchen ihre Gewalt und das Zutrauen des Gouverneurs, um angesehene und rechtschaffne Einwohner ungestraft zu necken. Allem diesem müßte also durch eine bessere Wahl vorgebeugt werden, und dies ist jetzt möglich, obgleich es vor einigen Jahren noch nicht möglich war, und zwar aus folgenden Gründen:

Im Jahr 1763 bewilligten die Einwohner von St. Domingue jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen, die sie auch noch erlegen, um von der Miliz frey zu seyn, und die Miliz wurde unterdrückt. Wenige Jahre nachher fand es der französische Hof für gut, sie wieder aufzurichten, ohne jedoch die Auflage aufzuheben, und dies erregte ein so allgemeines Murren, daß man Gewalt brauchen mußte, um sie wieder zu errichten; die vornehmsten Einwohner schlugen um diese Zeit die ersten Stellen aus, und wollten lieber gemeine Soldaten seyn, man war also genöthigt, sie zu prostituiren. Damals war freylich dieses Verfahren nothwendig, heut zu Tag

*) Sie sind ohne Gehalt und ohne irgend einen Nutzen.

aber, da alles stille ist, kann man wählen, und es ist würklich Zeit, es zu thun.

Ich will mich nicht in die Untersuchung einlassen, ob der französische Hof berechtigt war, die Miliz wieder einzuführen, ohne die Auflage aufzuheben, denn dergleichen Untersuchungen sind zu kützlich und zu vielem Streit unterworfen, das Faktum allein kann sie entscheiden. Die Enrollirung der Einwohner von S. Domingue zu einem Milizkorps scheint mir politisch vortheilhaft sowohl für die Ruhe des Hofs, als für die innere Polizey der Insel, und dies ist schon viel. Ohnstreitig würde man sie bey Gelegenheit eines Ueberfalls, ohnerachtet ihrer geringen Disciplin benutzen können, allein es würde dennoch nicht wohl gethan seyn, ihnen die Vertheidigung der Insel ausschließend zu überlassen.

Einige gut gewählte und befestigte Plätze, worinn zu jeder Zeit Garnison gehalten würde, die man in Kriegszeiten verdoppelte, machen das dritte Vertheidigungssystem aus, das mir das vortheilhafteste, solideste und ausführbarste unter allen scheint.

Allein das Fort Picolet *), so ein befestigter Platz seyn soll, kann ich nicht dafür erkennen, noch weniger alle jene Küsten-Batterien, die kaum ein Kaperschiff aufzuhalten vermögen. Ein solches Fort, wie ich meyne, ist zu S. Domingue nicht zu finden, nemlich einen mit Bastionen eingefaßten Platz, so mit guten Bekleidungen, Gräben, und hauptsächlich mit einem bedeckten Weg umgeben ist; ferner müßten unterirrdische Behältnisse vorhanden seyn, so die Bomben aushalten und die Mannschaft nebst den Munitionen in sich fassen könnte.

Alsdenn

*) Es liegt an dem Fuß eines Berges am Eingang der Rheede von Cap Francois.

Alsdenn würde eine förmliche Belagerung dazu erfordert, und dies ist in Amerika nichts leichtes, theils wegen der großen Hitze und Ungesundheit des Himmelsstrichs, theils wegen der Schwierigkeit, starke Armeen daselbst zu versammeln.

Welches würden aber zu S. Domingue die besten Plätze seyn, um dergleichen Forts anzulegen? Einer der vorigen Gouverneurs der Kolonie, der mehr Eifer für den Dienst des Königs als Aufklärung besaß, verlangte blos einen einzigen festen Platz auf der Insel zu haben, um sich im Fall eines Ueberfalls darein zu werfen, und von da aus Inkursionen auf die feindlichen Niederlassungen zu thun. Allein derjenige, so auf einer Insel Herr der See ist, hat unstreitig den Schlüssel zu allen Munitionen und Reichthümern der Kolonie, auf seiner Seite ist Ueberfluß und auf der andern Mangel. Folglich müßte man die Vertheidigungen an den gangbarsten Häfen anbringen, und um nichts überflüßiges zu verlangen, kann man die Zahl der auf S. Domingue zu befestigenden Plätze nur auf viere steigen lassen.

Unter allen ist Cap Francois unstreitig das wichtigste, theils wegen seiner Lage, theils wegen dem weiten Umfang seiner Geschäffte; nach diesem folgt Port au Prince, hierauf der Molo von Saint Nikolas, und zwar hauptsächlich, um den Feind zu verhindern, sich ihn so gut zu Nutze zu machen, wie er im vorigen Krieg gethan hat; der vierte Ort endlich auf der südlichen Seite wären die Cayes de Saint Louis. Ein Fort mit funfzehnhundert Mann scheint mir für Cap Francois hinreichend, ein andres von zwölfhundert für Port au Prince, und die beyden übrigen jedes für achthundert Mann eingerichtet, würden ihrer Wichtigkeit gemäß besetzt seyn.

Die

Die ganze Garnison würde also 4300 Mann betragen, die Regimenter von Cap und Port au Prince würden die Wachen dieser Forts versehen, und in Kriegszeiten könnte man sie verdoppeln und die Garnison kompletiren.

Wenn der Staat dieses Vertheidigungssystem für alle seine Kolonien annähme, so würde er nicht mehr nöthig haben, sich während dem Krieg zu erschöpfen, um sie mit Nationaltruppen zu besetzen, die der schlimmen Einwirkung des Himmelsstrichs zu tausenden unterliegen. Auf diese Art würde er mit wenig Mannschaft und Kosten über das Schicksal seiner entferntesten Besitzungen ganz ruhig seyn können, und den Krieg gleichsam nach Belieben regieren, und in seinen Angriffen desto furchtbarer seyn, da die Sorge für seine eigne Vertheidigung ihm keinen Theil seiner eignen Kräfte entzöge.

Um uns aber von der Güte dieses Systems noch besser zu überzeugen, so wollen wir uns dasjenige zurückrufen, was vor Kurzem geschehen ist. Wenn Saint Christoph, welches jetzt mit vieler Mühe eingenommen worden ist, statt einer schlechten Befestigung ohne bedeckten Weg nur ein mittelmäßiges Fort gehabt hätte, so würde die französische Armee zuverläßig genöthigt worden seyn, die Belagerung aufzuheben, weil, ohnerachtet des elenden Zustandes desselben und den Hülfsmitteln, so die See den Belagernden gewährte, letztere dennoch so sehr an einem guten Ausgang zweifelte, daß nur ein Paar Tage längerer Widerstand sie gänzlich von ihrem Vorhaben abgewendet hätte.

Hieraus folgt, daß in Amerika vorzüglich die festen Plätze die Hauptrolle spielen müssen, weil die Armeen daselbst nur schwach seyn können und ihr Transport und

Unterhalt

Unterhalt ausserordentlich kostbar ist. Ferner weil eine Belagerung daselbst weit beschwerlicher ist als in Europa, und der Ersatz der Todten unmöglich; auf diese Art kann man eine Belagerung, die sich in die Länge verzieht, immer für vergeblich halten, die zum Nachtheil des Unternehmenden ausschlagen wird.

Da nun die Belagerung eines einzigen Forts in Amerika eine wichtige Sache ist, wie sollte ein Feind es jemals wagen, mehrere auf einmal zu unternehmen, wie er thun müßte, um sich der Kolonie von S. Domingue zu bemächtigen?

Dreyßigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Da ich einige Abschriften meiner Briefe durchlese, so mache ich es mir einigermaßen zum Vorwurf, nicht zwar, daß ich die Wahrheit verfehlt hätte, sondern wegen den für den Charakter der Bewohner von S. Domingue beleidigenden Auslegungen, wozu meine verschiedenen Bemerkungen um so mehr Gelegenheit geben könnten, da man, vermöge eines alten Vorurtheils, ohnehin in Europa geneigt ist, besonders die Bewohner des innern Theils unter so häßlichen als untreuen Zügen zu schildern. Erlauben Sie mir also diese Schilderung zu verbessern, damit wo möglich bey Ihnen kein weiterer Zweifel übrig bleiben möge, über die vernünftigste Art, wie man im Allgemeinen die Europäer in den amerikanischen Kolonien beurtheilen müsse *).

Es

*) Sie sind im Ganzen genommen einander alle sehr gleich.

Es ist zuvörderst ganz falsch, daß sie nur von dem Auswurf der Hauptstädte bevölkert worden sind, wie man gewöhnlich in der Entfernung von den Küsten zu glauben pflegt; ja man findet sehr selten Leute daselbst, so in ihrem Vaterlande entehrt worden sind, denn sie würden sehr bald entlarvt werden und nirgends unterkommen.

Vormals konnte man Amerika als den Auswurf Europens betrachten, allein der Landbau und der feste Handel haben alles verändert, so daß man jetzt sagen kann, daß die Bevölkerung der Insel sich eben so sehr gereinigt hat, als die Luft so man daselbst einathmet.

Warum, wird man mir aber einwerfen, werden die Sklaven so grausam behandelt? Können Menschen wohl so sehr ausarten und ihre Natur verläugnen? Ich antworte Ja! sobald eine schlechte Regierung es erfordert. Denn diese allein, die Sklaverey nemlich, muß man deswegen anklagen, denn sie ist an sich selbst abscheulich und widernatürlich, folglich gehören schlechte und unnatürliche Mittel dazu, um sie zu erhalten. Sanftmuth gegen Sklaven, von denen man zu viel verlangt, enthält einen Widerspruch mit dem Zweck, den man sich vorsetzt; und derjenige, so dieses Mittel in ähnlichen Fällen anwenden wollte, würde sehr bald zu der äußersten Strenge zurückzukehren gezwungen seyn.

Allein die mehresten Eigenthümer von Amerika stellen dergleichen Betrachtungen nicht einmal an, sondern lassen sich von der Gewohnheit regieren, und glauben daher, ein Neger gehöre ihnen ganz eigen, sobald sie ihn bezahlt haben, so wie ohngefähr jedes andere Thier; folglich sind sie weniger strafwürdig als man sich vorstellt. Der Beweis hievon ist der, daß sie gegen Weisse

sehr

sehr menschenfreundlich sind und hierinn schöne Beyspiele zur Nachahmung geben; wovon ich nur die Gastfreyheit, so in allen Kolonien beobachtet wird, anführen will, welche Gewohnheit unstreitig aus Wohlthätigkeit entstanden ist.

Auf der andern Seite muß man auch zugestehen, daß die anhaltende Strenge, so die Behandlung der Sklaven erfordert, und der Golddurst, so in Amerika weit heftiger als in Europa ist, zwey zu mächtige Feinde sind, als daß die schwache Menschheit ihnen widerstehen sollte. Da sie nun täglich gegen beyde kämpfen muß, so verliert sie täglich etwas von ihrer Tugend, und sobald sie erst bis zu einem gewissen Grad versunken ist, so darf man sich nicht wundern, wenn sie in ihren Handlungen sowohl als Meinungen in die größte Ausschweifung verfällt. Dennoch findet man in den Kolonien noch gute Menschen, auf deren Tugend diese schädlichen Ursachen wenig oder gar nichts gewürkt haben, und sie sind um so schätzenswerther, je größer die Versuchungen waren, die sie zu überwinden hatten; ich selbst kenne einige von dieser Klasse, deren Rechtschaffenheit weit über mein Lob erhaben ist.

Ein und dreyßigster Brief.

Ueber den Ursprung der Berge.

Saint Domingue 1782.

Die Eindrücke, so durch eine bloße Lektüre entstehen, müssen nothwendiger Weise von denen, so durch den unmittelbaren Anblick der Gegenstände selbst verursacht werden, sehr verschieden seyn. In diesem

letztern

letztern Fall ist die Ueberzeugung entweder vollkommner oder der Gegenstand interessanter, weil er öfters Ideen erweckt, die in der Entfernung von demselben nicht so leicht entstehen. Von dieser Art sind diejenigen, so die Betrachtung der Berge von S. Domingue bey mir erregt hat, und die ich Ihnen hier vorlege.

Der Ursprung der Berge hat schon eine Menge Naturforscher beschäftigt, ohne daß bis jetzt einer von ihnen uns eine hinreichende Erklärung geliefert hätte; ein mathematischer Beweis würde hier freylich eine zu strenge Forderung seyn, allein wenigstens kann man doch einen ziemlichen Theil Wahrscheinlichkeit verlangen. Ich werde mit Wenigem die vornehmsten Systeme über diese Frage untersuchen, bis zu dem des Herrn von Buffon, das am allgemeinsten angenommen zu seyn scheint, weil es mit den Beobachtungen am meisten übereinstimmt, und mich vorzüglich bey einem Punkt aufhalten, den dieser große Mann mit Stillschweigen übergangen hat, und worüber seine Vorgänger nichts genugthuendes gesagt haben.

Daß die Berge in dem Schoos des Meeres entstanden sind, läßt sich wohl schwerlich bezweifeln, wenn man ihre Figur im Allgemeinen, ihre innere Organisation und die versteinerten Seekörper betrachtet, so die mehresten derselben in ihren Schichten enthalten. Allein wie sind sie aus der See emporgestiegen, die sie ehemals gänzlich bedeckte, und wie konnten sie sich dreytausend Toisen über dieselbe erheben *)? Durch welche schreckliche Revolution wurden nachher unermeßliche feste Länder an dem Fuß dieser Berge entblößt? Dies scheint mir

der

*) Der Cimboracao unter den Cordilleros übersteigt noch diese Höhe.

der Knoten der Frage, den bisher noch niemand gelöst hat.

Herr Maillet *), der annimmt, daß das Meer täglich weit mehr Dünste aufsteigen ließ und noch läßt, als wieder auf die Erde zurückfallen, liefert uns eine Hypothese, die der gesunden Physik sowohl als auch der harmonischen Circulation, so zur Erhaltung der Wesen erfordert wird, gänzlich widerspricht, und weiß am Ende nicht, was er mit seinen Dünsten anfangen will.

Derjenige, so ohne einen allmähligen Verlust der Meere anzunehmen, behauptet, daß die Berge durch Vulkane und unterirrdische Feuer entstanden sind, behauptet etwas, so keine größere Aufmerksamkeit verdient; dieses System würde für einen neapolitanischen Bauer sehr gut passen, der niemalen etwas anders als den Vesuv und die verschiedenen Produkte seiner Auswürfe gesehn hat.

Allein auch der unaufmerksamste Beobachter, der die Alpen und Pyrenäen und die französischen Gebürge vom zweyten Range bereist, an ihnen eine anhaltende Regelmäßigkeit beobachtet, und in den mehresten wohl konservirte Seekörper angetroffen hat, wird sogleich behaupten, daß das System des Feuers sehr einseitig ist und nur auf wenig Gegenden der Erde kann angewendet werden; von den ungeheuern Feuerschlünden will ich nicht einmal reden, die erfordert würden, um solche riesenmäßige Massen zu erheben, woraus die merkwürdigsten Bergketten bestehen.

Derjenige endlich, der vor der Rundung des Erdballs ein unermeßliches Wasserbehälter in seinem Innern

*) Unter dem Namen Telliamed.

nern annimmt, so mit einer dicken Erdkruste umgeben war, die bey der ersten erhaltenen Bewegung entzwey barst und verworren unter vielerley Winkeln zusammenfiel, giebt uns nur eine fürchterliche (wenn sie weniger ungereimt wäre) Schilderung von der Entstehung der Berge und der Erscheinung des Meeres. Wie will man in einer solchen Verwirrung die Ordnung und Richtung finden, so bey der Organisation der Berge beobachtet wird?

Ich halte mich also an die Hypothese des Herrn von Büffon; alles spricht für sie, und meine Ueberzeugung wächst, je mehr ich darüber nachdenke; ich komme wieder auf die Lücke, so er in der Erklärung seines Systems gelassen hat, indem er für die ungeheure Zurückziehung des Wassers keinen Grund angab.

Ohnstreitig konnte der Schwerpunkt des Erdballs sich verändern, wie es denn noch möglich ist, nemlich durch die ungleiche Vertheilung der Materien, allein diese Veränderung würde zu unbeträchtlich seyn, um einen hinreichenden Grund für die Erscheinung der Berge angeben zu können, um so weniger, da diese Veränderungen bald nach dieser, bald nach einer andern Richtung geschehen, wodurch eine Kompensation entsteht; und überdies trägt auch die Bewegung in die Runde vieles dazu bey, ein vollkommnes Gleichgewicht unter allen Theilen des Erdballs zu unterhalten, und es wieder herzustellen, wenn es unterbrochen wird.

Will man ferner annehmen, was doch unwahrscheinlich ist, daß die Axe der Erde sich regelmäßig bewegt, so daß die verschiedenen Parallele sich der Reihe nach an der Stelle des Aequators befinden, so würde man durch diese Bewegung allerdings den Ursprung der niedrigen

Berge

Berge erklären können, so in Europa sind, allein die Schwierigkeit würde noch immer für diejenigen bleiben, so man heut zu Tag unter der Linie selbst findet, wo doch die Centrifugalkraft in ihrer ganzen Stärke das Meerwasser nur dreytausend Toisen unter ihre Eisgipfel erheben kann.

Man muß also diese Axenbewegung als unzureichend aufgeben, und dies um so leichter, da sie weder bewiesen noch wahrscheinlich ist.

„Sollte aber wohl die Centrifugalkraft der Erde un„veränderlich seyn, und nicht vielmehr durch eine unver„meidliche Folge der Reibung eine allmählige aber stete „Verminderung leiden?“

Diese Muthmaßung stimmt mit der gesunden Physik überein und ich will sie hier entwickeln. Wir wollen den Erdball annehmen, bevor er noch die erste Bewegung in die Runde erhalten hat, das Wasser, so auf den festen Theilen desselben enthalten ist, mußte ihn in diesem Zustande ganz bedecken und er eine vollkommne Kugel vorstellen. Die Umwälzung beginnt, das Gleichgewicht wird unterbrochen und schon verändert sich die Figur, der Aequator wird erhöht und die Pole abgeplattet; das Wasser, so der Centrifugalkraft schnell nachgiebt, durchdringt zugleich die festen Theile, so es zusammenhalten, und reißt Erde, Sand und Muscheln untereinander fort, es entstehen hier Anhäufungen an einem andern Ort Behälter, und so bemächtigt es sich allmählig alles dessen, was ihm Widerstand leistet, je nachdem seine Bewegung vermehrt wird.

Die vorher überschwemmt gewesenen Polargegenden, wo eine große Menge Fische lebten und sich vermehrten, und wo die fruchtbaren Muscheln ohne Hinderniß allmäh-

lig ungeheure Anhäufungen verursachten; alle diese Gegenden, so bisher unter dem Wasser begraben waren, fühlen plötzlich das erste Zeichen einer majestätischen Veränderung der Scene; das Wasser verläßt sie, flieht nach dem Aequator und die Polarländer steigen aus dem Wasser hervor. Um diese Zeit mußten nothwendig beträchtliche Ungleichheiten auf ihrer Oberfläche vorhanden seyn, so von dem unregelmäßig zusammen gehäuften Sand und Muscheln herrührten. Obgleich aber diese Ueberbleibsel ziemlich hohe Berge bildeten, so waren es doch immer noch niedrige Hügel in Vergleichung mit jenen ungeheuren Bergketten, die in der Nachbarschaft des Aequators, und folglich um so mehr unterdem Aequator selbst entstunden, weil daselbst die Bewegung nicht allein anhaltender, sondern auch in ihrer ganzen Stärke war. Die ursprüngliche Wassermasse, so mit der von den Polgegenden und einer großen Geschwindigkeit vermehrt wurden, waren die ursprünglichen Elemente derselben.

Ohnstreitig war damals die Centrifugalkraft weit stärker als heut zu Tag, und gab also der Erde eine um den Aequator länglichere Gestalt, als wir an ihr jetzt bemerken. Allein im Physischen sowohl als im Moralischen ist nichts unveränderlich, und das perpetuum Mobile, dessen Untersuchung so lange Zeit die Menschen mit Kleinigkeiten beschäftigt hat, ist nicht einmal in den Sphären vorhanden, woraus das Weltall besteht.

Sobald die Erdkugel den höchsten Grad ihrer Centrifugalkraft erreicht hatte, so mußte sie durch das Reiben, so durch das Umwälzen im Raum entstund, vermindert werden, so senkte sich also die Oberfläche des Meeres, und es erschienen die höchsten Gipfel der gegen-

wärtigen

wärtigen Cordilleras als eine Reihe Klippen auf der Oberfläche des Wassers. Da nun dieselben Ursachen zu würken fortfuhren, so entblößten sich die Berge um den Aequator immer mehr und mehr, im Gegentheil wurden die festen Länder um die Pole aufs neue unter Wasser gesetzt und ihre Berge schienen sich zu verringern. Endlich werden auch die Dinge nicht immer in dem Zustande bleiben, in dem wir sie heut zu Tag sehen, weil noch immer eine Centrifugalkraft vorhanden ist. Nur allein bey deren gänzlichem Aufhören wird die Erde wieder ganz überschwemmt werden, und ihre ursprüngliche erste Figur wieder annehmen, mit Ausnahme einiger Höker in der Gegend des Aequators, die als schwache Ueberbleibsel der jetzigen Gebürge erscheinen, und den vielen Jahrhunderten widerstehn werden, so zu dieser grossen Veränderung erforderlich sind.

Hier drängen sich Ideen an Ideen, und es kostet eben so viel, seine Vernunft als seine Einbildungskraft im Zaum zu halten; allein mitten unter dieser unbegränzten Aussicht in zukünftige Revolutionen verirrt sich der Blick über der Menge von auf einander folgenden Begebenheiten, und vermag die Zeitpunkte nicht zu bestimmen. Welcher Naturforscher wird die Abnahme der Centrifugalkraft berechnen? und worauf will er seine Rechnung gründen? Man bemerkt blos einen unermeßlichen Zeitraum, so zum Genuß des Menschen bestimmt ist, bevor das Wasser wieder Besitz von der Erde nimmt; man sieht ferner, daß die gegenwärtigen Veränderungen ihm vortheilhaft sind, weil sie ihm statt der dürren beynahe unbewohnbaren Wüsteneyen der Pole, deren sich das Meer nach und nach bemächtigt, einen fruchtbaren Schoos in den Ländern des Aequators eröffnen. Diese

Revolutionen werden sich aber so langsam und allmählich ereignen, daß sie der Geschichte der ältesten Völker entwischen werden, blos allein ihre politischen Annalen werden übrig bleiben, schwache Bruchstücke von Zeit, so eine lange Reihe von Generationen nach und nach von der uncndlichen Dauer der Natur abgesondert hat.

Ein und dreysigster Brief.

Kurze Bemerkungen über die Beschaffenheit der Insel St. Domingue überhaupt, ihre innere Organisation, ihren Himmelsstrich, die Art ihrer Atmosphäre, ihre Lufterscheinungen, und sowohl inn- als ausländischen Produkte.

Um den Umfang der Insel St. Domingue zu erfahren, darf man nur die Charte*) zur Hand nehmen, ihre Beschaffenheit ist aber nicht so gut daselbst angemerkt, daher ich Ihnen einen allgemeinen Begriff davon geben will.

Die Berge von Cibao machen die höchste Spitze der Insel aus, und aus ihnen entspringen die größten Flüsse, der San Jago, und die Juna in dem Spanischen, und der Neybe und Artibonite in dem Französischen Antheil.

An

*) Ohngefähr der dritte Theil der Insel gehört an Frankreich, der Ueberrest an Spanien. Noch neuerlich haben Komissarien von beyden Höfen die Gränzen beyder Kolonien bestimmen müssen, und es war Zeit, daß es geschah wegen einer Menge gegenseitiger Bevortheilungen, woraus Zank und Streit zwischen den Uferbewohnern entstand, der sich manchmal mit Morden endigte.

An diese sehr hohen Berge *) stoßen andere kleinere, an diese noch kleinere, und sofort den ganzen Umfang der Insel durch, bis an die See, wo die Küste mehrentheils steile Felsen darbietet, so mehrere Toisen in der Höhe haben.

Die verschiedenen Zwischenräume, so diese Bergketten in ihrem mannichfaltigen Laufe übrig lassen, bilden reichhaltige Ebenen, wo der Bau des Zuckerrohrs getrieben wird; die mehresten von ihnen sind gegen die See zu offen, und gränzen an Rheeden, so von Schiffen besucht werden. Die Ebenen von St. Domingue sind mehrentheils nicht durch Hügel, sondern durch steile Berge begränzt, die schnell und so hoch aufsteigen, daß die mehresten Wolken daran stoßen. Sollten diese starken und vielfältigen Höker, die man in der Nachbarschaft des Aequators antrift, nicht die Würkung der Centrifugalkraft seyn, wodurch der heisse Erdstrich, zur Zeit, als das Wasser ihn noch ganz bedeckte, heftiger bewegt wurde, als der übrige Erdball? Und sollte die Steile ihrer Berge nicht eine Folge der Abschwemmungen seyn, denen sie unterworfen ist, wodurch die Erde nebst ihren Produkten abgerissen und in die Ebene gestürzt worden?

Auf der ganzen Insel weiß man von keinem Vulkan, und die Berge, so ich zu beobachten Gelegenheit hatte, schienen mir keine andere Veränderungen erlitten zu haben, als solche, die aus gewöhnlichen Ursachen entstehen; sie haben ihre gewöhnliche komische Form erhal-

*) Sie sind bis an den Gipfel mit Waldungen besetzt, und bleiben immer grün. Man hat verschiedene Ueberreste der alten Indianer daselbst gefunden, besonders Waffen und Fetichen.

halten, ihr Gipfel ist nicht abgestümpft, und hat auch keine Vertiefung, so einen Krater vorstellen könnte. Auch findet man weder auf ihrem Rücken, noch in den Flüssen, so ihren Fuß bespülen vulkanische Materien, sondern Granit, thonartige Steine von mancherley Mischung, Thonerde, Kalksteine von verschiedener Art, und Minen, so hauptsächlich Kupfer enthalten. Hiezu kömmt noch, daß die Wälder mit denen sie vor dem Bau des Kaffees bis zu ihren höchsten Gipfeln bedeckt waren, von einer steten ununterbrochenen Vegetation zeugen, so mit dem Wüthen der Vulkane unvereinbar ist, oder wenigstens deren Daseyn verschiedene Jahrhunderte zurück setzt.

Port au Prince und die umliegenden Gegenden sind indessen sehr heftigen Erdstößen ausgesetzt; dasjenige von 1770 zerstörte die Hälfte der Stadt, doch entstund keine Eruption, ob es gleich für die Bewohner dieses Kantons zu wünschen wäre, daß eine entstünde, denn sie würden alsdenn weniger von dem unterirrdischen Feuer zu fürchten haben, dessen Stöße dadurch gemäßigt würden.

Obgleich aber die Berge von St. Domingue von Vulkanen unversehrt geblieben, so bemerkt man an ihnen doch große Veränderungen, so das Wasser verursacht hat; denn man findet nicht allein weggeschwemmte Erdlagen, (welches sehr oft zu geschehn pflegt) sondern ganze Bergabtheilungen von zwey bis drey Millionen Cubiktoisen, die entweder auf einmal oder nach und nach zusammen gestürzt sind, und jetzt eine Art von Wiederhalt bilden, und mit den großen Massen, von denen sie abgerissen wurden, zusammen hängen; die mehrsten derselben sind mit Bäumen besetzt, und ihre

innere

innere Organisation besteht blos aus unregelmäßigen verwirrt untereinander liegenden Felsenstücken, mit weiten leeren Zwischenräumen.

Als ich eines Tages einen der Berge um Cap François besteigen wollte, so hob ich an seinem Fuße ein Stückchen von seinem Gestein auf, und fand eine Art sehr harten Cäments von sehr hoher rother Farbe, der vielerley kleinen weissen Steinchen zum Bindungsmittel diente, und sich in den Säuren gänzlich auflösen lies. Da ich nun den Gipfel des Berges erstiegen hatte, so untersuchte ich sein Gestein aufs neue, und fand eben das Bindungsmittel und die kleinen Steine, allein dies war alles von grauer Farbe, und keineswegs in Säuren auflöslich. Ich grübelte dieser Erscheinung lange nach, und Sie sollen urtheilen, ob ich mich geirrt habe.

Sollte man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen können, daß die kalkartigen sowohl als glasartigen Steine einer allmähligeu Veränderung ihrer Natur durch die schwache aber anhaltende Würkung der Sonne, einer mehr oder weniger trocknen Atmosphäre, des Regens und der Winde, unterworfen sind?

Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern auch allgemein angenommen, daß das Wasser alle Theile des Erdballs überschwemmt hat, und daß folglich die Seebewohner Spuren von sich auf den höchsten Bergen, so wie in den tiefsten Thälern zurücklassen mußten. Warum findet man aber keine solche Spuren auf den höchsten und ältesten Gipfeln des Erdballs, im Gegentheil glasartige Steine? Warum sind sie auf mittelmäßigen Höhen ganz verschwunden, die doch auch aus kalkartigen Materien bestehen? Warum findet man endlich

öfters noch ganze Schnecken und Muscheln, in einer zarten Erde, an feuchten Orten, und vorzüglich in den Ebenen? Nichts anders, als die große Trockenheit der Atmosphäre, während vielen Jahrhunderten durch konnte die Spuren der Seekörper auf den hohen Bergen vertilgen, und sie ganz verändern; und warum sollte die entgegengesetzte Ursache, die an den niedrigern Gegenden der Erde unaufhörlich auf die glasartigen Steine würkt, sie nicht zu kalkartigen umändern können?

Die erstern entledigen sich aller fremdartigen Theile, wie z. B. des Wassers, und werden in den Säuren auflösbar; indem sich ihre elementarischen Theile von einander absondern.

Die andern, so beständig von der Feuchtigkeit der Luft und der Erde mit Beyhülfe der Hitze angegriffen werden, dehnen sich auseinander, und nehmen neue Theile in sich auf, die sie trennen und kalkartig machen. Diesem Raisonnement zufolge mußte es also nur eine einzige elementarische Erde geben, und die Verschiedenheit, so man in ihren mannichfaltigen Verbindungen bemerkt, käme blos von der Zumischung fremdartiger Theile her.

Allein diese Ausschweifung ist für eine bloße Muthmaßung ohnehin schon zu lang, und ich komme also wieder auf St. Domingue zurück. Die innere Beschaffenheit der Erde dieser Insel muß man in den natürlichen Gruben zu erforschen suchen, denn nur selten graben hier die Menschen sehr tief in dieselbe hinein. Die Keller sind hier im untersten Stockwerke des Hauses, und die Steine, womit man baut, kommen gewöhnlich aus Frankreich, obgleich die Insel selbst sehr

schöne liefert, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie zu suchen. Selbst die Hoffnung Gold zu finden, hat noch niemand zum Graben bewogen, und hierinn muß man die Klugheit des Gouvernements bewundern, denn ohne allen Zweifel müssen sich auf St. Domingue reiche Goldadern befinden. Die Quellen, woraus sonst die Indianer welches schöpften, sind glücklicherweise jetzund ganz unbekannt; dennoch reissen sich von Zeit zu Zeit ansehnliche Stücke los, so die Flüsse mit sich fortführen, und durch Zufall entdeckt werden. Man findet auch viele Kupfer- und Eisenminern daselbst *), und ganze Hügel von Magnetstein.

Die durch das Wasser ausgehöhlten Ebenen zeigten mir überall eine Lage alter vegetabilischer Erde von neun, zehn, bis zwölf Fuß Tiefe, so mit Sand, Steinen und Schlamm bedeckt war. Dies ist zwar nichts ausserordentliches, denn man findet es überall, allein die allgemeinen Ursachen, wodurch diese Erdanhäufungen entstehen, sind hier weit würksamer als unter dem gemässigten Himmelsstriche.

Wenn man in einer Entfernung von einer halben Stunde das schöne Grün der dichten Wälder betrachtet, so manche Berge **) von St. Domingue bedecken, so

*) Einer der Bergbewohner hat mir versichert, daß auf seiner Pflanzung viel natürliches Eisen gefunden werde, und mir auch einige Stücke davon versprochen; allein er hat nicht Wort gehalten.

**) Vielleicht wurden sie zu allererst angebaut, aber vor so langer Zeit, daß man es sich nicht mehr erinnern kann, und die Kerne, so von dem Wind oder den Vögeln hin und hergeworfen wurden, haben nachher, mit Hülfe der Zeit wieder neue Wälder erzeugt.

so sollte man nichts von der Unordnung und Unregelmäßigkeit des Bodens, worauf sie stehen, vermuthen. Hier erheben sich hohe und starke Stämme hintereinander, und scheinen von ferne sich der Art darzubieten, man sollte denken, nichts wäre leichter, und dennoch entschließt sich ein erfahrner Eigenthümer nur in der dringendsten Noth dazu.

Wenn man sich diesen Wäldern nähert, so von ferne zugänglich scheinen, so erblickt man nichts als Abgründe, abgerissene Felsenstücke, andere sogleich einer Nadel in die Höhe stehen, Trichter, natürliche Mauren von verschiedenen Toisen in der Höhe, und unzugangbare jähe Schlünde; an den ebensten Stellen dieses sonderbaren Bodens aber findet man den beynah nackenden Felsen mit einer Menge kleiner spitziger Höker besetzt, so die Neger verwunden, die man dahin führt.

Diese vereinigten Hindernisse haben schon so mancherley Zufälle verursacht, daß die Eigenthümer, welche dergleichen Wälder in ihren Besitzungen haben, lieber das benöthigte Holz von andern kaufen, als sich daselbst damit versehen wollen.

Das erste, so einem bey Beobachtung des Klimas von St. Domingue aufstößt, ist die Eintheilung des Jahrs in zwey gleiche Jahrszeiten von einerley Dauer, wo es während der einen niemals regnet ohne Donner, und während der andern gar kein Zeichen von natürlicher Elektricität bemerket wird. Die erste derselben fängt im May an, und endigt sich im Oktober; dies ist der Sommer des Landes, die andere begreift den Ueberrest des Jahrs und heißt Winter.

Den Sommer über sind die Gewitter sehr häufig, heftig, von kurzer Dauer, und entstehen blos Nachmittags;

tags; im Winter hingegen ist der Regen seltener, wenn ger stark, und kömmt ohne Unterschied zu allen Stunden des Tages, und dauert zuweilen sehr lange. Im Sommer so wie im Winter steht der Barometer gewöhnlich vor dem Aufgang der Sonne am höchsten, und um drey Uhr Nachmittags am tiefsten, gegen Abend steigt er allmählig wieder hinauf, und fährt beynah mit jedem Tage so fort.

Der Seewind bläst des Tages über, und der Landwind während der Nacht. Da nun die See zur Sommerszeit sehr stark ausdünstet, so bringt der Seewind, der sich regelmäßig über das Land erstreckt, und bis gegen zwey drey Uhr des Nachmittags immer stärker wird, eine Menge Dünste mit sich, die sich gegen die höchsten Theile der Insel anlegen, und Wolken bilden. Diese werden durch neue Dünste vermehrt, und verdikken sich durch die Gewalt des sie drückenden Windes; alsdenn wird der Himmel schwarz, umzieht sich, und so entsteht das Gewitter, wenn nicht der Wind Stärke genug behält, um die Wolken zu zertheilen, und zu zerstreuen. Zuweilen aber ziehen sich die Dünste in einen Bergschlund hinein, und werden weit geführt, alsdenn entsteht kein Gewitter in den umliegenden Gegenden.

Ueberhaupt aber ist während dem ganzen Sommer, es mag nun ein Gewitter vorhanden seyn, oder nicht, der Zug des Windes und der Dünste jeden Tag derselbe, so, daß man das Klima von St. Domingue nicht unrecht mit dem Gange einer Uhr vergleichen könnte. Wenn die Dünste einmal zusammen getrieben, und verdickt sind, so mögen sie sich nun in Regen auflösen oder nicht, so steigt der Barometer dennoch, und der Seewind wird bis gegen Untergang der Sonne immer

schwä-

schwächer *), zu welcher Zeit sich der Landwind erhebt, und bis den andern Morgen anhält.

Ob nun gleich der Zug des Seewindes im Winter derselbe ist, so ist dennoch wegen der geringern Hitze die Ausdünstung nicht so beträchtlich; dies ist die Ursache, warum man in dieser Jahrszeit keine so große Menge täglich durch den Seewind regelmäßig herzugeführter Dünste bemerkt.

Es war mir nicht möglich, die Menge Wassers genau zu bestimmen, die während der Zeit meiner andern Beobachtungen hier gefallen ist **), allein für die Ebene um Cap Francois herum schätze ich sie auf mehr als 150 Zoll. Wenn man die Heftigkeit der Gewitter bedenkt, so wird man eine so große Menge Wassers sehr wahrscheinlich finden; ich selbst sahe eines mit an, wobey in Zeit von zwey Stunden beynahe sechsthalb Zoll Wassers fielen.

Bey einer stäten Hitze ist die Ausdünstung des Körpers in den Ebenen stärker als auf den waldigten Bergen; dennoch aber geringer als in Europa, und diese Verschiedenheit muß ich blos dem Grade der Feuchtigkeit der Luft zuschreiben, der an gewissen Orten stärker ist, als an andern. Ueberhaupt aber scheint in der Atmosphäre von St. Domingue ein großer Grad von Feuchtigkeit allgemein zu herrschen, und dies erhellt aus der Mattigkeit, so diejenigen fühlen, die darinne leben, vorzüglich aber die Europäer; denn sie ist zu merklich, als daß sie blos die Wirkung von der Hitze seyn könnte.

*) Er ist beynahe immer nur schwach.

**) Die Menge des gefallenen Regenwassers ist in den verschiedenen Vierteln, sehr ungleich.

könnte. Denn wie oft geschieht es nicht, daß in Frankreich in den Hundstagen der Thermometer höher steigt, als hier in den heissesten Zeiten, und sich einige Zeit so erhält, ohne daß man dadurch merklich beschwert wird? Dennoch ist man daselbst einer so großen Hitze nicht sehr gewohnt, und folglich muß in der Atmosphäre von St. Domingue eine andere Ursache liegen.

Das Eisen rostet daselbst sehr geschwind; die Fußboden der Zimmer im untern Stockwerk sind immer sehr feucht, so wie auch die Leinewand und die Papiere, welche man daselbst verschliest. Die lebhaftesten Farben verlieren in kurzem ihren Glanz, und es scheint beynahe als wenn der Boden der Insel beständig rauchte, und unaufhörlich die Atmosphäre mit einer Menge Dünste anfüllte.

Vielleicht ist aber das verflüchtigte reine Wasser nicht die einzige Ursache der Würkungen, die ich hier anführe, und es können noch andere luftartige Substanzen dazu beytragen, als z. B. die fixe Luft, die man in dem vegetabilischen Reich häufig findet, wo sie sich durch die Gährung entwickelt. Nun aber findet man die Vegetabilien nirgends häufiger und auch nirgends schneller entwickelt und zerstört, als zu Domingue. Auch ist die fixe Luft zu Erzeugung mancher Phänomene sehr geschickt, die man daselbst bemerkt, und überhaupt nur der Feuchtigkeit zuschreibt, ob sie gleich nur sehr unvollkommen dadurch erklärt werden können.

Diese Sache verdiente durch einige Versuche über die Atmosphäre der Insel genauer untersucht zu werden, und vorausgesetzt, daß man sie mit fixer Luft angeschwängert fände, so würden nicht nur die Aerzte aus dieser Witterungskenntniß einen großen Vortheil für

die

die Behandlung des Landes ziehen *), sondern auch noch eine richtige Diät zu deren Vorbeugung erfinden können.

Die größte Veränderung des Barometers während der Zeit, daß ich ihn zu Saint Domingue beobachtete, betrug fünf Linien. Die größte Veränderung des Thermometers in derselbigen Zeit war 12 Grad. Die korrespondiren den Veränderungen sind in Europa sehr ungleich, und nicht einmal verhältnißmäßig.

Zu St. Domingue entsteht die grösie Kühlung unmittelbar vor dem Aufgang der Sonne, und die gröste Hitze um zwey oder drey Uhr Nachmittags. Des Sommers über fällt der Abendthau erst spät in der Nacht, die gemeine Meinung glaubt indessen, daß er sich unmittelbar nach Untergang der Sonne spüren läßt, so daß die mehresten Europäer aus Furcht sich ihm auszusetzen, alsdenn nicht auszugehen wagen; so berauben sie sich des Vortheils in der Jahrszeit, wo es ihnen am nöthigsten wäre, eine frischere Luft zu geniessen als die des Tages ist.

Ich habe öfters in den Monaten Junius, Julius, August und September beobachtet, daß der Abendthau nur erst gegen Mitternacht fiel, damals stund aber freylich

*) Sollte man die venerischen Krankheiten, so man in Amerika fand, nicht der fixen Luft zuschreiben können, mit der die Atmosphäre dieses Landes hauptsächlich vor dem Anbau erfüllt seyn mußte? Wahrscheinlich ist der Keim dieser Krankheit von der Natur der Säuren, weil die Alkalien ihre würksamsten Gegenmittel sind. Sollte nicht das unaufhörliche Einathmen einer säuerlichen Luft mit der Zeit den menschlichen Körper angreifen und ihm eine Krankheit aus überflüßiger Säure zuführen können?

lich der Thermometer auf 22 und 23 Grad. Den Winter über fällt er mit Einbruch der Nacht und überhaupt sehr häufig zu allen Jahrszeiten, und ersetzt großentheils die Trockenheit, so durch die tägliche Sonnenhitze hervorgebracht wird.

Meines Erachtens ist diese Eintheilung des Jahrs in zwey Jahrszeiten, wo während der einen es immer donnert, während der andern aber gar nicht, ein besonderes Phänomen; und dennoch ist mir nicht bekannt, daß man aufmerksam darauf geworden wäre, oder es zu erklären gesucht hätte.

Die Wärme des Winters auf Saint Domingue ob sie gleich fünf bis sechs Grad schwächer ist, als die des Sommers desselben Landes, ist doch noch immer stärker, als die, so man in unserm Vaterland gewöhnlich nach Gewittern empfindet; warum läßt sich aber demohngeachtet zu Saint Domingue vom Ende des Oktobers an, bis Anfang Mays kein Donner hören? Diese Schwierigkeit zu heben, muß man auf die allgemein angenommene Grundsätze der Elektrizität zurückgehen, und die Anwendung, die ich nachher davon machen werde, wird zu einem neuen Beweiß von der Gründlichkeit der Franklinischen Theorie dienen.

Wäre jede Substanz gleich stark elektrisirt, und alle hätten dasjenige, was man übereinkommen ist, ihre Quantitas communis zu nennen, so würde nie ein Donner entstehen. Die Gewitterwolken, so der Seewind den Sommer durch über das Land von St. Domingue führt, stehn also nicht in gleicher Elektrizität mit demselben; im Winter hingegen, wo gar keine Gewitter entstehn, geschieht gerade das Gegentheil.

Es mag kalt oder warm seyn, so ist das Elektrizitäts-Quantum des Oceans immer dasselbe, wegen der Gleichartigkeit des Wassers und seiner Eigenschaft, ein guter Ableiter zu seyn. Daher ist es sehr selten, daß man den Donner in hoher See hört, selbst in dem heissen Erdgürtel, weil die Dünste, so sich aus dem Ocean erheben, immer ihr Quantum mit fortnehmen, und die Wolken so daraus entstehen, mit der Wassermasse immer im Gleichgewicht der Elektrizität bleiben; nur alsdenn erst, wenn sie gegen das Land und in die Weite getrieben werden, verändern sie ihr Verhältniß und können durch das Wasser zum Donnern gebracht werden.

Mit dem Lande hingegen verhält es sich ganz anders; mit Pflanzen und Mineralien bedeckt, betrachte ich dieselbe als eben so viele Elektrophore, so die Hitze je nach dem Grad ihrer Stärke oder Schwäche, mehr oder weniger afficirt; den Harzkuchen ähnlich, so man bald erwärmt, bald erkalten läßt, verlieren sie während dem Sommer viel elektrische Materie, und behalten mit der Abnahme der Hitze wieder mehr bey sich. Finden Sie nun diese Begriffe richtig, so entstehen nun nachstehende Folgen:

Die auf der See entstandene Wolke, so durch den Seewind während dem Sommer auf das Land von St. Domingue getrieben wird, findet dasselbe eines großen Theils seines Elektrizitäts-Quantums beraubt, und ist also in Rücksicht seiner in einem positiven Zustand, und donnert, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Im Winter, wo die Hitze geringer ist, hat das Land weniger von seinem Quantum verloren, ja zu wenig, als daß die Verschiedenheit des Gleichgewichts zwischen ihm und den Wolken merkliche Würkungen her-

hervorbringen könnte: Endlich entsteht auch der Regen auf St. Domingue immer aus derselben Quelle, nemlich aus der See, er ist zu allen Zeiten gleich elektrisirt, und blos allein die Elektrisirung der Insel wird verändert.

In Europa verhält sich dies alles besonders in der Entfernung von den Küsten ganz anders, weil die mehresten Wolken daselbst mitten im Land entstehen, und sich in der Ferne in einem Klima auflösen, das mehr oder weniger elektrisch ist, als dasjenige, wo sie entstanden sind.

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit in Frankreich mit einem Südwinde zwey starke Donnerschläge gehört zu haben, obgleich damals die Erde mit Schnee bedeckt war. Vermuthlich kamen diese Donnerwolken weit her; überhaupt aber muß man sagen, daß die Erscheinungen der Natur in Europa zu sehr verwickelt sind, um so wie in dem heissen Erdgürtel genau erkannt zu werden. Hier ist ihr einfacher Gang beynah immer derselbe und einförmig, dort hingegen sind die Resultate so mannigfaltig und so verwickelt, daß man die Principien derselben nur undeutlich erkennen kann.

Es scheint überdies, daß die natürliche Elektrizität sich hier um so stärker offenbart, als die Gewitter seltener sind, und dies ist leicht zu begreifen, denn je länger die Erde durch eine große Hitze dem täglichen Verlust eines Theils ihres Elektrizitäts-Quantums ausgesetzt ist, desto größer muß die Verschiedenheit der Elektrizität zwischen ihr und den Wolken, so von der See herkommen, seyn. Sobald hier kurz nach einander zwey Gewitter entstehen, als z. B. nur ein oder zwey Tage, so wird der Donner des zweyten geringer seyn;

gehen aber ohngefähr zehn Tage ohne Gewitter vorüber, so macht dasjenige, so endlich der Dürre ein Ende macht, allezeit ein fürchterliches Getöse. Die elektrische Materie wird nach allen Seiten hin gejagt, man unterscheidet auf einmal fünf bis sechs Donnerschläge, und dies dauert ganze Stunden.

Man bemerkt nicht ohne Erstaunen, daß auf einer Insel, die verschiedene Monate hintereinander von der Sonne beynahe perpendikulär erhitzt wird, dennoch der Grad der Wärme nicht so hoch steigt, als in den nördlichsten Provinzen von Frankreich. Dies erkläre ich mir folgendermaßen:

Ich habe während sechs nach einander folgenden Wochen, einen Theil der Meere des heissen Erdstrichs in einer Jahrszeit durchschifft, wo die Sonne beynahe in unserm Zenith stund, da ich ferner in dieser Zeit starke und schwache Seewinde, wie auch Windstillen erfahren habe, ohne daß der Thermometer jemals über 23 Grad stieg, so vermuthe ich, daß dieser Grad der Hitze ohngefähr der stärkste ist, den die Atmosphäre des heissen Erdgürtels in freyer See erlangen kann, und daß da der regelmäßige Wind, den sie täglich den Inseln zuschickt, zu schnell über dieselben hinfährt, um sich daselbst stark zu erhitzen, und folglich die Atmosphäre des Landes beynah in derselben Temperatur erhält, die das sie umgebende Meer hat.

Das innere Land von Europa ist freylich nicht in gleichem Falle, sondern während den Monaten Julius und August, anhaltenden Windstillen unterworfen; die Erde häuft alsdenn die Hitze an, und die Reverberation, so sie in den untern Luftschichten verursacht, erhitzt sie bis zu einem beträchtlichen Grade.

Wollte

Wollte man den Grund wissen, warum die See des heißen Erdgürtels bey Windstillen, nicht auch die Hitze verstärkt, da sie doch weit mehr von der Sonne erhält, als die heissesten Länder Europens, so würde ich nach der Erfahrung antworten, daß das Wasser ein weit besserer Ableiter für das Feuer ist, als die Erde, und daß die Feuertheilchen die letztere nur sehr wenig durchdringen, daher sie sich denn auf ihrer Oberfläche anhäufen, und sie weit mehr erhitzen, als auf dem Ocean möglich ist. Kann man ferner nicht auch die Reverberationen der Berge hieher rechnen, die gleich den Brennspiegeln die Hitze, obgleich mit größerm Verlust, verstärken?

Die geringe Veränderung, welche man zu Saint Domingue an der Höhe des Barometers bemerkt, ist vermuthlich eine Folge der geringen Veränderung der Temperatur der Insel. Der eigenthümliche Charakter ihrer Produkte überhaupt ist Rohigkeit und Härte, denn statt jener zarten mit einem sanften Grün bemahlten Pflanzen, die man auf Ihren vaterländischen Wiesen sieht, findet man hier in den Savanen nur Pflanzen mit harten Stengeln, dicken Blättern, so der grösten Sonnenhitze, und selbst der Dürre widerstehen, wenn sie nicht zu lange anhält. So sieht man unter dem brennenden Himmel von Afrika, schwarze Menschen mit groben Zügen, krausen Haaren, deren Hirnschädel doppelt so stark ist, als der unsrige, deren Knochen fester und deren Fleisch dichter ist.

Alle hiesigen Pflanzen stehen nicht tief in der Erde, und dies bemerkt man an den gemeinsten Kräutern wie an den höchsten Bäumen; man sollte daher bald glauben, daß die Wurzeln mehr Nahrungssäfte aus der Luft

als aus der Erde ziehen, oder daß sie hier mehr Luft nöthig haben als anderswo, weil, sobald man sie einen Schuh tief in die Erde steckt, der Baum schwach wird und bald darauf ausgeht. Die Wurzeln verbreiten sich übrigens sehr weit und in großer Menge.

Ein Baum, den man hier abköpft, geht unvermeidlich aus, und dies ist ein neuer Beweis, daß er vorzüglich von der Atmosphäre lebt, und ich wundere mich auch nicht, eine so große Verschiedenheit der Organisation zwischen den Pflanzen von S. Domingue und den mehresten europäischen zu finden, denn da diese letztern die Hälfte des Jahres ihrer Blätter beraubt sind und immer in einer ziemlich trocknen Atmosphäre leben, so müssen sie im Gegensatz derer von S. Domingue mehr durch ihre Wurzeln als durch ihre Blätter existiren.

Unter allen Bäumen und Sträuchern aber so man hier antrifft, unterscheidet sich keiner so wesentlich von allen denen, so man in Europa kennt, und der also für einen Fremden merkwürdiger ist, als der rothe Manglebaum *).

Die Beschreibungen, so ich davon gelesen habe, schienen mir demjenigen, was ich an dem Ort selbst beobachtet habe, so wenig angemessen, daß ich es nicht für überflüßig halte, Ihnen meine eignen Bemerkungen mitzutheilen.

Ich habe dreyerley Arten Manglebäume auf wässerigem Grund gesehen, und werde sie eben so von einander unterscheiden, wie man sie in dem Lande selbst unterscheidet, nemlich durch die Benennungen weisse, schwarze und rothe.

Der

*) Manglier rouge.

Der weisse Mangle wächst als Strauch zu einer Höhe von zehn bis zwölf Schuhen; er erhält seinen Namen von der Farbe seiner Rinde, die überdies ziemlich glatt ist; seine Blätter sind von einem sehr schönen Grün, zwey und einen halben Zoll lang und einen Zoll breit, endigen sich spitzig und stehen zwey und zwey zusammen. Seine Beeren gleichen kleinen Kirschen mit langem Stiel, und seine Wurzeln liegen ganz flach an der Erde.

Der schwarze Mangle wächst als Baum zu einer Höhe von vierzig bis funfzig Schuh, alsdenn hat er zwey und mehr Schuh im Durchschnitt an dem untern Theil. Seine Rinde ist sehr braun und schaaligt; seine Blätter gleichen denen des weissen Manglebaums, allein auf der hintern Seite sind sie glätter; sein Holz ist sehr hart, und man braucht es zu Zimmerholz; er vermehrt sich überdies durch Beeren, die denen des weissen Mangle sehr ähnlich sehen.

Der rothe Manglebaum ist wesentlich von den beyden vorigen Gattungen verschieden, weil er aus allen seinen Zweigen Wurzeln schlägt, die in verschiedenen Richtungen zur Erde herunterfallen, wo sie fassen und neue Bäume hervorbringen. Diese Wurzeln tragen niemals Blätter, und haben ausserdem eine besondere Gestalt, die sie auszeichnet, und wodurch man sie sehr leicht von den vielen Zweigen, mit denen sie verschlungen sind, unterscheiden kann.

Der Baum wirft seine Wurzeln immer auf die Seite, wohin er sich am stärksten neigt, wodurch er eine grössere Festigkeit erhält, und obgleich die Vermehrung des rothen Manglebaums vermittelst seiner Wurzeln, die der mehresten Bäume übertrifft, so hat ihn die Natur noch überdies mit Saamenkörnern versehen, so den Zim-

metnelken sehr ähnlich, jedoch etwas kleiner sind. Sein Stamm ist nicht über zwanzig bis fünf und zwanzig Schuh hoch, und sein Holz wider die Art der andern beyden sehr brennbar. Seine Rinde wird für ein Antifebrile gehalten, und man muthmaßt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die sogenannte China nichts anders, als die Rinde einer Art von Mangle ist.

Ganz irrig haben manche Schriftsteller den amerikanischen Feigenbaum, so unter dem Namen figuier maudit oder wilder Feigenbaum bekannt ist, in die Klasse der Manglebäume gesetzt; denn von dieser ist ersterer auf alle Art verschieden, wegen seiner ausserordentlichen Dicke, seinem schlechten Holz, der Form und Richtung seiner Blätter, der Figur und Eigenschaften seiner Frucht *), und endlich wegen dem ihm eignen Erdreich, indem er nur allein in dürren Gegenden fortkömmt. Vermuthlich ist dieser Irrthum daher entstanden, weil er auch die Eigenschaft hat, sich durch Wurzeln fortzupflanzen, die er von seinen Zweigen auf die Erde wirft; allein bey dem wilden Feigenbaum sind sie weit zahlreicher als bey dem rothen Mangle, überdies sind sie, wenn sie den Boden berühren nicht dicker und fester als eine andere ziemlich zarte Pflanze, und erhalten erst Stärke und Festigkeit, nachdem sie eine lange Zeit darinn fest gewesen sind, dahingegen die Wurzeln des rothen Mangle, so wie sie von dem Stamm oder Zweig des Baums kommen, schon die Konsistenz des gewöhnlichen Holzes und gewöhnlich die Dicke eines kleinen Fingers haben. Die

erstern

*) Sie hat einige Aehnlichkeit mit den wilden Artischoken, und enthält einen harzigten Saft, der sich leicht entzündet und dessen Eigenschaften man weiter nicht kennt.

erstern reichen in Zeit von weniger als einem Jahre von den Zweigen bis zur Erde nieder, während daß verschiedene Jahre dazu gehören, um daß die andern nur die Hälfte dieses Wachsthums erreichen, so daß sie immer in verschiedenen Entfernungen von dem Erdreich hängen, das sie erreichen sollen.

Die einzige Gattung von Paletuvier *), die ich hier gesehen habe, ist ein Baum von der Dicke und Größe des schwarzen Mangle. Seine Rinde ist braun und schaalicht, allein diese Schaalen sind nicht so wie bey dem schwarzen Mangle, wo sie den Fischschuppen ähnlich sind, sondern haben die ganze Länge des Stammes, und ahmen etwas unförmlich die engen Streifen einer Säule nach, ihr Blatt gleicht dem der Manglebäume. Doch ist es weniger glänzend. Der Baum hat zwey Abtheilungen von horizontalen Wurzeln, die obere Abtheilung steht über der Erde und die untere einige Zoll unter derselben **).

Amerika zeigt uns an dem rothen Mangle und dem wilden Feigenbaum nicht nur eine bisher uns in Europa unbekannte Vermehrungsart, sondern es giebt uns dadurch einen außerordentlichen Beweis von seiner vegetativen Kraft. Ich habe mich durch folgende Erfahrung mit dem Bananier überzeugt.

*) Man findet ihn, so wie die Manglebäume, auf wäßrigem Boden, so mit der See Gemeinschaft hat.

*) Bey dergleichen Beschreibungen wiederhole ich nicht dasjenige, was schon in andern vorkömmt; mir schien es hinreichend, dasjenige hinzuzuthun, was ausgelassen, und zu berichtigen, was der Wahrheit entgegen ist.

Im December 1782 gieng ich kurz vor Mittag in eine Bananasplantage, so auf sehr gutem Erdreich lag, hieng meinen Thermometer im Schatten auf, der auf 21 Grad stieg, und ließ hierauf mit Bewilligung des Eigenthümers durch einen Neger vier starke Bananasstämme von verschiedener Dicke zwey Schuh über der Erde abschneiden. Der kleinste von den vier Stämmen offenbarte mitten aus dem Durchschnitt eine plötzliche Vegetation, deren Fortschritt man sehr deutlich sehen konnte; dies dauerte aber nur einige Minuten, an dem dicksten Stamm dauerte dies länger, und er wuchs neun Linien binnen einer Stunde. Ich bemerkte auch, daß der erste Schuß der Vegetation der stärkste war, und nachher allmählig abnahm, so daß er nach einigen Minuten nicht mehr zu bemerken war, vielleicht aber würde er sich in der heissesten Jahreszeit länger erhalten haben.

Das Bambusrohr giebt dem Bananier in Ansehung der schnellen Vegetation nichts nach, und wenn die Pflanzen des Landes besser untersucht und bekannt würden, so fänden sich vielleicht noch Beyspiele von einem schnellern Wachsthume.

Ohne mich aber in einzelne Untersuchungen hierüber einzulassen, ist das allgemeine Gemälde des hiesigen Himmelsstrichs immer merkwürdig genug. In den Ebenen sieht man ein ewiges Grün; kaum ist ein Rohrfeld eingeerndtet, so trägt es wieder aufs neue; die Erde feyert niemals, nie wird sie gedüngt und dennoch ist sie immer fruchtbar. Die Wiesen sind beständig mit Vieh bedeckt, das immer seine Nahrung darauf findet, wenn anders der Regen nicht mangelt. Ich sahe alte durch nützliche Lebensprodukte erschöpfte Felder, so erst seit zwey Jahren unangebaut lagen, doch schon wieder so sehr mit

wilden

wilden Kräutern und Pflanzen bewachsen, daß man kaum durchdringen konnte. Wälder, deren dürren Boden man nur durch Festhalten an den Zweigen ersteigen konnte, so sehr mit Bäumen, Sträuchern, Hecken, Gebüschwerk und Ranken von verschiedener Dicke besetzt und untereinander auf tausendfache Art verwickelt, daß für neue Pflanzen gar kein Platz mehr übrig war. Mit einem Wort, die Natur scheint hier auf jeden Erdklumpen und sogar auf die Felsen eine Auflage gelegt zu haben.

Im Schatten sowohl als in der Sonne bringt alles Früchte hervor, und die Vegetabilien haben hier einen so starken Trieb zur Entwickelung, daß sie nur einen Standpunkt nöthig haben, das übrige alles thut der Himmelsstrich. Man findet hier sehr schöne fruchttragende Bäume, die ohne die geringste Wartung gedeihen, und es ist zu vermuthen, daß man mit Hülfe der Kunst nicht allein die Gattungen verbessern, sondern auch die Klassen vermehren würde. So könnten der Acajouapfel, die Sapote *), (Achras Sapota Linnaei) und andere hier Stammmütter und vielleicht eben so gemein werden, als in Europa der Apfel und die Birne.

Diese angenehme Aussicht scheint den mehresten Einwohnern ein Hirngespinst, weil sie das Pfropfen der Bäume auf St. Domingue für unmöglich halten; zum Beweis dessen führen sie einzelne, nicht lang genug fortgesetzte, vielleicht zu nachläßig angestellte Versuche an. Ich meiner Seits hingegen kann einen Beweis anführen, der die ihrigen alle überwiegt, weil er positiv ist.

Man

*) Diese Frucht findet sich auch auf der Insel Curaçao, und ist daselbst die beste ihrer Art in ganz Amerika.

Man hat hier mit gutem Erfolg den süßen Pomeranzenbaum auf den wilden, und die gute Rebe auf die wilde gepfropft; und diese Erfahrung, so jeder nachmachen kann, ist ein guter Anfang in dieser neuen Laufbahn. Es ist mir zwar bekannt, daß die weniger ähnlichen Gattungen sich nicht so leicht vermischen lassen, allein kaum fünf bis sechs Personen der Kolonie haben hierüber einige Versuche angestellt, und sollte man deren Versuche für entscheidend halten? Wenn sie dieselben im Sommer, im Winter oder während der Dürre angestellt haben, kann man alsdenn nicht vermuthen, daß die kleinen Kanäle, so sich mit einander vereinigen sollen, entweder von der einen oder der andern Seite zu schnell vertrocknet sind? In Europa würde unter denselben Umständen eben dasselbe geschehen. Hätte man aber zu St. Domingue eine feuchte und frische Witterung dazu gewählt, wie es deren im Winter nach langem Regen öfters giebt, und alsdenn den Versuch des Pfropfens im Großen angestellt, so würde man dessen Misrathen als eine dem Klima eigne Sonderbarkeit betrachten können, die um so unerwarteter wäre, da der Saft sich daselbst sehr lange in Würksamkeit erhält. Im Grunde beschäftigt sich aber hier niemand mit diesem nützlichen Zweig des Ackerbaues, und begnügt sich lieber die Früchte zu essen wie sie die Natur giebt, d. h. ziemlich schlecht, mit Ausnahme der Ananas, der Sapote und einiger Arten Pomeranzen. Eben so sonderbar ist es, daß man sich mehr bemüht, einige europäische Früchte daselbst zu naturalisiren, als die des Landes zu vervollkommnen, obgleich ersteres weit schwieriger und weniger allgemeinnützig ist als letzteres.

Die zahlreichste Familie der Vögel, so man hier in den Ebenen antrifft, die zugleich die mannigfaltigste und

schönste

schönste ist, ist die der Kolibris; man findet zwar auch eine Art Nachtigallen, deren Gesang aber weit unter dem der europäischen ist, obgleich unter den amerikanischen Vögeln der angenehmste. Die Natur hat die mehresten von ihnen mit den glänzendsten Farben geziert, und ihnen dagegen die Annehmlichkeit der Stimme versagt; sie sind übrigens so zahm, daß man nicht nöthig hat sie zu fangen, um ihre Schönheit zu betrachten, ich habe mich oft ihnen auf einige Schuh genähert, ohne daß sie durch meine Gegenwart in Schrecken geriethen.

Diese Beobachtung, so ich an verschiedenen wilden Vögeln gemacht habe, gab mir Anlaß zu einer Bemerkung, die sich auf mancherley Thierarten anwenden ließe. Die Natur hat vermuthlich den schwachen einen unvertilgbaren Abscheu gegen ihre Feinde eingeflößt; so flieht das Schaaf beym Anblick des Wolfs, und das Federvieh eines Hofs erhebt ein Angstgeschrey, wenn der Raubvogel über ihnen wegfliegt. Da aber die Anzahl der Jäger hier sehr gering ist, so sind die wilden Thiere noch ihrem natürlichen Zustand näher als in Europa, wo der Mensch sie unaufhörlich bekriegt, und da nun die Vögel ihn nicht zu fürchten scheinen, ist dies nicht ein Beweis, daß in der Ordnung des Ganzen sie ihm nicht zur Nahrung dienen sollten? Dieser analogische Beweis scheint mir richtiger und überzeugender als alle die, so aus dem Mitleiden hergeleitet werden können.

Da die Hitze hier jeden Tag, jede Stunde stark genug ist, um die Eyer der Insekten auszubrüten, so darf man sich nicht sowohl über ihre ungeheure Menge, als darüber, daß sie noch nicht zahlreicher sind, verwundern. Bevor die Wälder abgeschlagen und die Sümpfe ausgetrocknet waren, mußte die Oberfläche des Landes und

die

die Atmosphäre damit angefüllt seyn, seitdem aber durch den europäischen Fleiß das Land angebauet worden, und besonders seitdem man die Stoppeln der Rohrfelder verbrennt, bevor man sie wieder bepflanzt, kann der größte Theil der sich darauf befindenden Insekten der Flamme nicht entgehen, und werden also zugleich mit ihrer Nachkommenschaft ausgerottet.

Allein ohnerachtet dieser allgemein zerstörenden Ursache, die in den Zuckerebenen sich alle drittehalb Jahre und auf den Bergen so oft, als man wieder neu pflanzt, ereignet, so hat St. Domingue noch immer eine solche ungeheure Menge Insekten von aller Art, daß Europa gar nicht damit in Vergleich kömmt.

Unter allen übrigen ist die Krabbspinne das merkwürdigste, und es giebt welche, so größer sind als eine geballte Faust; sie ist schwärzlich und mit einem borstigen Haar, so zwey oder drey Linien lang ist, bedeckt, wodurch ihre Figur noch scheußlicher wird; ihr Küraß ist so hart, daß man sie nicht leicht zerquetschen kann. An den trockensten Orten findet man sie am häufigsten, dort gräbt sie sich ein Loch in die Erde und heftet einige ganz kurze Faden an die Oeffnung; manchmal verläßt sie ihre Wohnung und kriecht an der Erde hin ins Feld, um ihre Nahrung zu suchen, diese besteht größtentheils in Insekten, allein sie verzehrt auch ihres Gleichen. Ein Neger brachte mir eines Tages zwey von 7 bis 8 Zoll im Umfang, ohne die Füße mitzurechnen, ich schloß sie zusammen in ein Gefäß ein und erwartete den Erfolg; sie blieben eine Zeitlang unbeweglich, gleich als wenn sie sich wechselseitig beobachteten, hierauf näherte sich eine der andern, die sich sogleich zur Wehr setzte, und nun begann der Kampf, er dauerte lang und endigte sich mit

dem

dem Tod der einen, die nachher von ihrem Ueberwinder ausgesaugt wurde.

Oefters kommen sie bey Regenwetter in die Zimmer hinein; die Neger halten ihren Biß für sehr gefährlich, doch verursacht er kaum einen bis zwey Fieberanfälle. Da die Natur überdies ihre schädlichen Waffen unter ihrem Körper angebracht hat *), so kann man ohne Schaden auf sie treten. Nur alsdenn, wenn sie auf die Menschen kriechen, können sie dieselben beissen, sie sind aber sichtbar genug, um sich vor ihnen in Acht zu nehmen.

Die Tausendfüße sind weit gefährlicher, weil sie ihre krummen Zähne vorn an dem Kopf tragen, sie haben hier bis acht Zoll in der Länge, und ihr Biß, ob er gleich sehr gefürchtet wird, ist doch in seinen Würkungen nicht heftiger als der der Krabbspinne.

Der Skorpion ist hier sehr selten, und weit weniger giftig als der italiänische.

Die Ameisen sind hier so häufig und von so verschiedenem Geschmack, daß gleichsam gar nichts vor ihnen sicher ist; manche Eßwaare, so der einen Art nicht behagt, dient einer andern zur Nahrung, ich fand sogar welche, so die Citronen angiengen.

Giftige

*) Es sind zwey gekrümmte, hole und sehr spitzige Zähne, die sich kreuzweis über einander schließen, wenn das Thier in Wuth ist; alsdenn schneiden diese Zähne ins Fleisch ein, und es läuft ein röthliches Wasser heraus, so man für ihren Gift hält.

Giftige Schlangen kennt man auf dem ganzen Umfang der Kolonie nicht, gewöhnliche hingegen findet man in großer Menge, und sieht welche in den Ebenen von zwölf Schuh in der Länge; ihr Biß hat weiter keine Würkung als die jeder andern gewöhnlichen Wunde, überdies fliehen sie vor dem Menschen und tödten eine ungeheure Menge Ratzen, welche ohne sie eine große Verwüstung in den Zuckerfeldern anrichten würden.

Die Kaimans sind in dem französischen Antheil der Insel sehr selten geworden, doch findet man noch einige an den Ufern des Artibonite.

Unter allen europäischen und zu St. Domingue naturalisirten Hausthieren leidet der Stier *) durch die Würkung des Klimas am mehresten, und steht in Ansehung der Stärke weit gegen die Ochsen Ihrer Felder zurück; man bedient sich indessen desselben zum Transportiren, worinn ihm doch das Maulthier immer vorgezogen wird.

Finden Sie nun meine Bemerkungen zu allgemein, so muß ich darauf antworten, daß ich mich in Einzelnheiten weder einlassen konnte noch wollte, deren viele mir ganz unbekannt sind, auch wollte ich dasjenige nicht wiederholen, was schon so oft ist gesagt worden, sondern nur das Land im Ganzen schildern, Ihnen einen wahren Begriff davon geben, und einige Vorurtheile vertilgen, so durch Bücher bey Ihnen können Glauben gefunden haben.

Zwey

*) Man sehe meinen Brief über die Berge.

Zwey und dreyßigster Brief.

Saint Domingue 1782.

Beantwortung einer vom Herrn Abbt Raynal aufgeworfenen Frage.

„Ist die Entdeckung von Amerika dem Menschenge„schlecht schädlich oder nützlich gewesen?“

„Ist etwas wesentlich Gutes daraus entstanden, „welches sind die Mittel, es zu erhalten und zu vermeh„ren?“

„Hat sie hingegen würkliche Uebel hervorgebracht, „welches sind die Mittel, ihnen abzuhelfen?“

Bey der Beantwortung dieser Frage ist nichts weniger mein Zweck, als den Preiß zu erhalten, so auf die beste Rede gesetzt ist, wodurch die Frage aufgelöst wird. Frey von allen Schranken und Nebenabsichten will ich blos meine eignen Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand auffetzen, um Ihre müßigen Stunden dadurch auszufüllen.

Der wollüstige Verschwender, der Kaufmann, der Seefahrer, und selbst der Politiker erheben hier von Enthusiasmus beseelt ihre Stimmen und sagen:

Vor den glücklichen Versuchen des unsterblichen Christoph Columbus war Europa ein Raub des Geizes und des Despotismus der Geistlichkeit, der Tyranney einer Menge großer Herren, der Barbarey innerlicher Kriege ausgesetzt, und verschwendete seine Thätigkeit und natürlichen Kräfte zu seinem eignen Schaden, weil es dieselben nicht auswärts zur Beförderung seines Glücks verbreiten konnte. Die Völker betrachteten den Ocean als eine mächtige Scheidewand, und hielten ihn blos für

einen Abgrund und Behausung der Stürme, und da sie auf ein zu enges Land eingeschränkt waren, lieferten sie einander ohne Aufhören blutige Schlachten und stritten um das Land, statt es anzubauen.

So reißt sich ein ungestümer Strom in wilden Gegenden aus seinen Ufern, verändert sein Bette, reißt Bäume und Land mit fürchterlichem Geräusch mit sich fort, bildet hier einen Wasserfall, überschwemmt dort eine ganze Gegend und bringt pestilenzialische Moräste hervor; eben so zerstört ein zahlreiches, schlecht regiertes und schlechten Gesetzen unterworfenes Volk die Erndten, zündet Städte an, ermordet die Einwohner und verändert unaufhörlich den Stand der Reiche.

Die Entdeckung der neuen Welt war also nothwendig, um die alte aufzuklären und ihre Würksamkeit auf nützliche Dinge zu lenken.

Die Frage ist also aufgelöst, weil um diesen Zeitpunkt das europäische Volk anfieng die Erde fleißig zu bauen, Manufakturen zu errichten, Seehäfen zu graben, Schiffe zu bauen, seine Produkte bis an das äußerste Ende der Welt zu verführen, und mit fremden beladen zurückkehrte. Vervielfältigten sich dadurch nicht die Freuden der Menschen? und lernten sie nicht dadurch den Genuß kennen? Auf einem geräumigern Schauplatz, der ihnen vorher unbekannt war, schien sich ihre Existenz um die Hälfte zu vermehren; nützliche und angenehme Künste wurden zu gleicher Zeit vervollkommnet; ihre zerstörende Unruhe verwandelte sich sehr bald in nützliche Arbeitsamkeit, und das Vergnügen wurde durch den neuen Genuß, so der Handel täglich den Arbeitenden gewährte, belohnt. Alle Völker wetteiferten mit einander, Theil daran zu nehmen; ihre Bemühungen hatten

einen

einen gemeinschaftlichen Zweck; der Tauschhandel entstund zwischen ihnen und die Folge davon war die Civilisirung.

Zufrieden mit ihrer neuen Lage wollten sie ohnstreitig auch die Ursache davon wissen; so entstund das Reich der Philosophie; die Begriffe erweiterten sich mit den Geschäfften, die Vernunft klärte sich auf und die Sitten wurden sanfter; die Fackel der Wahrheit erleuchtete zugleich den Ackerbau, die Moral und die Politik.

Die Völker fiengen an ihre Rechte zu erkennen, und setzten den unbegränzten Forderungen ihrer Regenten durch die allgemeine Meinung Schranken; sie fiengen an gute und schlechte Regierungsformen von einander zu unterscheiden; erkannten den Vortheil eines vernünftigen Luxus; erwiesen der Arbeitsamkeit die ihr gebührende Achtung, und verweigerten den Mönchen diejenige, so sie unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatten. Duldsamer in der Religion, arbeitsamer, thätiger und fleißiger als ihre Vorgänger giengen sie mit starken Schritten dem höchsten Punkt der Vollkommenheit entgegen, deren das Menschengeschlecht nur fähig ist, und machten die Vorbereitung zu diesem aufgeklärten philosophischen Jahrhundert, in welchem wir zu leben das Glück haben, das der Menschheit so viele Ehre macht und in den Jahrbüchern der Welt auf immer sich auszeichnen wird.

Dies ist, so viel ich weiß, der kurze Innbegriff aller allgemein angenommenen Meinungen über die Entdeckung der neuen Welt; haben Sie nun die Geduld, die meinigen anzuhören.

Alle europäische Völker hatten an der Entdeckung von Amerika mehr oder weniger und zu verschiedenen Zeiten Antheil; die einen in der Absicht, Eroberungen zu

machen, die andern, um auf einigen verlassenen Ueberresten der Eroberung Niederlassungen zu gründen, und alle, um Theil an dem Vortheil zu haben, so aus den Produkten desselben, wie auch aus dem Verkauf derjenigen, so noch jetzo den von den Europäern daselbst gegründeten Kolonien nöthig sind, entspringen konnte.

Blos allein vermittelst der Untersuchung dieser besondern Verhältnisse können wir uns in den Stand setzen, den wahren Einfluß dieser Entdeckung auf jedes einzelne Volk insbesondere und auf das menschliche Geschlecht im Allgemeinen zu bestimmen.

Afrika darf hierbey wegen dem traurigen Verhältniß, so wir zwischen ihm und Amerika festgesetzt haben, nicht vergessen werden. Spanien aber, dem die Ehre der Entdeckung und der Eroberung zukömmt, muß bey dieser Untersuchung nothwendig die erste Stelle erhalten.

Unter allen europäischen Reichen ist Spanien dasjenige, so die Natur am meisten begünstigt zu haben scheint, sowohl wegen seiner sanften Temperatur, wodurch die Produkte aller Himmelsstriche daselbst gedeihen können, als auch wegen seiner weitläufigen Seeufer, die ihm eine überflüßige Fischerey und eine leichte Kommunikation zwischen seinen Häfen verschafft, und ferner wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, der Reinigkeit seiner Atmosphäre, der großen Menge Bergwerke und Flüsse und der mächtigen pyrenäischen Bergkette, die ihm zur Schutzwehr dient.

Mit allen diesen Vorzügen ist Spanien dennoch unter allen europäischen Reichen das unbevölkertste, unangebautste, unfleißigste und unaufgeklärteste. Woher rührt also dieser Widerspruch zwischen dem Rang, so

ihm

ihm die Natur scheint angewiesen zu haben, und demjenigen, den es würklich behauptet?

Nach der Zurückkunft des Kolumbus von seiner ersten Reise nach Amerika prangte er vor den Augen des Hofs und des Volks mit einem Theil der unermeßlichen Schätze, die er daselbst gefunden hatte; seine Reisegefährten, die mit Gold und Silber überhäuft waren, erweckten dadurch gar bald die Habsucht in dem ganzen Königreich; nunmehr wollte eine Menge Leute den berühmten Seefahrer auf seiner zweyten Reise begleiten, die er vorhatte; es waren lauter Leute, deren unruhiger und unternehmender Charakter lieber Gefahren wählt, wenn sie nemlich schnell zum Glück führen, als sich zu einer mäßigen aber anhaltenden Arbeit bequemt, die immer nur das Nothdürftige abwirft.

Doch dies bey Seite gesetzt; Kolumbus hatte die Wahl unter der Jugend des Königreichs, errichtete seine kleine Armee, gieng damit nach Amerika, und kam mit neuen Reichthümern beladen zurück.

Der unermüdete Seefahrer arbeitete blos für den Ruhm, und vernachläßigte sein eignes Glück. Diese Gerechtigkeit muß man seinem Eigennutz wiederfahren lassen; da sich aber die Zahl der bereicherten Spanier durch die wiederholten Fahrten und die Eroberungen vermehrten, so in dem festen Lande von Amerika unter den Befehlen des Pizarro, Fernand Cortez, Almagro und andern berühmten Abentheuern gemacht wurden, so wurde dadurch der Ehrgeiz der Nation gänzlich auf die Seite der neuen Welt gewandt.

Man vernachläßigte den Ackerbau um mitten unter Stürmen, Schiffbrüchen, Schlachten und dem brennenden Himmelsstrich der heissen Zone Gold zu suchen.

Der Regent selbst, statt diesen zerstörenden Auswanderungen Einhalt zu thun, war blos darauf bedacht, seinen Theil von den Eroberungen zu erhalten; er gründete daselbst Kolonien, machte Auflagen, lies neue Minen in Peru und Mexiko eröfnen, und verlor sein Königreich gänzlich aus den Augen, um sich ganz allein mit den kostbaren Metallen von Amerika zu beschäftigen.

Um diese Zeit war das cirkulirende Gold ziemlich selten, und stand folglich in einem hohen Werth, es wurde nicht sehr viel erfordert, um den Handel damit zu bestreiten, und so bezahlte Spanien mit dem kleinsten Theil seiner jährlichen Schätze, sehr leicht, die ihm fehlenden Lebensmittel, Kleidungsstücke, wie auch alle Gegenstände des Luxus, die ihm gefielen, und die jede Nation ihm sehr gerne für sein Gold hingab.

Hätte diese Nation nach den politischen Grundsäzzen gehandelt, die man heut zu Tage der holländischen Compagnie in ihrem Gewürzhandel, den Königen von Golconda und Kaschemirien in ihrem Diamantenhandel zuschreibt, so würden sie eine geringere Menge Goldes und Silbers in den allgemeinen Umlauf gebracht, diese Metalle würden sich in einem höhern Werth erhalten haben, und die Quellen derselben nicht sobald erschöpft worden seyn. Allein die Verblendung der Nation, oder vielmehr der Erfolg von tausend und aber tausend einzelnen gar nicht zusammenstimmenden Erbeutungen brachten es dahin, daß die Minen erschöpft, das Metall gemeiner, und die Nation, so es besaß, die ärmste unter allen übrigen wurde.

Eigentlich war es eine Handlungssache, die Einheit in den Unternehmungen erforderte, wie man sie noch Heut zu Tage in denen der holländischen Kompagnie fin-

det. Statt dieser politischen Uebereinstimmung, war hingegen jeder Spanier nur mit dem Interesse des Augenblicks beschäftigt, suchte in der Eil so viel Metall, als möglich war, aus den Eingeweiden der Erde zu ziehen, um es nachher in seinem Vaterland in Weichlichkeit zu verzehren.

Ein so schnelles Mittel zum Glück zu gelangen, mußte nothwendig die Privatpersonen blenden; der Regierung aber kam es zu die Folgen vorherzusehen, und ihnen vorzubeugen, es geschah aber nicht, was ist nun daraus erfolgt?

Der Flor der Spanischen Bevölkerung geht noch jetzt jährlich nach Amerika; einige davon auf Unkosten des Staats zur Aufrechthaltung der Gesetze, und Hebung der königlichen Einkünfte, die andern für ihre eigne Rechnung in mancherley Unternehmungen; auf diese Art wird der Landbau im Vaterlande immer mehr und mehr vernachläßigt.

Aus dieser alten Gewohnheit sich vermittelst des Goldes, die Produkte des Fleißes aller übrigen Völker zu verschaffen, ist vermuthlich jene Trägheit entstanden, so man ganz irrig den Spaniern natürlicher glaubt, als andern Völkern von Europa. Der Spanier verachtet die Arbeit, diese Verachtung ist eine Grundlage seines Charakters, allein er hat diesen schlimmen Fehler nicht der Natur, sondern dem Golde zu danken, in dessen ausschließendem Besitz er länger als ein Jahrhundert war *).

*) Vor der Entdeckung von Amerika, hielt Spanien der arbeitsamsten Nation in Rücksicht des Fleißes das Gleichgewicht.

Zu allen Zeiten haben die Menschen nie mehr gearbeitet, und werden nie mehr arbeiten, als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendig ist; von Natur ziehen sie Ruhe der Arbeit vor; die Wilden ruhen so lang ihr Mundvorrath dauert, und gehen nur ins Feld wenn sie der Hunger treibt.

Die Händearbeit ist in allen Ländern das Loos der Aermsten, diese stehn in der Abhängigkeit von den übrigen, und werden gering geschätzt; es ist daher nicht zu verwundern, daß jeder aus dieser niedrigen Klasse heraus zu kommen sucht, um in diejenige der Menschen zu kommen, die man schätzt, und die leben können, ohne zu arbeiten. So verließ also das spanische Volk so eine Zeitlang reich war, den Ackerbau gänzlich, um sich einem angenehmen Müßiggange zu überlassen, der durch eine Menge Vergnügungen verschönert wurde, die ihm sein Gold verschaffte; und da nun seine Verachtung der Arbeit nicht zugleich mit der Abnahme des Geldes fiel, so muste es nothwendig in das äußerste Elend gerathen.

Wie sehr hat sich also dies Volk nicht über die Entdeckung von Amerika, und seine schädlichen Schätze zu beklagen! es muß sich in Europa für seine Kolonien aufopfern, und dennoch sind die ältesten darunter so wenig bewohnt, daß sie eher bloßen Besitznehmungen, als dauerhaften Niederlassungen gleichen. Das von Lebensmitteln und Manufakturen entblößte Vaterland vermag sie nicht zu versehen, während daß seine Unruhe und Eifersucht, als natürliche Folgen seiner Ohnmacht, alle Hülfe eines fremden Handels durch scharfe Gesetze von sich weißt; gedrückt von dem doppelten Gewichte des

Elends

Elends und des Despotismus, müssen sie folglich allmählich ihrem gänzlichen Ruin entgegen gehen.

Alles, was ein mächtiger und reicher Staat nur thun kann, besteht darinn, daß er einige Kolonien erhält, und sie blühend zu machen sucht, ohne selbst merklich darunter zu leiden. Darf man sich also wundern, daß Spanien bey der Menge derer, die es erhalten wollte, sich gänzlich erschöpft?

Vielleicht wird man behaupten, daß der Despotiskeit der Geistlichkeit dieses Königreichs der vornehmste Grund der Entvölkerung ist, so man daselbst bemerkt; ohne aber dessen tödlichen Einfluß auf den politischen Körper vermindern zu wollen, ist vielleicht dieser Despotismus selbst eine Folge von der Entdeckung der neuen Welt. Hier sind meine Gründe:

Die religiösen Verbindungen sind nicht so sehr der schnellen Veränderlichkeit ausgesetzt, als die einzelnen; sie haben gleichsam ein eignes Glücksrad; die Meynung, deren Gang immer langsam und schleppend ist, ist deren Triebfeder, und diese erhebt sie standhaft, so wie der Staat sinkt. Man sieht daher heut zu Tage ein unermeßliches Vermögen in den Händen eines Bürgers sehr bald alle werden, und in die eines andern übergehen; während daß die Unmöglichkeit der Verschwendung bey den Geistlichen verursacht, daß sich ihre Besitzungen jährlich vermehren, sowohl durch ihre Sparsamkeit, als durch Zufälle und Allmosen, als einem elenden Tribut des Aberglaubens.

In den Zeiten aber, als Spanien mit den Schätzen von Amerika angefüllt war, wurde die Kirche bey der Vertheilung derselben nicht vergessen. Diese frommen Stiftungen, die schon im Anfange unermeßlich wa-

waren, haben sich in den Händen der Geistlichkeit nachher so sehr vermehrt, daß sie heut zu Tage einen gleichsam unanständigen Reichthum besitzt, wodurch ihre Macht nur vermehrt wird, während daß die allgemeine Verachtung der Nation gegen die Arbeit, ihre Ehrfurcht gegen die Klöster vermehrt, oder wenigstens verhindert, daß man die Augen öfne und einsehe, wie unnütz die Mönche einem Staate sind. Auf der andern Seite hat die Schenkung des Pabsts Alexander des Sechsten, wodurch er dem Könige Ferdinand von Spanien, und der Königin Isabelle Amerika mit einer eben so unbegreiflichen als lächerlichen Unverschämtheit zum Eigenthume gab, nicht wenig zu der übertriebenen Ehrfurcht, und der kindischen Unterwürfigkeit beygetragen, so die Kastilianer seit dieser Zeit für die Geistlichkeit gehegt haben.

Dies mußte freylich als eine natürliche Folge geschehen, um ihre Eroberungen zu rechtfertgein, und ihre Besitzungen jenseits des Meers zu beschönigen; man mußte die Hände, von denen man sie erhalten hatte, als allmächtig verehren, und die Portugiesen, welche Afrika und Asien auf dieselbe Art erhalten haben, zeichnen sich gleichfalls von andern Völkern durch einen mitleidswerthen Aberglauben aus.

Wenn man also von der Einführung des Goldes in Spanien ausgeht; so erkennet man durch die Verkettung der Unglücksfälle, so dieses Königreich erlitten hat, daß das Metall, worauf es einen so hohen Werth setzt, die Hauptursache davon gewesen ist; und weit entfernt die Entvölkerung, so dieses schöne Königreich verheert, der Menge der unverheuratheten Geistlichen zuzuschreiben, darf man nur diese ungeheure Menge verehrter

und

und mächtiger Müßiggänger selbst betrachten, um sie als eine natürliche Folge der Entdeckung von Amerika zu erkennen.

Man darf sich also jetzt nicht mehr wundern, daß Spanien durch die Entdeckung der neuen Welt unendlich verlohren hat; denn das Gold, so die Augen des großen Haufens blendet, ist öfters, wenn man seine Würkungen betrachtet, der letzte Gegenstand des Erwerbes, mit dem sich die Menschen beschäftigen sollten; denn es belohnt am Ende ihre Arbeiten am schlechtesten, und schwächt die Haupttriebfeder des Staats aufs äusserste.

Sollte aber Frankreich, welches seine Macht auf den Ackerbau und die Künste gegründet, und nicht wie Spanien zu weitläuftige Besitzungen übernommen hat, sollte dies Reich nicht großen Vortheil von seinen amerikanischen Kolonien ziehen? Dies wollen wir nun untersuchen.

Sie zeichnen sich alle durch einen fruchtbaren Boden aus, und der Landbau ist durchgängig eingeführt. Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle sind die vornehmsten Produkte desselben. Die Thätigkeit der Kolonisten erstreckt sich sogar noch über die zugänglichen Ländereyen, sie gehen bis auf die Gipfel der Berge um kostbare und dauerhafte Holzarten zu suchen, welche nachher die französischen Künstler so gut zu benutzen wissen. Sie sammeln ferner manche Arzneyen für die Heilkunst, und benutzen endlich alle Produkte des Bodens, worauf sie wohnen, und opfern dem Vaterlande die Früchte ihres Fleisses auf. Da sie den Luxus des Vaterlands lieben, so liefert ihnen dieses dagegen wieder alles, was sie verlangen können; hieher sendet es seinen Ueberfluß an Le-

bens-

bensmitteln, Weinen, und einen Theil der Produkte seiner Manufakturen, der Tauschhandel erhält die Thätigkeit; die Erde wird benutzt, die See ist mit Schiffen bedeckt, und jeder genießt die Früchte des allgemeinen Fleißes.

Dies ist ohngefähr das Bild so uns Frankreich heut zu Tage darbietet; ob aber die Entdeckung von Amerika nöthig war, um den Ackerbau und die Künste auf den Punkt der Vollkommenheit zu bringen, auf dem sie in diesem Reiche jetzt sind, dies kann ich nicht zugeben, und zwar aus folgenden Gründen:

Der Handel allein kann, wenn er mit Klugheit geführt wird, eine große Menge Menschen auf einem dürren und unfruchtbaren Boden ernähren; diese Bevölkerung wird aber immer sehr unsicher seyn, weil die geringste Veränderung in dem Glück oder der Politik der Staaten sie stören kann.

Ich kenne keine festere Bevölkerung, als die so von den Produkten des bewohnten Landes lebt, und diese Produkte können unabhängig von einem auswärtigen Handel bestehen. Noch mehr: jeder auswärtige Handel, der am Ende keine Vermehrung der nöthigsten Lebensmittel zur Nahrung der Menschen gewährt, sondern Gegenstände des Luxus dafür einführt, und so wie in Frankreich dem Volke, so diesen Handel treibt, einen Theil seiner Subsistenz raubt, wodurch doch viele tausend Hände beschäftigt werden; jeder Handel dieser Art behaupte ich, kann zwar durch die große Ausbreitung seiner Geschäfte, durch die Menge seiner Schiffe blenden; allein er ist für den Staat, der ihn treibt, immer drückend.

Sollte

Sollte man auf einer so großen Strecke Landes, wie diejenige ist, so die mehresten europäischen Staaten einnehmen, nicht immer die nothwendigen Materialien zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Lebens finden? Was hindert uns ferner, ohne aus dem Lande zu gehen, unser Vergnügen darinn bis zum äußersten Grad zu erhöhen? In Frankreich z. B. hatte man Amerika nicht nöthig um bequem zu leben, denn den Zucker, Kaffee, und einige andere Kleinigkeiten ausgenommen, liefert es diesem Königreiche gar nichts; selbst den Kaffee erhielt es schon aus der Levante, zwar in geringerer Menge aber desto besser. Ueberdies kann dessen Gearauch wegen seiner Theurung noch nicht allgemein werden, und wenn dies auch geschehen könnte, so müßte man immer befürchten, daß die schlimmen Veränderungen, so er bey den mehresten Temperamenten hervorbringt, das Vergnügen seines Gebrauchs sehr verringerte.

Sollte der Honig der Bienen, dieser natürliche und balsamische Extrakt der angenehmsten Blumen, nicht den kaustischen Zucker der Kolonien ersetzen, den man nur mit Hülfe des Feuers und verschiedener Laugen aus dem Zuckerrohre zieht? Man denke nur ernstlich darüber nach, und man wird finden, daß die Kolonien lauter Dinge liefern, die man entbehren könnte, ohne den Genuß des Lebens und den Ertrag der Künste zu vermindern.

Der auswärtige Handel war in Frankreich niemals zur Beförderung des Landbaues und der Bevölkerung nothwendig, wohl aber gute Gesetze und der innere Tauschhandel zwischen den Städten, den Kantons und den Provinzen.

Un=

Unglückliche Kreolen! die ihr niemals euren brennenden Himmelsstrich verlassen habt, und auf euren Feldern nur Sklaven seht, die noch unglücklicher sind, als ihr selbst, die ihr glaubt, daß Europa ohne eure Produkte nicht bestehen könnte, und daß ihr Gebrauch einen wesentlichen Theil unsers Glücks ausmacht, versetzt euch nach Frankreich, lernt dieses schöne Reich kennen, und dann werdet ihr erstaunen, daß Menschen daselbst so verblendet seyn können, um jenseits des Meeres größere Vortheile zu suchen.

In dieser unermeßlichen Ebene, so von einem schiffbaren Flusse durchschnitten wird, seht ihr Städte und Dörfer mit arbeitsamen Bürgern angefüllt; diese niedrigen Wiesen, deren Ende sich dem Auge entzieht, und die ununterbrochen dem Laufe des Wassers folgen, dienen dem Vieh zur Nahrung, so zu den Feldarbeiten oder zur Nahrung der Menschen bestimmt ist. Diese etwas höheren Ländereyen, so an die Wiesen gränzen, sind das Eigenthum des Landmanns; der Hügel so sich darüber erhebt, giebt den schönsten Wein, und die Wälder, die ihn krönen, liefern den Bewohnern das nöthige Holz und den Heerden Nahrung. Weniger zerstört, sah man vor der Entdeckung von Amerika eine Menge uralter Bäume daselbst; allein Tausende von Schiffen, so man seit diesem Zeitpunkte erbauet hat, haben sie beynahe alle aufgezehrt.

Versetzt euch nun in die nächste Stadt, und ein neues Schauspiel erwartet euch. Daselbst findet ihr Männer, so mit den verschiedenen Aemtern der Regierung bekleidet sind, und Künstler von allen Arten. Ihr seht, wie Metalle, Holz, Seide, Zwirn, Wolle, Leder, und eine Menge anderer aus dem Erdreich gezogener

Materien, in geübten Händen neue und nützliche Formen annehmen. In dem Innern der Häuser findet ihr Bequemlichkeit, schmackhafte Lebensmittel im Ueberfluß auf den Märkten, öffentliche Bibliotheken, Freyschulen, Armenhospitäler, Schauspiele und angenehme Gesellschaften; und doch hat von allem diesem man Amerika nichts zu danken; warum wollen wir denn seine Entdeckung so sehr erheben?

Sanfte Gesetze und das Licht der Vernunft waren bey dem französischen Volke hinreichend, um seinen Fleiß bis zu dem hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den es erreicht hat; diesen Ursachen allein hat es den Genuß zu verdanken, der sein Leben verschönert, und weit entfernt, daß Amerika den Ackerbau dieses Reichs gehoben hat glaube ich vielmehr, daß es an dessen weitern Fortschritten hinderlich war.

Man überlege einmal, welche große Menge Menschen die französischen Kolonien seit ihrer schädlichen Gründung dem Staate gekostet haben. Blos allein die Hälfte von S. Domingue beschäftigt beynahe dreyssigtausend daselbst fixirte Europäer; dieser Fonds muß nun beständig durch die stärkste und blühendste Jugend ersetzt werden, die unter einem verzehrenden Himmel altert und erschöpft wird, bevor sie sich Gattinnen wählen kann. Dem Vaterlande wird sie also nicht ersetzt. Ferner werden wenigstens zehntausend Matrosen zum Handel dieser Kolonie erfordert, und nun urtheile man von den Bedürfnissen und dem Verlust der übrigen; man rechne endlich noch die Menge Arbeiter dazu, so in den Seehäfen oder an den Ufern der Flüsse, blos mit dem Tausch und dem Transport der Handlungswaaren beschäftigt sind, und

man

man wird leicht einsehen, wie viele Hände dem Ackerbau entrissen werden.

Die Haiden von Bretagne und von Bordeaux und eine Menge anderer unangebaueter Ländereyen beweisen deutlich genug, daß der Boden dieses Reichs noch weit von dem möglichsten und wünschenswerthesten Grade der Vollkommenheit entfernt ist. Ist dieser einmal erreicht, und diese Ländereyen Verhältnißmäßig bevölkert, so können der Amerikanische Handel und die Kolonien vielleicht einmal vortheilhaft werden; so lange man aber unangebaute Ländereyen erblickt, so hat man Ursache die Kolonien für eine dem Mutterlande schädliche Ausbreitung zu halten.

Frankreich enthält ohngefähr sieben und zwanzig tausend Quadratmeilen; seine Bevölkerung ist höchstens sechs und dreyßig Millionen Menschen stark, welches neunhundert drey und sechzig Personen auf die Quadratmeile beträgt .... Ich frage nun diejenigen, die einige Berechnungen über die mittlere Fruchtbarkeit dieses Reichs angestellt haben, ob nicht eine größere Volksmenge vorhanden seyn könnte, ohne den Luxus, der nun einmal zum Bedürfniß geworden ist, zu vermindern?

Ganz irrig betrachtet man es als einen Vortheil, daß einige einzelne Menschen in den Kolonien ihr Glückgemacht haben; denn der Staat zieht wenig Nutzen davon, und diejenigen selbst, so dies Glück erlangen, haben so viele Hindernisse zu bekämpfen, so viel Unannehmlichten zu überwinden, so viele Grausamkeiten auszuüben, so viele Langeweile auszuhalten, und so lange Zeit zu warten, daß es wenigstens wahrscheinlich wird, daß die Mittelmäßigkeit in der sie in Frankreich hätten leben können,

können, ihnen ein weit angenehmeres Leben verschafft haben würde, als dasjenige so sie jenseits der See gesucht haben.

Ich behaupte hier nichts, als was allen denen bekannt ist, so die Kolonien besucht haben. Die daselbst auf ihren Pflanzungen einsam lebenden Europäer führen das traurigste Leben, und öfters schätzte ich, wenn ich sie so in ihrem häuslichen Leben betrachtete, sie bey mir selbst wenig glücklicher als ihre Sklaven.

Dies sind jedoch noch die glücklichsten. Was soll man nun von den traurigen Opfern einer kurzsichtigen Leichtgläubigkeit, oder einer natürlichen Unbeständigkeit denken, die ohne alle Talente auf gut Glück nach den Kolonien seegeln, und dort aus Elend oder Verdruß sterben, indem sie nicht einmal so viel finden, um ihr Leben zu erhalten? Dennoch kommen täglich welche mit den Schiffen an; sollte es nicht einmal Zeit seyn, daß die Regierung diesem schädlichen Irrthum steure, und diese Auswanderungen verhindere, wodurch sie eine so große Menge Bürger verliert?

Die venerische Krankheit so in Amerika einheimisch und jetzund auf der ganzen Erde durch die Verheerungen, so sie täglich anrichtet, ferner durch die Veränderung, so sie in der ursprünglichen Organisation des Menschengeschlechts hervorbringen mußte, und die Anlage zu neuen Krankheiten, die sie darinn bewürkt hat, bekannt ist, kann niemals durch irgend einen Vortheil überwogen werden. Die Gesundheit und Stärke des Körpers sind die höchsten Güter des Menschen, und selbst auch des geselligen Menschen, die geringsten Anfälle dieser Art werden für ihn unersetzliche Uebel; und wenn also die Entdeckung der neuen Welt kein ander Uebel als die Mittheilung dieser Krankheit, und auf der andern Seite mehr Gutes als sie würk-

lich gethan hat, hervorgebracht hätte, so würde ich sie dennoch als eine der Menschheit sehr nachtheilige Epoche betrachten.

Da nun durch diese Entdeckung das Physische des Menschen angesteckt worden ist, wie sollte seine Moralität verschont geblieben seyn? Man darf nur einen Blick auf die grausame Gemüthsart, und den Geist der Haabsucht und der Zügellosigkeit werfen, der allgemein in den Kolonien herrscht, um die schlimmen Folgen vorauszusehen, die mit der Zeit noch für das Mutterland selbst daraus erwachsen können; theils durch die Handlungs-Relationen, theils auch durch die bereicherten Einheimischen, die mit ihrer Verderbniß ins Vaterland zurückkehren, um ihren Reichthum dort zu genießen.

Diese Uebel sind allen europäischen Völkern gemein, jedoch in verschiedenen Graden, ich habe sie angezeigt, und darf sie also hier nicht wiederholen, und komme also zur Untersuchung der besondern Verhältnisse, worinn England mit Amerika steht.

Wenn man England nach seinem gegenwärtigen Zustand beurtheilt, so scheint es unter allen Mächten diejenige zu seyn, die von der Entdeckung der neuen Welt den grösten Vortheil gezogen hat. Dies Reich ist weniger fruchtbar als Frankreich und verhältnißmäßig doch mehr bevölkert; sollte wohl dieser Vorzug eine Folge der Gründung der englischen Kolonien in Amerika seyn? Dieser Gedanke bietet sich zuerst dar, allein kann man mit Grund behaupten, daß England seine zahlreiche Bevölkerung Amerika zu verdanken hat, da es selbst noch nicht auf dem Punkt ist, den es durch seine eigne Fruchtbarkeit unabhängig von der übrigen Welt erreichen könnte. Warum will man überdies dasjenige einer ungewissen Ursache zuschreiben, was sich ganz natürlich

durch

durch die Freyheit erklären läßt, deren Würkung die Zeit von je her bestätigt hat?

Ich müßte in Ansehung der englischen Kolonien, deren Hauptgegenstand der Zucker ist, alles wiederholen, was ich bereits über den französischen Antheil der Insel Saint Domingue gesagt habe. Zucker und Kaffee geben keine Nahrung, und die Million Tausende, so man in dem Handel der ganzen Welt davon verbreitet, gewähren dem Ganzen nicht die Subsistenz eines einzigen Menschen mehr. Indessen müssen doch diejenigen leben, so sich mit ihrem Anbau, dem Transport und dem Absatz davon beschäftigen, und so vermindern alle Zukkerkolonien, selbst die englischen nicht ausgenommen, die fixe Volksmenge des Staats um so mehr, je beträchtlicher sie selbst sind.

Unter fixer Volksmenge verstehe ich diejenige, so an den vaterländischen Boden, durch Besitzungen, durch Fleiß oder durch Aemter haftet; ungewisse Volksmenge hingegen bedeutet diejenige, so die Kolonien bewohnt, oder sich mit der Schifffahrt wegen dem Handel beschäftigt.

England hat sich zwar nicht so wie Frankreich mit Kolonien begnügt, und das feste Land von Nord-Amerika, so unter dem Namen Neu-England bekannt ist, lieferte ihm Mehl, gesalzene Speisen und Bauholz im Ueberfluß. Unter allen Kolonien, welche von Europäern in Amerika gegründet wurden, war diese ohnstreitig die nützlichste, und ihr Fortgang war sehr schnell, weil sie gleich anfangs einer Menge armer oder in Europa verfolgter Familien zur Freystatt diente; weil die Temperatur, so sie daselbst fanden, beynahe der europäischen gleich ist; weil das Getraide, die Früchte und andere europäische Lebensmittel daselbst häufig fortkommen;

men; weil das Hornvieh und die Pferde sehr gut gerathen; und weil die Natur der Landesprodukte kein schnelles und großes Glück gewährt, daher es denn kömmt, daß jeder Eigenthümer sich an seine Besitzung hält, sich für das ganze Leben darauf fixirt, und sich bemüht, sie seinen Kindern in gutem Stande zu hinterlassen?

Um aber überzeugt zu werden, daß die Vortreflichkeit der Gesetze nicht Ursache an dem Wohlstande von Neu-England war, darf man nur einen Blick auf die Bedrückungen des Mutterlandes werfen, welche zu dem jetzigen Kriege Anlaß gegeben haben, und man wird alsdenn einsehen, daß der Fortgang dieser unermeßlichen Kolonie bey jedem Schritt durch die Hindernisse gehemmt wurde, so man ihrem Handel in den Weg legte. Dem allem ohngeachtet ist die Würkung einer fruchtbaren Erde, eines gesunden Himmelsstrichs und der Toleranz in Religionssachen, so mächtig, daß ohnerachtet der drückenden Last der mit der Macht bewaffneten Haabsucht, dennoch die Menschen, so sie ertragen, Mittel finden, sich zu vermehren, und glücklich zu leben.

England war die einzige Macht, für welche die Entdeckung von Amerika würklich vortheilhaft zu seyn schien, wegen den Nahrungsmitteln, so es im Ueberfluß daher ziehen konnte. Vermittelst des ausschließenden Handels, den es daselbst errichtet hatte, konnte die Volksmenge dieses Mutterlandes zu einer furchtbaren Zahl hinansteigen, und seine immersteigende Macht hätte ihm endlich die allgemeine Herrschaft auf der See zuwege gebracht; alsdenn hätte es in allen Kolonien der Welt Gesetze vorschreiben, und sie vielleicht gar erobern können.

Allein

Allein es ist der natürlichen Ordnung gemäß, daß das Kind so sich leiten läßt, und unsre Ungerechtigkeiten wegen seiner Schwachheit erträgt, mit der Zeit Mann wird, sich selbst regiert und die Beleidigungen rächt.

Wenn wir aber auch annehmen, daß Neu-England immer unterworfen geblieben wäre, und seinem Mutterlande ohne Hinderniß alle Mittel geliefert hätte, um zu dem Grade der Macht zu gelangen, nach dem es strebte, sollte wohl das Menschengeschlecht dadurch gewonnen haben? Denn hierauf führt uns unsre Frage immer zurück.

Das Volk mag in Amerika oder in England von dem Getraide ernährt werden, so von beyden Gegenden herkömmt, so wird die Zahl der Unterthanen im Ganzen dadurch um nichts verändert. Hätte z. B. das englische Amerika seinem Mutterlande einen Theil seiner Früchte überlassen, so würde die Vermehrung der Bürger, welche dadurch in dem Mutterlande entstünde, durch eine ähnliche Verminderung in seinem eigenen Schoos aufgehoben worden seyn. Es ist überdies auch ökonomischer und der natürlichen Ordnung der Dinge angemessener, daß die Früchte an dem Orte selbst verzehrt werden, wo sie wachsen; denn man vermeidet dadurch mancherley Verlust, Aufwand, und die Arbeit der Hände, so zum Transport erfordert wird. Allein jetzt ist nicht mehr die Rede von diesen Ausrechnungen zwischen England und Amerika; denn sie trennen sich beyde auf immer von einander.

Wäre es einem geringen einzelnen Mann erlaubt, einem achtungswerthen Volk zu rathen, so würde ich sagen: „Es ist Zeit Engländer, die Augen auf„zuthun; so groß auch eure ehemaligen Fortschritte wa-

„ren, und so viel ihr euch auch von euren letztern Be„mühungen versprecht, so hofft doch nicht weiter tapfre „Provinzen wieder zu erhalten, die euer Stolz be„leidigt hat. Wenn ihr auch gleich alle Bewohner „derselben ausrotten, und diese weitläuftigen Gegen„den zum zweytenmal gänzlich verwüsten könntet, so „glaubt nur nicht, daß sie in eurer Gewalt bleiben wer„den; ihr würdet euch alsdenn neue Mächte auf den „Hals ziehen, die euer unbegränzter Ehrgeiz gezwungen „hat, gegen euch aufzustehen. Warum zaudert ihr „also einen Krieg zu endigen, der euch je länger, je „mehr erschöpft?

„Hättet ihr gleich im Anfange eurer Niederlassung, „statt der Stimme eines betrüglichen Ehrgeizes zu fol„gen, eure Brüder in Amerika wie eure Mitbürger be„handelt, so würde ein durch Wohlthaten befestigtes „Bündniß seine Dauer versichert haben. Reich, durch „ihre Reichthümer würdet ihr im Fall der Noth bey „ihnen unermeßliche Schätze und treue Freunde gefun„den haben.

„Ihr seyd durch neunhundert Seemeilen von einan„der getrennt, tausend Stürme sind zwischen euch und „ihnen; die Natur selbst genehmigte also eure Vereini„gung nicht; indessen hätte sie durch Sanftmuth und „Gleichheit zu Stande kommen können; allein Geiz „und Stolz mußten sie nothwendig bald zerstören.“

Die traurigsten Zufälle, so sich täglich vor meinen Augen ereignen, verlieren sich wie ein unmerklicher Punkt, in einer allgemeinen Betrachtung. Ich sehe zum Beyspiel auf St. Domingue den dritten Theil einer französischen und spanischen Armee in Zeit von drey Monaten durch Krankheiten zu Grunde gehen, und die übrigen einen Theil ihrer Gesundheit einbüßen; eben so

geht

geht es verhältnißmäßig in den andern Amerikanischen Inseln. Wie viel Menschen muß aber nicht der gegenwärtige Krieg vorzüglich den Engländern gekostet haben! Die Berechnung würde unstreitig Entsetzen verursachen! Sie, die von allen Seiten, sogar bis mitten in Ostindien sich wehren musten, wie viel Länder und Meere haben sie nicht mit Blut gefärbt! man rechne zu diesem wesentlichen neuen Verlust noch den vorhergegangenen, und die Abreissung ihrer kostbarsten Kolonie, was wird ihnen am Ende übrig bleiben? Unnütze Schiffe! So wird also England, welches unter allen mit Amerika handelnden Mächten noch am glücklichsten schien, sich dennoch sehr darüber zu beklagen haben. Darf man sich aber über diesen Ausgang wundern? und ist wohl etwas ungereimter von unsrer Seite, als die Forderung, Länder zum Besten des Menschengeschlechts benutzen zu können, die zweytausend Meilen weit von uns entfernt liegen, und zu wollen, daß ein am Pol Gebohrner in den von der Sonne verbrannten Gegenden leben soll?

Die verschiedenen Zonen des Erdbodens müssen nothwendig jede ihre eignen Bewohner und ihre eigne Regierungsform haben. Man beklagt sich bereits, daß die mehresten europäischen Reiche zu weitläufig sind, um gut regiert zu werden, und dennoch sucht man ihre Herrschaft noch jenseit des Meers bis an die äußerste Gränze der Erde zu erweitern; dies ist eine offenbare Ungereimtheit, die nur durch die Haabsucht erklärt werden kann.

Heut zu Tage erstaunt man, wenn man in der Geschichte liest, daß die Engländer ehemals Meister von Calais und Bayonne waren; man urtheile nun, was in einigen Jahrhunderten, nach einer natürlich zu er-

folgenden Revolution, die amerikanischen Völker denken werden, wenn sie in ihren Annalen lesen, daß die Herrschaft Europens sich eine Zeitlang über Peru, Mexico, Louisiana, Canada u. s. w. erstreckt hat.

Der elende Zustand Portugalls in Europa sowohl als in Brasilien, beweißt deutlich, daß die Entdeckung von Amerika ihm nichts weniger als vortheilhaft war. Weit besser würde es für dieses kleine Königreich gewesen seyn, sein Land anzubauen, und seine Klöster aufzuheben, und so würde statt 1500000 Menschen, die man heut zu Tage darinn zählt, seine Bevölkerung auf mehrere Millionen gestiegen seyn; auch kann das mehreste, was vorhin von der schlechten Politik und Industrie, so die Spanier in der neuen Welt angenommen und befolgt haben, auf Portugall angewendet werden; die Spanier suchen daselbst Gold, die Portugiesen Diamanten, und beyde vergessen den Ackerbau.

Es wird auch niemand erstaunen, daß Portugall beynah eine Wüste geworden, wenn man die große Menge Menschen bedenkt, die dieser kleine Staat aufwenden muß, seitdem er Kolonien unterhält; folglich war auch ihm die Entdeckung von Amerika schädlich.

Nun ist noch Holland in Rücksicht seiner Besitzungen in der neuen Welt zu untersuchen übrig. Surinam ist seine wichtigste Kolonie, und man findet daselbst viele Pflanzungen, so mit Kaffee und Zucker auf einem ergiebigen Boden gebaut werden; allein die leichte Desertion wird ihnen bald ein Ende machen, und dieselben zu verlassen nöthigen.

Diejenigen, so diesen Theil des festen Landes kennen, versichern, daß sich bereits über dreyßig tausend flüchtige Neger daselbst versammelt haben, die öfters die holländischen Besitzungen angreifen, und sich am Ende

der,

derselben bemeistern werden; dies wird einst das Werk eines unternehmenden Oberhaupts seyn. In einer kleinen Insel, die überall zugänglich und angebaut ist, kann die Desertion nicht so häufig geschehen, weil sie nicht ungestraft bleibt; allein in einem weitläuftigen festen Lande, wo die Lebensmittel mit wenig Mühe im Ueberfluß gedeihen, wo der flüchtige Sklave versichert ist, seinem Herrn nie wieder in die Hände zu gerathen, im Gegentheil bey seines Gleichen eine Freystatt und Hülfe zu finden, und unter ihnen einer gänzlichen Freyheit zu geniessen, wie will man ihn da aufhalten können? Daher betrachtet man auch die surinamschen Pflanzungen als sehr schwankend.

Die Holländer besitzen noch ausser Surinam zwey Felsen in den amerikanischen Gewässern, nemlich Saint Eustaz und Curacao, an sich selbst sind sie nichts, allein sie dienen zum Vereinigungspunkt und zur Niederlage des Schleichhandels, überdies sind sie auf der guten und auf der schlimmen Seite zu unwichtig, um in die allgemeinen Betrachtungen über Amerika einen groſsen Einfluß zu haben.

Wenn Holland im Verhältniß mit seinem mittelmäßigen Boden sehr bevölkert ist, so hat es diesen Vortheil weniger seinen Besitzungen in der neuen Welt, als seinem Handel mit Ostindien, seinen europäischen Manufakturen, seiner Oekonomie, seinem anhaltenden Fleiß und seiner unermüdeten Thätigkeit zu danken. Da aber die verschiedenen Arten seiner Industrie die Subsistenz keineswegs vermehren, so sind sie für die übrigen Menschen eher schädlich als nützlich, und vermindern deren Menge statt sie zu vergröſsern.

Da die übrigen Nationen nur sehr geringe oder indirekte Verbindungen mit Amerika haben, so sehe ich da-

bey auch keinen großen Nutzen für sie, indessen sind sie darinn glücklicher als die, so in stetem Verkehr mit demselben stehen, weil sie alle Produkte, so man daher erhält, mit weniger Aufopferung erhalten und genießen können.

Alle die Uebel, so ich Ihnen bis hieher vorerzählt habe, kommen aber dennoch nicht in Vergleich mit jenem unzähligen Blutvergießen, womit die Spanier ihre ersten Schritte in Amerika bezeichnet haben; wer vermag die blutige Geschichte ihrer Eroberungen ohne Abscheu und Entsetzen zu lesen? Denn wenn man auch annimmt, daß die Anzahl der Indianer übertrieben war, so müssen sie doch immer aus einer Zahl von mehrern Millionen bestanden haben, um die beträchtlichen Reiche bilden zu können, so zerstört worden sind.

Was ist die Bartholomäusnacht, was die sicilianische Vesper, deren grausenvolle Erinnerung noch jetzt die Menschheit zittern macht, in Vergleich mit einem so ungeheuren Verbrechen? Aus diesen Ruinen der neuen Welt entstand nachher der Plan zu einem niederträchtigen schändlichen Handel; der Pabst gab seine Genehmigung dazu, dem Volk schien er nun rechtmäßig, und so nahm der Sklavenhandel seinen Anfang *).

Dies ist unstreitig das unsinnigste Unternehmen, so uns die Geschichte der Menschheit darbietet, und man wird in kommenden, gerechtern und aufgeklärtern Jahrhunderten Mühe haben, es zu glauben; demohngeachtet beladet man Schiffe mit Brandtwein, Spielwaaren, Flinten und Stoffen, steuert damit nach Afrika, und tauscht Menschen gegen die Ladung ein. Schrecklicher

Handel,

*) Die Portugiesen fiengen diesen Handel zuerst an, auf sie folgten die Spanier u. s. w.

Handel, der zugleich diejenigen, so ihn treiben, und die, so der Gegenstand desselben sind, erniedrigt!

Der Krieg, so schon lange Zeit unter den Afrikanern wütete, wurde dadurch nur desto schrecklicher, ihre durch neue Begierden gereizte Wuth stieg immer höher, und sobald sie Gefangene machten, bewachten sie dieselben sorfältig, und warteten mit Ungeduld auf die Rückkehr der Schiffe, um den Preis dafür zu erhalten. Kurz dieser Tausch gieng so leicht von statten, daß die Afrikaner bald anfiengen, ihre eignen Kinder zu verkaufen, um sich einige Spielwerke zu verschaffen, so ihnen die Seefahrer anboten.

Seit der Zeit, daß Europa eine so große Menge Menschen ihrem Vaterlande entreißt; seitdem Afrika, Amerika alle Sklaven liefert, die man daselbst nöthig hat, wie sehr mußte nicht seine Bevölkerung darunter leiden! und darf man sich wundern, wenn man heut zu Tage sechszig bis achtzig Meilen in das Land hinein gehen muß, um Wohnungen und Menschen anzutreffen? Wenn ferner auf der andern Seite die Neger, so man nach den Kolonien führt, statt daselbst zu gedeihen, vielmehr in einer ziemlich kurzen Zeit zu Grunde gehen, und man daher immer rekrutiren muß, ist es nicht ein überzeugender Beweis, wie schlimm ihre Lage daselbst ist?

Es ist bekannt, daß diese Rekrutirung jährlich über achtzigtausend Neger erfordert; setzt man nun zu dieser ungeheuren Zahl noch diejenigen hinzu, die sich selbst entleiben, oder an Krankheiten auf der Ueberfahrt sterben, ferner die, so in den Schlachten bleiben, die sie wegen ihrem Handel mit den Europäern einander liefern; und bedenkt dabey, daß man nur die schönste Jugend, d. h. die reinste und beste Quelle der Bevölkerung zu

Sklaven

Sklaven wählt, so mag die Fruchtbarkeit der Negerinnen und ihr Hang zur Liebe noch so heftig seyn, dennoch darf man nicht mehr darüber erstaunen, daß die Lücken, so unsere Verwüstungen zurücklassen, nicht zu ersetzen sind. Auf diese Art wird die Verminderung der Negern immer höher steigen, und die Europäer werden den doppelten Vortheil haben, Amerika und Afrika in wenigen Jahrhunderten, ohne irgend einen Nutzen für die übrige Welt, entvölkert zu haben. Dies ist eine schreckliche Aussicht und ein System der Zerstörung, so allen natürlichen Regungen widerspricht.

Man glaubt aber berechtigt zu seyn, mit Menschen zu handeln, weil ein Volk barbarisch genug ist, sie zu verkaufen, und anstatt jene höhere Einsichten, mit denen man sich so sehr brüstet, dazu anzuwenden, ihm seinen Irrthum zu benehmen, es gesitteter zu machen und es zu überführen, daß es vortheilhafter ist, das Land anzubauen, als es zu verwüsten, legt man vielmehr seiner Einfalt Fallstricke, und macht sich ohne alle Gewissensbisse seine Unwissenheit zu nutze.

Ich höre ziemlich oft behaupten, daß die Negern gewissermaßen blos Thiere wären, deren Leben immer noch glücklich genug ist, man mag sie hinführen wo man will, wenn sie nur ernährt werden; allein diese natürliche Stumpfheit, die man ihnen Schuld giebt, um unsere unwürdige Behandlungsart zu rechtfertigen, ist eine neue Beleidigung gegen diese Menschenart. Noch nie hat man Mittel angewendet, um ihre Geisteskräfte zu entwickeln, vielmehr thut man alles, um sie gänzlich zu ersticken. Dennoch ist man, statt dieser gänzlichen Versinkung zum Thier, die eine Folge der tiefsten Unwissenheit seyn sollte, und bey der härtesten Sklaverey öfters

gezwun-

gezwungen zuzugeben, daß der Neger sehr listig und sehr erfinderisch ist, um zu seinem Zweck zu gelangen; daß er die Kunst zu hintergehen im höchsten Grad besitze, und daß der feinste Europäer viele Mühe hat, ihn selbst bey einer langdaurenden Untersuchung eines Fehlers zu überzeugen, sobald er ihn verheelen will. Sind dies wohl Beweise jener Blödsinnigkeit und Stumpfheit, so man ihnen zu andern Zeiten zur Last legt?

Die Barbarey *) der Neger ist unglücklicher Weise durch ihren Handel mit den Europäern nur zu sehr bestätigt; allein seitdem der übertriebene Hang zum Wohlleben sich in verschiedenen Staaten eingeschlichen hat, ist es noch eine große Frage, ob man sich nicht gleichfalls entschließen würde, den Chinesern Bürger zu verkaufen, sobald sie uns ihr Porcelan und Figuren um keinen andern Preiß verlassen wollten.

Und wenn denn auch die Neger noch unwissender und barbarischer wären, als sie wirklich sind, glaubt man wohl, daß ihre Existenz der Natur weniger theuer ist? sollte wohl die Vorsehung weniger Antheil an einem Wilden als an einem Unterpächter nehmen? hat nicht jede Nation ihre Meinungen und eignen Vergnügungen? Wenn es je ein von dem Schöpfer vorzüglich begünstigtes Volk giebt, so ist es dasjenige, so ruhig das Land, worinn es geboren ist, bewohnt, und dasselbe nicht anders, als zum Vortheil seiner Nachbarn verläßt, nicht aber, um sie zu erobern, noch weniger, um sie auszurotten; man urtheile nun, ob in dieser Rücksicht die

Europäer

*) Die Barbarey ist und war immer der Anfang oder das Ende der berühmtesten Völker, und schließt die Fähigkeit zu Kenntnissen keineswegs aus.

Europäer nicht die schlechtesten unter allen Völkern sind!

Weltregierer! Du, dessen eben so sichtbare als unbegreifliche Macht Gutes und Böses über die ganze Natur verbreitet; ist es wohl zur Erfüllung deiner Rathschlüsse nothwendig, daß Sklaven und Tyrannen unter uns seyn müssen, so wie Windstillen und Stürme zur Harmonie der Elemente und zur Hervorbringung der Wesen erfordert werden?

Hier giebt die weisse Farbe ein Recht zur Herrschaft und wird durch Politik und Gesetze darinn bestätigt; die schwarze hingegen ist zur Niedrigkeit verdammt; der eine Theil schlägt, der andere seufzt; entspringen denn alle diese Verschiedenheiten aus der allgemeinen Ordnung oder aus der Verderbniß der Menschheit?

Unterrichte mich, ob man hier, ohne sein Gewissen zu verletzen und strafbar zu werden, Eigenthümer seyn kann; lehre mich, ob die unbegränzte Gewalt zum rechtmäßigen Recht werden kann, oder ob sie außer ihren Schranken Verbrechen wird.

Mag doch der hungrige Wilde die Frucht stehlen, so einem andern gehört; die Noth zwingt ihn zu dieser gewaltsamen Handlung; daß aber unersättliche und fühllose Wollüstlinge Millionen von Menschen zum Elend, zur Schmach, zur schlechten Behandlung und zur Vergessenheit der Würde ihres Charakters verdammen, um sich Vergnügungen zu verschaffen, die so eitel als unnütz sind, dies vermag mein Geist ohne Abscheu nicht zu fassen; und doch ist dieses das allgemeine Gemälde der Kolonien.

Wer könnte nun noch den schädlichen Einfluß der neuen Welt auf die alte verkennen? und wer wird noch

in

in Verlegenheit seyn, die letzten Theile der Raynalschen Frage zu beantworten?

„Ob die Entdeckung von Amerika etwas wesentlich „Gutes hervorgebracht hat, und welches die Mittel sind, „es zu erhalten und zu vermehren? und, wenn es Uebel „hervorgebracht hat, welches die Mittel sind, ihnen ab„zuhelfen?“

Kann man wohl einige Produkte für ein wesentliches Gut halten, die man nicht erhalten kann, ohne verschiedene Völker auf einmal auszurotten, so der Luxus heischt und die Menschheit verweigert, die niemand nähren und dennoch einer so großen Menge Unglücklicher das Leben kosten? Wäre es nicht vielmehr ein Verbrechen, wenn man den Europäern, so in Amerika Besitzungen haben, Mittel an die Hand gäbe, ihren Landbau zu vergrößern, indem sie es doch nur mit verdoppelter Tyranney und der Vermehrung ihres eignen Verlustes thun würden? Weit entfernt die verschiedenen Staaten auf die allgemein fehlerhafte Behandlung ihrer Kolonien, und auf die erschöpfte Fruchtbarkeit, so eine Folge davon ist, aufmerksam zu machen, ist es besser, sie bey dem augenblicklichen Besitz einzuschläfern. — Wir wollen lieber, wenn es möglich ist, den Augenblick beschleunigen, wo die Völker der alten Welt durch die Kosten eines ruinirenden Landbaues zurückgeschreckt, sich werden gezwungen sehen, das Erdreich, so dessen Gegenstand ist, zu verlassen. Alsdenn wird der Ueberrest der dahin geschleppten unglücklichen Neger frey werden, und dieselben Länder unter sich theilen, so die Europäer nicht mehr mit Vortheil benutzen können, und eine ihren Bedürfnissen angemessene Fruchtbarkeit darauf finden; aus ihnen wird eine Menge Generationen entspringen, die vielleicht dereinst der

neuen

neuen Welt eben so zahlreiche Völkerschaften liefern werden, als man bereits daselbst ausgerottet hat. Sollte aber auch durch ein ganz eignes Unglück dieser Keim von Bevölkerung nicht fortkommen, sondern ganz verlöschen, würde auch alsdenn seine gänzliche Vernichtung nicht noch dem gegenwärtigen System der Behandlung vorzuziehen seyn?

O mein Vaterland! wie freue ich mich, daß du keinen Theil an den Verbrechen genommen hast, die ich hier beschrieben habe; glücklicher in deiner Mittelmäßigkeit als die mächtigsten Staaten, und furchtbarer für deine Feinde genießest du die Früchte deiner Klugheit, nämlich Friede und Freyheit!

Bey dir kennt man weder die drückende Pracht jener vornehmen Menschen, noch das äusserste Elend; alle deine Bewohner sind einander beynahe gleich, mit mehr oder weniger Ueberfluß; sie sind aufgeklärt, verehren die Tugend und lieben sich unter einander, kann man bey so großen Gütern wohl noch unglücklich seyn?

Ende.

Auszug

aus einem Tagebuche der Witterungsbeobachtungen, so zu Cap Francois auf der Insel Saint Domingue angestellt worden.

Nachricht.

Es wurden täglich vier Beobachtungen angestellt, nemlich: um sieben Uhr des Morgens, um Mittag, um drey Uhr Nachmittags, und um sieben Uhr des Abends. Die Barometerhöhen sind nach der Oberfläche des Meeres berechnet worden. Man bediente sich eines Thermometers von Queckſilber, so von aller Luft gereinigt und in 80 Theile eingetheilt war. Die Berechnung der mittlern Höhen des Barometers von jedem Monat wurde nach den vereinigten Beobachtungen der Tage gemacht; eben so verhält es sich mit den Graden der mittlern Wärme.

Die größten und die kleinsten Barometerhöhen sind die von jedem Monat, eben so verhält sichs mit den größten und den mittlern Graden der Wärme, hierbey ist aber anzumerken, daß letztere unmittelbar vor Aufgang der Sonne und nicht um sieben Uhr des Morgens beobachtet wurden.

NB. N. O. und Seewind bedeuten dasselbe für den Ort, wo die Beobachtungen angestellt worden sind.

1782. seit dem 24sten	Mittlere Barometerhöhen.	Mittlere Wärme der Luft im Schatten.	die größten und geringsten Höhen des Barometers.	die größten und geringsten Wärmegrade der Luft im Schatten.	Zustand des Himmels.
	Zoll. Lin. Gr.	Grade.	Zoll. Lin. Gr.	Grade.	
May.	28. 1. 8.	$23\frac{5}{8}$.	28. 2. 3. 28. 1. 0.	$25\frac{4}{8}$. 19.	Vier Regen Nachmittag mit Donner begleitet in vier verschiedenen Tagen. Die übrige Zeit schöner Himmel, regelmäßiger Seewind des Tags und Landwind des Nachts.
Iunius.	28. 2. 6.	$23\frac{1}{8}$.	28. 3. 3. 28. 1. 0.	26. $18\frac{4}{8}$.	Eilf Regen Nachmittag mit Donner begleitet an eilf verschiedenen Tagen. Die übrige Zeit wie gewöhnlich schöner Himmel, einige Windstillen, oder Seewind des Tages und Landwind des Nachts.
Iulius.	28. 1. 10.	$23\frac{5}{8}$.	28. 2. 9. 28. 0. 9.	$26\frac{6}{8}$. 19.	Neun Regen Nachmittag mit Donner begleitet an neun verschiedenen Tagen; einige verstärkt. N. O. Winde, wenig stilles Wetter, am öftersten gewöhnlicher Seewind bey Tag und Landwind bey Nacht.
Auguſt.	28. 1. 6.	24.	28. 2. 2. 28. 0. 8.	$26\frac{4}{8}$. 19.	Drey starke Gewitter Nachmittags an drey verschiedenen Tagen und fünf kleine Regen sowohl vor als nach Untergang der Sonne; mehrere sehr heftige Seewindstöße, einige Windstillen, im Ganzen aber Seewind des Tags und Landwind des Nachts.
September.	28. 1. 2.	$22\frac{7}{8}$.	28. 2. 3. 28. 0. 2.	$26\frac{6}{8}$. 18.	Ein ganzer Tag Regen ohne Donner; neun andere Regen, wovon sechse mit Donner begleitet, an neun verschiedenen Tagen, einige Nachmittag, die andern nach Untergang der Sonne. Viel Windstille und bedeckter Himmel. Den übrigen Monat Seewind des Tags und Landwind des Nachts.
October.	28. 1. 0.	$22\frac{2}{8}$.	28. 3. 0. 27. 11. 3.	$24\frac{6}{8}$. 18.	Wenig Tage waren ohne Regen, die jederzeit der Seewind brachte; einige Nachmittage waren mit Donner begleitet, die mehrsten aber fielen des Nachts; es haben sich viele Windstillen eingestellt und starke Seewindstöße, des Morgens einige Nebel, und der Wind wie gewöhnlich.
November.	28. 1. 8.	$20\frac{6}{8}$.	28. 3. 0. 28. 0. 3.	$24\frac{4}{8}$. $15\frac{3}{8}$.	Der Regen war eben so häufig als im vorigen Monat, allein man hörte beynahe keinen Donner; die mehrsten fielen nach Untergang der Sonne, einige Nachmittag und einige des Morgens. Der Wind hielt seinen gewöhnlichen Lauf, zuweilen stellten sich starke Seewindstöße ein.
December.	28. 2. 0.	20.	28. 2. 9. 28. 0. 10.	$22\frac{6}{8}$. 15.	Eilf Tage Regen zu verschiedenen Stunden, ohne Donner. Die Wolken kamen beständig von N. O. Wenig Windstillen und heftige Seewindstöße. Der Lauf der Winde wie gewöhnlich.
1783.					
Ianuar.	28. 2. 5.	$20\frac{6}{8}$.	28. 3. 10. 28. 1. 4.	$22\frac{6}{8}$. $15\frac{2}{8}$.	Acht Nacht- und drey Tagregen, alle ohne Donner; sie kamen von N. O. Einige Windstillen, viele heftige Seewindstöße, und der übrige Lauf der Winde wie gewöhnlich.
Februar.	28. 3. 4.	$20\frac{6}{8}$.	28. 4. 3. 28. 1. 10.	23. 16.	Eilf Regen ohne Donner, wovon achte des Nachts, und alle aus N. O. Einige Windstillen und sehr heftige Seewindstöße. Der Lauf der Winde im Allgemeinen wie gewöhnlich.
Maerz.	28. 2. 11.	$20\frac{3}{8}$.	28. 4. 4. 28. 2. 0.	$23\frac{2}{8}$. 16.	Acht Regen ohne Donner aus N. O., wovon dreye jeder einen ganzen Tag dauerte, die andern fielen des Nachts; wenig Windstillen, mehrere heftige Seewindstöße, und die Winde im Ganzen wie gewöhnlich.
April.	28. 2. 7.	$20\frac{6}{8}$.	28. 4. 3. 28. 1. 3.	24. $15\frac{6}{8}$.	Ueber die Hälfte des Monats herrschten heftige Seewinde; sieben sehr starke Regen ohne Donner; einige fielen des Nachts, die übrigen zu verschiedenen Stunden des Tags. Die Winde hielten ihren gewöhnlichen Lauf.

	1782.

S

Givod - Chantrans